GUSTAV FREYTAG

E[redacted] Arbeitshilfe
mit Vortrag
und Lesungen
für
Freytag-Veranstaltungen
herausgegeben vom

BUND
DER
VERTRIEBENEN
Vereinigte Landsmannschaften
und Landesverbände
Kulturreferat
5300 BONN
Kölnstraße 3



Gustav Freytag wurde am 13. Juli 1816 in Kreuzburg (Oberschlesien) geboren. Er besuchte das Gymnasium in Oels und studierte dann in Breslau und Berlin Germanistik. 1839 bis 1844 war er Privatdozent an der Universität Breslau. Dann wurde er freier Schriftsteller. 1848 bis 1870 gab er zusammen mit Julian Schmidt „Die Grenzboten" heraus, eine Zeitschrift im Geiste des preußisch-deutschen Liberalismus. Seit 1848 lebte Freytag in Leipzig, den Sommer verbrachte er in seinem Landhaus zu Siebleben bei Gotha. 1881 zog er nach Wiesbaden. Dort starb er am 30. April 1895. Als Publizist, als Erzähler und als Kulturhistoriker zählt Gustav Freytag zu den großen Gestalten des deutschen Geisteslebens im 19. Jahrhundert.

ikgs

Liebe Mitarbeiter!

Auch in diesem Jahre wollen wir auf vielfachen Wunsch die Reihe unserer Arbeitshilfen fortsetzen. Ähnlich wie das Stifter- und das George-Heft, wie im vergangenen Jahre das Roth-Heft, haben wir anläßlich des 75. Todestages von Gustav Freytag nun ein Freytag-Heft gestaltet.

Hinsichtlich der technischen Einzelheiten verweisen wir auf das Stifter-Heft, letzte Seite.

Unser besonderer Dank gilt dem Freytag-Kenner, Dr. Rupprecht Leppla, dem ersten Vorsitzenden und Archivleiter der Deutschen Gustav-Freytag-Gesellschaft, für seine Unterstützung bei diesem Vorhaben.

„Mein eigenes Dasein hat mich da, wo ich irrte und fehlte, und da, wo ich mich redlich bemühte, mit tiefer Ehrfurcht vor der hohen Gewalt erfüllt, welche unser Schicksal lenkt... Und demütig verstehe ich, daß zu dem besten Besitz meines Lebens zuerst gehört, was ich von meinen Vorfahren als Erbe übernahm: ein gesunder Leib, die Zucht des Hauses, der Heimat; demnächst, was ich durch eigene ernsthafte Arbeit erworben habe: der freundliche Anteil und die Achtung meiner Zeitgenossen."

Gustav Freytag

Gustav Freytag wurde am 13. Juli 1816 in Kreuzburg (Oberschlesien) als Sohn des Arztes und Bürgermeisters Gottlob Ferdinand Freytag geboren. Er besuchte das Gymnasium in Oels und studierte 1835–1838 Germanistik in Breslau und Berlin. 1839 habilitierte er sich an der Breslauer Universität für deutsche Philologie mit einer Schrift über die dichtende Nonne Roswitha von Gandersheim. 1844 gab er die akademische Laufbahn auf. Seine Neigung galt vor allem dem Theater. Er hatte Erfolg mit seinem Lustspiel „Die Brautfahrt" und den Schauspielen „Die Valentine" und „Graf Waldemar". Im Jahr 1848 wurde er politischer Publizist. Mit Julian Schmidt erwarb er die politisch-literarische Wochenschrift „Die Grenzboten" und gab sie bis 1870 heraus. Er vertrat darin den Führungsanspruch Preußens in der deutschen Frage, den Liberalismus in der Innenpolitik und den Realismus in der Literatur. 1852 vollendete er seine „Journalisten", eins der besten deutschen Lustspiele. 1855 erschien sein bekanntestes Werk, der Roman „Soll und Haben", der das deutsche Volk in all seiner Tüchtigkeit bei der Arbeit zeigt. Es folgten „Die verlorene Handschrift" (1864) und der umfangreiche Romanzyklus „Die Ahnen" (1872–1880). Das Hauptwerk Freytags sind die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" (1859–1866), die Kulturgeschichte des deutschen Volkes auf Grund von Selbstzeugnissen. 1881 zog Freytag des milderen Klimas wegen nach Wiesbaden und starb dort am 30. April 1895. Bestattet wurde er auf dem Friedhof Sieblehen.

Zur weiteren Ausgestaltung von Veranstaltungen

empfehlen wir Ihnen eine **Gustav-Freytag-Ausstellung** der Deutschen Gustav-Freytag-Gesellschaft, die das Kulturwerk Schlesien – den räumlichen Möglichkeiten im Umfange angepaßt – vermittelt. Die gleiche Stelle benennt Ihnen auch geeignete Referenten für **Vorträge.** Wenden Sie sich bitte mit allen Fragen rechtzeitig an das Kulturwerk Schlesien e. V., 87 Würzburg I, Herrnstraße 1, Postfach 32.

Das Werk von Gustav-Freytag und das Schrifttum über ihn ist heute meist nur in Bibliotheken erhältlich. Wir empfehlen besonders:

Dove, Alfred: G. F., in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 48 (1904). Wieder abgedruckt in **Dove,** Alfred: Ausgewählte Aufsätze und Briefe, Bd. 1 (1925), S. 191–222.

Koebner, R.: G. F., in: Schlesische Lebensbilder, Bd. 2 (1926). Gustav-Freytag-Sonderheft, Der Oberschlesier, Jg. 17 (1935), Heft 6.

Martini, Fritz: G. F., in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 5 (1961).

Hayduk, Alfons: G. F., in: Große Deutsche aus Schlesien, München 1959 (im Handel!).

Eine reichhaltige **Dokumentation** über Freytags Leben und Schaffen bieten die „Gustav-Freytag-Blätter", Mitteilungen der Deutschen Gustav-Freytag-Gesellschaft e. V. Wiesbaden und des Gustav-Freytag-Archivs und -Museums in Wangen. Heft 1–28 (1954–1969).

Wir wünschen Ihren Veranstaltungen viel Erfolg.

Ihr
Siegfried Kottwitz

GUSTAV FREYTAG

Einen Mann „von der Grenze" hat sich Gustav Freytag selbst genannt. Er wurde am 13. Juli 1816 in dem Städtchen Kreuzburg, im Norden der Provinz Oberschlesien geboren. Sein Vater, Gottlob Ferdinand Freytag (1774–1848) war Arzt und während vieler Jahre Bürgermeister von Kreuzburg. Der Großvater war Pfarrer im nahen Konstadt. Die Familie geht auf den protestantischen Freibauern Simon Freytag (1578–1641) in Schönwald, nördlich von Kreuzburg, zurück. Wie dieser, nahmen auch seine Nachkommen deutsche Frauen. Gustav Freytags Mutter, Henriette Albertine Zebe (1787–1855), war Pfarrerstochter aus Wüstebriese im Kreis Ohlau, *„eine helle Gestalt, eine ausgezeichnete Wirtin"*. Im Elternhaus verlebte Gustav Freytag zusammen mit seinem vier Jahre jüngeren Bruder Reinhold eine glückliche Kindheit (1820–1858). Bis zu seinem dreizehnten Lebensjahr wurde der Junge von seinem Onkel, dem Pastor E. G. Neugebaur, privat unterrichtet; der Hauptakzent lag auf dem Latein. 1829 kam Gustav Freytag auf das Gymnasium der alten Piastenstadt Oels, unweit von Breslau. Dort wohnte er beim Stadtgerichtsdirektor Karl Freytag, dem jüngeren Bruder seines Vaters, einem in der Weltliteratur wohlbewanderten, sprachenkundigen Junggesellen. *„Aber nicht die gewählte Gesellschaft in der Bücherstube des Oheims fesselte zumeist, sondern die grauen Bände einer kleinen Leihbibliothek ... Ich las ohne Erbarmen gegen mich selbst und den Verleiher alles, was mir in die Hände kam."* Dort entdeckte er Walter Scott, den er ein Leben lang las und bewunderte, genau so wie die Indianerromane J. F. Coopers. Das Gymnasium verließ Freytag 1835 als Primus und ging dann zur schlesischen Landesuniversität Breslau, um dort klassische Philologie zu studieren. Für Prof. Karl Schneiders *„dieses schönen Manns der griechischen Philosophie"* grammatische Auslegung des Plato konnte er sich nicht erwärmen. Lieber hörte er Ambroschs Vorlesung über römische Altertümer. Entscheidend aber wurde für ihn ein Privatissimum über Handschriftenkunde bei A. H. Hoffmann von Fallersleben, dem Dichter des Deutschland-Liedes. Bald darauf verlor dieser wegen seiner demokratischen Gesinnung die Professur. *„Ich war der einzige Zuhörer und erhielt die Stunde in seiner Wohnung. Durch ihn wurde ich in das weite Gebiet der germanischen Altertümer eingeführt."* In der damals aufblühenden Germanistik sah Freytag die ihm gemäße Wissenschaft. Das Verbindungsleben im Korps Borussia ließ ihm jedoch wenig Zeit zum Studium. 1836 nahm Freytag als Chargierter am großen Zobtenkommers der Breslauer Studentenschaft teil. Es war die Zeit der Demagogenriecherei. Freytag entzog sich den Folgen der strengen behördlichen Untersuchung gegen die Korpsburschen, die am Kommers teilgenommen hatten, indem er nach Berlin ging. An der dortigen Universität wurde Karl Lachmann, der Meister philologischer Textkritik, sein Lehrer. Aus dem Kreis seiner Berliner Studienfreunde sind Ludwig Hollmann, Julius Gerloff und vor allem Adalbert Kuhn, der namhafte Indogermanist und Mythologe, zu nennen. Ferner Moritz Koppe, dessen Vater auf Amt Wollup im Oderbruch zwei große Staatsgüter leitete. Dort gewann der Student als Feriengast Einblick in planmäßig und großzügig betriebene Landwirtschaft. Für seine Romane zog Freytag später Gewinn aus diesen Erfahrungen. In Berlin dagegen genoß er mit den Freunden begeistert Literatur und Theater; sie regten ihn zu eigenen dramatischen Versuchen an. Bei Lachmann promovierte Freytag 1838 mit der Dissertation „De initiis scenicae poesis apud Germanos" (Über die Anfänge der dramatischen Poesie bei den Deutschen).

In die Heimat zurückgekehrt, habilitierte sich Freytag 1839 mit einer Abhandlung „De Hroswitha poetria" – über die Dichterin des 10. Jahrhunderts, die in lateinischer Prosa Legenden dramatisiert hatte – für deutsche Philologie an der Universität Breslau. Bis zum Herbst 1846 blieb Freytag in der schlesischen Hauptstadt. Dort genoß er die Geselligkeit in vollen Zügen. Als Privatdozent

las er über mittelhochdeutsche Grammatik und Literaturgeschichte, über germanische Mythologie, behandelte aber auch die neuere deutsche Poesie seit Goethe und Schiller. Als Hoffmann von Fallersleben 1843 entlassen wurde, bewarb sich Freytag um dessen außerordentliche Professur, jedoch vergebens. Seine Absicht, in einer kulturgeschichtlichen Vorlesung die „historische Entwicklung der deutschen Volkstümlichkeit" darzustellen, scheiterte an dem Widerspruch des Fachhistorikers. Freytag verzichtete auf die akademische Laufbahn und folgte seinen poetischen Neigungen. Seine Gedichtsammlung „In Breslau" (1845) enthält Gelegentheitsverse (als Schlesier fiel ihm das Versemachen nicht schwer) und erzählende Gedichte. Doch war Freytag nach eigenem Bekenntnis kein Lyriker. Seine stärkste Neigung galt dem Drama. Fühlung hatte er mit dem seit 1842 von Karl von Holtei geleiteten Breslauer Stadttheater. 1841 schrieb Freytag das historische Lustspiel „Die Brautfahrt oder Kunz von der Rose". Es geht darin um die Werbung Erzherzog Maximilians um Maria von Burgund. Das Stück erhielt einen Preis der Berliner Hoftheaterintendanz, wurde an zwölf Theatern gespielt, kannte aber keinen nachhaltigen Erfolg. Freytag bemühte sich nun um Sicherheit im dramatischen Handwerk. Er verkehrte, wie auch später in Leipzig, viel mit Schauspielern, studierte wie Laube und Gutzkow die überlegene französische dramatische Technik, vor allem den „großen alten Taschenspieler" A. E. Scribe. Diesem Vorbild folgte er in seinen nächsten Schauspielen, der bühnengerechten „Valentine" (1846) und dem „Grafen Waldemar" (1847). Beide Stücke waren mit jungdeutscher Zeittendenz gesättigt und hatten Erfolg. Sie atmen einen ihm wesensfremden Geist.

Ende 1846 verbrachte Freytag einige Monate in Leipzig, in heiterem, für den Theaterdichter förderlichem Umgang mit Schauspielern und seinem schlesischen Landsmann Heinrich Laube. Dann verließ er die Heimat für immer. Er zog nach Dresden und heiratete dort die wohlhabende Schlesierin Emilie Scholz (1811–1875), eine geschiedene Gräfin Dyhrn. Die Ehe blieb kinderlos, war aber glücklich, in späteren Jahren von der geistigen Erkrankung seiner Frau überschattet. Freytag fühlte sich in Dresden auf dem Wege zum erfolgreichen modernen Dramatiker. Da wandte er sich 1848 der Politik zu. Jetzt erschütterte ihn Preußens Versagen in der Revolution. Er hielt es für seine Pflicht, nunmehr publizistisch zu wirken, und wurde Journalist, wenn er auch nicht für die Tagespresse schrieb. In steter Fühlung mit dem politischen und geistigen Leben entfaltete Freytag fortan seine große Begabung als vielseitiger Schriftsteller, der in Politik, Literatur und Wissenschaft zu Hause ist und das richtige und präzise Wort zum Thema findet. In Leipzig begegnete er dem Literaturhistoriker Julian Schmidt (1818–1886), der ebenfalls politisch-publizistische Begabung besaß. Zusammen mit ihm erwarb er die 1841 von dem österreichischen Flüchtling Ignaz Kuranda begründete politisch-literarische Wochenschrift „Die Grenzboten". *„Die neuen Inhaber beschlossen, die Zeitschrift zu dem Organ zu machen, in welchem das Ausscheiden Österreichs aus Deutschland und die preußische Führung leitende Idee des politischen Teils sein sollten, dazu vom liberalen Standpunkt ein Kampf gegen die Auswüchse der Demokratie und den Schwindel des Jahres. In dem literarischen Teil aber eine feste und strenge Kritik aller der ungesunden Richtungen, welche durch die jungdeutsche Abhängigkeit von französischer Bildung und durch die Willkür der alten Romantik in die Seelen der Deutschen gekommen waren."* Am 1. Juli 1848 begannen die neuen Herausgeber ihre Tätigkeit. Julian Schmidt schied 1861 aus, Freytag 1870 infolge konfessioneller Meinungsverschiedenheiten mit dem Verleger F. W. Grunow.

Die „grünen Blätter" oder die „Grünen", wie „Die Grenzboten" wegen der grünen Farbe des Heftumschlags von Freytag selbst genannt wurden, waren neben den jüngeren „Preußischen Jahrbüchern" die wichtigste Zeitschrift des preußisch-deutschen nationalen Liberalismus. Sie traten gegen das jung-

deutsche Programm Karl Gutzkows und für den poetischen Realismus ein, jene Richtung, in der sich Freytags eigenes literarisches Schaffen wie das der meisten großen Erzähler des 19. Jahrhunderts bewegte. Als das Deutsche Reich 1871 unter Führung Preußens gegründet wurde, verlor die Zeitschrift an Bedeutung. Nach seiner Trennung von den „Grenzboten" arbeitete Freytag an der neuen nationalliberalen Zeitschrift „Im neuen Reich" mit, die jedoch nicht lange erschien (1871–1881).

Für „Die Grenzboten" hat der Journalist Freytag etwa 700 Artikel geschrieben. In seine gesammelten Werke hat er davon in strenger Auswahl nur einen kleinen Teil aufgenommen.

Seit dem Herbst 1848 wohnte Gustav Freytag in Leipzig. Auf ärztlichen Rat hin kaufte er 1851 im Dorf Siebleben bei Gotha ein behagliches Landhaus mit großem Garten, das früher einmal dem Minister S. von Frankenberg gehört hatte und im Kreise Goethes „die gute Schmiede" hieß. *„Ich fühlte mich in dem Besitz sehr wohl und siedelte jedes Frühjahr gern dorthin über. Die heitere Ruhe förderte mir auch die literarische Tätigkeit, dort ist bei weitem der größte Teil meiner größeren Arbeiten ausgesonnen. Seitdem verlief mein Leben, wie das unserer alten Heidengötter, zweigeteilt zwischen Sommer und Winter; so oft der Frühling kam, die Obstbäume blühten, Fink und Star ihre Stimmchen erhoben, zog ich hinaus ins freie Land ..."*

Der Politiker Freytag gewann einen fürstlichen Freund, den Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha, wegen der Teilnahme an bürgerlichen Schützenfesten auch „Schützen-Ernst" genannt. Er regierte seit 1844 und hielt abwechselnd in beiden Landesteilen Hof, sowohl in Gotha, Coburg als auch auf den umliegenden Schlössern. Der Herzog und der bürgerliche Dichter fühlten sich durch gleiche nationale und liberale Gesinnung verbunden, beide traten entschieden für die deutschen Einheitsbestrebungen ein. Dem liberalen politischen Verein, den der Herzog 1853 gründete, widmete sich Freytag mit ganzer Hingabe. In der Reaktionszeit wurde Gotha zu einem Asyl für politisch Verfolgte. Zu diesen gehörte auch Freytag. Der Herzog schützte ihn 1854 vor den Nachstellungen der preußischen Polizei, als diese nach Freytag, wegen der Verbreitung einer in Berlin mißliebig aufgenommenen politischen Nachricht, fandete. Er verlieh ihm ein formelles Hofamt, das ihm außer dem Hofratstitel auch die gothaische Landeszugehörigkeit einbrachte. Freytag war oft Gast Herzog Ernst's auf Schloß Reinhardsbrunn bei Friedrichroda und auf dem Callenberg bei Coburg. Er war der politische wie literarische Berater seines „Dux", wahrte dabei aber stets seine Unabhängigkeit. Als ihm der Herzog später den Adelstitel anbot, lehnte er ab.

„In der Stille des Dorfes, unter dem Blätterdach alter Linden, kam im Jahre 1852 wieder die Freude an eigener Erfindung. Ich war unter das Völklein der Journalisten geraten und trug im Herzen die Bilder vieler närrischer Käuze, die ich kennengelernt. Da machte es sich von selbst, daß ich dies Stück Welt, in welchem ich mit Behagen verkehrte, für mein altes Handwerk in Anspruch nahm ... Ich schrieb das Lustspiel „Die Journalisten" in den drei Sommermonaten nieder. Nie ist mir ein Plan so schnell fertig geworden als dieser ..."

Das Lustspiel ist zum Teil früher entstanden, als es Freytag in seinen „Erinnerungen" berichtete. Uraufgeführt wurde es am 8. Dezember 1852 im Stadttheater zu Breslau. Doch sagte dem Dichter die von seinem Freund Eduard Devrient am 2. Januar 1853 in Karlsruhe veranstaltete Aufführung mehr zu. Das „frische, liebenswürdige, sogar originelle Lustspiel" (Egon Friedell), in dem der politische Gegensatz zwischen einer liberalen und einer konservativen Zeitung anläßlich der Wahlen gemütlich ausgetragen wird, hat sich bis in unsere Tage im Spielplan der deutschen Theater gehalten. Der Pressekampf war schon damals viel schärfer, als er hier mit guter Laune dargestellt wird. Das Stück verdankt seinen dauerhaften Erfolg den treffsicher gezeichneten Gestalten. Der muntere Re-

dakteur Bolz ist ein Selbstporträt Freytags. Zu Charaktertypen wurden der Wahlmann Piepenbrink und vor allem der Pfennigschreiber Schmock mit dem brillanten Stil, der gelernt hat, in beiden Richtungen zu schreiben, links und rechts.

Mit einem Römerdrama in fünffüßigen Jamben, den „Fabiern" (1859), nahm Freytag Abschied vom dramatischen Schaffen.

In seiner „Technik des Dramas" (1863) wollte Freytag *„die Lebensbedingungen des Dramas vom technischen Standpunkt"* darstellen. Aus gründlicher Kenntnis der Weltliteratur, des zeitgenössischen Theaters und aus eigenen Erfahrungen schrieb er diese Handwerkslehre für angehende Dramatiker. Sie kann keine kanonische Geltung beanspruchen, ist aber reich an feinen Beobachtungen und deshalb heute noch lesenswert.

Der Roman „Soll und Haben" (1855), Herzog Ernst II. gewidmet, ist Freytags bekanntestes und erfolgreichstes Werk. Es erwuchs aus innerer und äußerer Lebenserfahrung. Die poetische Idee des Buches hat Freytag selbst in die nüchternen Worte gefaßt, der Mensch solle sich davor hüten, daß Gedanken und Wünsche, durch Phantasie erregt, zu große Herrschaft über sein Leben gewinnen. Als Motto war dem Roman das Wort Julian Schmidts vorangestellt: „Der Roman soll das deutsche Volk suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit." Diesen deutschen Arbeitsalltag schilderte Freytag wahrheitsgetreu im Wirkungskreis eines ehrenhaften Kaufmanns, wie er ihn im Hause seines Freundes Th. Molinari in Breslau kennengelernt hatte. In scharfem, bisweilen überspitztem Gegensatz dazu zeichnete er den untergangsreifen Landadel und die Geschäftswelt, insgesamt „drei Lebenskreise, die sich im Grenzland Schlesien schärfer als anderswo kontrastierten" (A. Hayduk). Es wäre abwegig, auf Grund von Gestalten wie Veitel Itzig oder Hirsch Ehrenthal Freytag eine antisemitische Tendenz zu unterstellen, was hier und dort geschehen ist. Er, der in dritter Ehe eine Frau jüdischer Abkunft heiratete und in seiner für die Wiener „Neue Freie Presse" geschriebenen „Pfingstbetrachtung" (31. März 1893) den Antisemitismus entschieden verurteilte, wollte durch den allzu kraß hervorgehobenen Gegensatz, ähnlich Dickens, nur einen starken Spannungseffekt erreichen.

In „Soll und Haben" fand Freytag den wesensgemäßen Ausdruck für das Selbstverständnis und Selbstbewußtsein des Bürgertums seiner Zeit. Deshalb wurde der „mit deutscher Zuständlichkeit" erfüllte Roman ein so großer Erfolg, „ein unendlich gelesenes Buch von kaum zu erschütternder Geltung" (Rudolf Borchardt). Freytags zweiter großer Roman, „Die verlorene Handschrift" (1864), erfreute sich nicht in gleichem Maße der Gunst des Publikums. Das Motiv des Romans fand er in einem Gespräch mit dem gelehrten Freund Moritz Haupt. Dieser erörterte den Plan, in den Resten einer alten Klosterbibliothek nach einer verlorenen Livius-Handschrift zu forschen. Angeregt wurde er ferner durch die Handschriftenfälschungen des Griechen Simonides (1856), durch die sich selbst große Gelehrte täuschen ließen. Freytag hat die Idee seines Romans so ausgedrückt: *„In die unsträfliche Seele eines deutschen Gelehrten werden durch den Wunsch, Wertvolles für die Wissenschaft zu entdecken, gaukelnde Schatten geworfen, welche ihm die Ordnung seines Lebens stören, zuletzt durch schmerzliche Erfahrungen überwunden werden."* Der Held des Romans, Prof. Felix Werner, ist eine Gelehrtennatur, von idealem Streben erfüllt. Auf der Jagd nach einer angeblichen Tacitus-Handschrift gerät er zu seinem Schaden ins Netz höfischer Ränke. Wiederum schildert Freytag ihm vertraute Lebensbereiche, das Landleben auf Gütern, die Universität und das Professorentum in seinen Vorzügen und Schwächen, endlich, in düsteren Farben, den kleinen Fürstenhof. Auch hier begegnen wir, wie in „Soll und Haben", der Schwarz-Weiß-Zeichnung von Milieus und Charakteren.

„Immer hatte mich das Leben des Volkes, welches unter seiner politischen Geschichte in dunkler unablässiger Strömung dahinflutet, besonders ange-

zogen, die Zustände, Leiden und Freuden der Millionen kleiner Leute. Dafür hatte ich schon in Breslau allerlei aus den Chronisten des Mittelalters eingesammelt. Für die ersten Jahrhunderte seit Erfindung des Bücherdrucks ... entdeckte ich viel in den Flugschriften, welche dem Bedürfnisse des Volkes zu dienen bemüht waren ... Deshalb legte ich eine Sammlung alter Flugschriften an, die Literatur der fliegenden Blätter und fliegenden Quartbüchlein, alles was einst in Reimen und Prosa der Erheiterung und Belehrung und den Tagesinteressen des Volkes gedient hatte." Freytag sammelte insgesamt 6 265 solcher Flugschriften, ordnete und katalogisierte sie. Nach seinem Tode erwarb Leopold Sonnemann, der Gründer der „Frankfurter Zeitung", die großartige Sammlung und schenkte sie der Frankfurter Stadtbibliothek.

In den „Grenzboten" veröffentlichte Gustav Freytag seit 1852 eine Reihe Aufsätze, *„in denen Aufzeichnungen vergangener Menschen benutzt wurden, um von dem Gemütsleben und den Verhältnissen alter Zeit zu erzählen. Jetzt ... kam mir der Gedanke, diese Schilderungen zu erweitern und in geschichtlicher Reihenfolge zusammenzustellen ... Ich griff zuerst in die Jahrhunderte der Reformation und des dreißigjährigen Krieges hinein ... Das Buch wurde unter dem Titel „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" 1859 gedruckt."* Den beiden ersten Teilen der „Bilder" folgte 1862 ein dritter, das 18. und das beginnende 19. Jahrhundert umfassend. In zwei weiteren Teilen „Aus dem Mittelalter" und „Vom Mittelalter zur Neuzeit" wurde die Zeit vor der Reformation geschildert. 1866 lag das Werk fertig vor. Glichen frühere kulturgeschichtliche Werke in ihrer systematischen Aufteilung des ungeheuren Stoffes zuweilen *„großen Trödelläden mit alten Kleidern, zu denen die Menschen fehlen"*, so wählte Freytag die entgegengesetzte Methode. Mit untrüglichem Spürsinn wählte er Zeugnisse des Seelenlebens typischer deutscher Gestalten aus und zeigte in deren Gemüt zugleich das Spiegelbild der sie umgebenden Welt und der geschichtlichen Ereignisse. Sein wichtigster Gedanke war, dem wirklichen Werdegang der von den Romantikern noch wandellos gedachten deutschen Volksseele nachzugehen, ihre Entwicklung von der Gebundenheit in der Gemeinschaft bis zur Befreiung bei der Einzelpersönlichkeit zu verfolgen.

Die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" sind „Gustav Freytags bis heute unübertroffenes Meisterstück" (Alfons Hayduk), „in ihrer Art ein klassisches Werk" (Egon Friedell). Aus dem Strom des Volkslebens tauchen in den „Bildern" einzelne große Persönlichkeiten auf, Luther und Friedrich der Große. Freytag hat sie vorzüglich charakterisiert. Als eine Art Fortsetzung der „Bilder" sah Freytag die Biographie an, die er über seinen Freund, den liberalen badischen Staatsmann Karl Mathy (1807–1868) geschrieben hatte. Sie erschien 1870.

Noch einmal kehrte Freytag zum Roman zurück. Er entwarf den großangelegten Plan, die deutsche Volksgeschichte zu individualisieren und in einem zyklischen Roman in den Schicksalen eines einzelnen Geschlechts von der Völkerwanderung bis zur Gegenwart, vom vandalischen Königssohn bis zum schlesischen Journalisten darzustellen. Ein Gedanke, der an E. Zolas „Les Rougon-Macquarts" erinnert. 1872–1880 erschienen „Die Ahnen" in sechs Abteilungen, acht Erzählungen umfassend: „Ingo", „Ingraban", „Das Nest der Zaunkönige", „Die Brüder vom deutschen Hause", „Markus König", „Der Rittmeister von Alt-Rosen", „Der Freikorporal bei Markgraf Albrecht" und „Aus einer kleinen Stadt". Freytag glaubte „den Gehalt seiner Bilder aus der deutschen Vergangenheit in Poesie umschmelzen zu können, ohne ihn zuvor seines wissenschaftlichen Charakters zu entkleiden" (Alfred Dove). Das gelang ihm nicht. Unverkennbar ist ein Abnehmen der Gestaltungskraft im ganzen, obwohl sie sich in einzelnen Teilen, wie z. B. im „Ingo" oder in den „Brüdern vom deutschen Hause" noch voll auswirkt. Nach den „Ahnen" hat Gustav Freytag nichts Poetisches mehr geschaffen. 1886–1888 versorgte er die Ausgabe seiner

„Gesammelten Werke" in 22 Bänden; von seinen publizistischen Arbeiten nahm er in diese, mit allzu strenger Selbstkritik, nur einen kleinen Teil auf; eine Nachlese von „Vermischten Aufsätzen" gab Ernst Elster heraus (1901–1903). Eingeleitet wurden die „Gesammelten Werke" durch Freytags anmutig vorgetragene Selbstbiographie „Erinnerungen aus meinem Leben", die 1887 auch gesondert erschien.

1870 rief Kronprinz Wilhelm (später Kaiser Friedrich III.) den ihm und seiner Gemahlin Victoria seit Jahren freundschaftlich verbundenen Dichter in sein Hauptquartier. Freytag zog *„in der Wetterwolke, welche durch Frankreich hindurch fuhr, über Weißenburg, Wörth und über die Vogesen nach Sedan, von da bis Reims. Als die Heere sich zur Belagerung von Paris südwärts wandten ... erbat ich meine Entlassung, weil es mir unrecht schien, ein müßiger Zuschauer zu bleiben, und weil auch die Tätigkeit eines Berichterstatters durch persönliche Beziehungen, welche Zurückhaltung auferlegten, verhindert wurde."* Nach dem Tod Kaiser Friedrichs III. gab Freytag 1889 unter dem Titel „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone" Erinnerungsblätter heraus. Er kritisierte darin dessen Lieblingsidee, die Wiederherstellung der alten deutschen Kaiserwürde und Kaiserherrlichkeiten durch die Hohenzollern, zu einer Zeit, als das neue deutsche Kaisertum längst eine vollendete Tatsache war. Die Charakteristik des unglücklichen Monarchen, der Freytag stets großes Wohlwollen bewiesen hatte, wurde als unfreundlich und pietätlos empfunden. Allerdings hatte Freytag gewisse Schwächen des Kronprinzen scharfsinnig erkannt; sie lagen für Freytag hauptsächlich in der Vorliebe für mittelalterlich-romantische Vorstellungen und in einem zu großen monarchischen Selbstbewußtsein. Das Schriftchen stieß, zur Verwunderung des Verfassers, zumeist auf Ablehnung.

Die Persönlichkeit Gustav Freytags offenbart sich politisch und menschlich am vollständigsten in seinen Briefen. Sein Freundeskreis war weitgespannt, er stand im Briefwechsel mit vielen gleichgestimmten und bedeutenden Zeitgenossen. Freytag war ein fleißiger und guter Korrespondent; die liebenswürdige, schalkhaft-humoristische Seite seines Wesens kommt in den Briefen besonders zur Geltung. Es erschienen bisher der Briefwechsel mit Heinrich von Treitschke (1900), mit Herzog Ernst II. (1904), Freytags Briefe an den General und Admiral Albrecht von Stosch (1913), an den ihm freundschaftlich verbundenen Verleger Salomon Hirzel (1902) und an seine dritte Gattin (1912). Viele Briefe an andere Freunde, z. B. an den Shakespeare-Übersetzer Wolf Grafen Baudissin, wurden in Zeitschriften veröffentlicht.

Um den Winter in milderem Klima zu verbringen, kaufte Freytag, der für Erkältungen besonders anfällig war und an Atembeschwerden litt, 1877 ein kleines Haus, 1881 eine große Villa in Wiesbaden. Letztere bewohnte er bis zu seinem Tode. Doch immer, wenn es Frühling wurde, zog es ihn, wie schon früher aus dem Leipziger Winterquartier aufs Land, nach Siebleben. In seinem Garten, unter Bäumen, die geliebte Zigarre in der Hand, hat ihn Karl Staffer-Bern auf einer Radierung festgehalten.

Als Freytag 1875 seine Gattin Emilie verloren hatte, vermählte er sich mit der aus Bayern stammenden Marie Dietrich (1846–1896), die dreißig Jahre jünger war als er. Der zweiten Ehe entsproß ein frühverstorbenes Kind, Waldemar, und Freytags einziger überlebender Sohn, der Ophthalmologe Gustav Willibald Freytag (1876–1960). Auch Marie Dietrich wurde geisteskrank. Mit Hilfe Herzog Ernst's ließ sich Freytag 1890 von ihr scheiden und ging 1891 mit der 36 Jahre jüngeren Wienerin Anna Strakosch, geb. Götzel (1852–1911) seine dritte Ehe ein. Sie brachte aus ihrer geschiedenen Ehe mit dem Rezitator Alexander Strakosch drei Kinder mit, denen Freytag ein treusorgender Stiefvater wurde. In Wiesbaden lebte Freytag sehr zurückgezogen. Seine Schriftstellerei hatte ihm ein beträchtliches Vermögen, etwa 1 Million Mark, eingebracht.

Der zeitgenössischen Dichtung gegenüber zeigte Freytag, im Alter, starke Zurückhaltung. Anders als Theodor Fontane, fand er kaum Kontakt zur „Moderne", zu dem sich seit 1885 siegreich durchsetzenden Naturalismus. Doch trat er als Mitglied der Schillerpreiskommission unbefangen für die jungen Dramatiker ein. Eine Beziehung ergab sich zu Gerhart Hauptmann, seinem schlesischen Landsmann. Als dessen Traumdichtung „Hannele" erschien, besprach er sie 1894 anerkennend in der „Deutschen Revue". Mit ihm stand er im Briefwechsel über die sogenannte Umsturzvorlage im preußischen Landtag. Beide Dichter empfanden diese als eine Bedrohung der Freiheit der Kunst; sie wurde schließlich von der Regierung zurückgezogen.

Freytag steht uns vor Augen, wie ihn anläßlich seines 70. Geburtstags der Schweizer Künstler Karl Stauffer-Bern (1857–1891) in staatlichem Auftrag gemalt und radiert hat: Ein stämmiger, kräftiger „großer Mann mit einem ausgeprägt slawischen Kopf". In jüngeren Jahren war sein Haar blond; er trug es ziemlich lang, dazu einen Spitzbart. Vor den kurzsichtigen Augen keine Brille.

1895 reiste Freytag nach Gotha, um dort an einer Konferenz zur Errichtung eines Denkmals für Herzog Ernst II. teilzunehmen. Auf der Heimfahrt nach Wiesbaden erkältete er sich; der Katarrh ging in eine Lungenentzündung über. Sie führte am 30. April 1895 zum Tode. Die Leiche wurde von Wiesbaden nach Siebleben überführt und auf dem dortigen Dorffriedhof bestattet. Auf dem marmorenen Grabstein stehen Freytags Worte: *„Tüchtiges Leben endet auf Erden nicht mit dem Tode, es dauert im Gemüt und Tun der Freunde, wie in den Gedanken und der Arbeit des Volkes."*

Keiner der großen realistischen Erzähler des 19. Jahrhunderts hat zu Lebzeiten solchen Erfolg gehabt, so großen Ruhm geerntet wie Gustav Freytag. Das deutsche Volk, seine führende Schicht, das Bürgertum, sah sich von ihm in seinen positiven Wesenszügen verstanden, fand seine Hoffnung, seinen Anspruch auf ein freiheitliches nationales Staatsleben von ihm vertreten und anerkannt. Man dankte Freytag, daß in allen Werken sein politisches Engagement spürbar wurde, daß er nicht von der Linie des klassischen Liberalismus abwich, auch als das Einheitsstreben der Nation sich anders erfüllte, als es Freytags Vorstellungen und Wünschen entsprach. Als nationalpolitischer Mentor, eine Rolle, in der er sich zuweilen allzusehr gefiel, fand er weithin Gehör.

Gustav Freytag wird in unserer Zeit als der exemplarische nationalpädagogische Autor, den man in ihm vor dem ersten Weltkrieg gern sah, nicht wieder aufleben. Wer sich heute mit ihm beschäftigt, wird bald merken, daß er es menschlich und politisch gesehen mit einem Charakter zu tun hat, mit einem Mann, der wie wenige unerschütterlich seiner Überzeugung nachging und sich bis ins hohe Alter ohne Rücksicht auf Tagesmeinungen, oft schmerzhaft, mit seiner Zeit auseinandersetzte. Für die politische Praxis war Freytag nicht geschaffen. In richtiger Selbsterkenntnis gab er sein Mandat als Abgeordneter des konstituierenden norddeutschen Reichstags von 1867 bald wieder auf. Er war Kritiker, Mahner, der vieles schärfer und richtiger sah als seine Zeitgenossen. So sah er z. B. in der Heroisierung des einzelnen eine Gefahr.

Die positive Bedeutung Gustav Freytags für unsere Gegenwart beruht in der vorbildlichen Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit seiner Überzeugungen und seiner Haltung in allen Lebensfragen. Freytag war sich seines Bürgertums bewußt, er war stolz darauf. Als bürgerliche Tugend galten für ihn nicht Mittelmaß, Egoismus, Absonderung, Mangel an Engagement, sondern Verantwortung gegenüber dem Volk und Verpflichtung gegenüber dem Staat. Dem Patriotismus Freytags war jeder überhebliche Nationalismus fremd. Die Ausgeglichenheit seiner Natur ließ ihn zwischen politischer Romantik und jungdeutschem Radikalismus den Weg der Mitte finden, der Wahrheit seines Zeitalters: von der Idee zur Wirklichkeit.

RUPPRECHT LEPPLA
geb. am 14. 9. 1900 in Berlin
lebt heute in Naurod über Wiesbaden

SOLL UND HABEN

heiter

Ostrau ist eine kleine Kreisstadt unweit der Oder, bis nach Polen hinein berühmt durch ihr Gymnasium und süße Pfefferkuchen, welche dort noch mit einer Fülle von unverfälschtem Honig gebacken werden. In diesem altväterischen Orte lebte vor einer Reihe von Jahren der königliche Kalkulator Wohlfart, der für seinen König schwärmte, seine Mitmenschen – mit Ausnahme von zwei Ostrauer Spitzbuben und einem groben Strumpfwirker – herzlich liebte und in seiner sauren Amtstätigkeit viele Veranlassung zu heimlicher Freude und zu demütigem Stolze fand. Er hatte spät geheiratet, bewohnte mit seiner Frau ein kleines Haus und hielt den kleinen Garten eigenhändig in Ordnung. Leider blieb diese glückliche Ehe durch mehrere Jahre kinderlos. Endlich begab es sich, daß die Frau Kalkulatorin ihre weißbaumwollene Bettgardine mit einer breiten Krause und zwei großen Quasten verzierte und unter der höchsten Billigung aller Freundinnen auf einige Wochen dahinter verschwand, gerade nachdem sie die letzte Falte zurechtgestrichen und sich überzeugt hatte, daß die Gardine von untadelhafter Wäsche war. Hinter der weißen Gardine wurde der Held dieser Erzählung geboren.

Anton war ein gutes Kind, das nach der Ansicht seiner Mutter vom ersten Tage seines Lebens die staunenswertesten Eigenheiten zeigte. Abgesehen davon, daß er sich lange Zeit nicht entschließen konnte, die Speisen mit der Höhlung des Löffels zu fassen, sondern hartnäckig die Ansicht festhielt, daß der Griff dazu geeigneter sei, und abgesehen davon, daß er eine unerklärliche Vorliebe für die Troddel auf dem schwarzen Käppchen seines Vaters zeigte und das Käppchen mit Hilfe des Kindermädchens alle Tage heimlich vom Kopf des Vaters abhob und ihm lachend wieder aufsetzte, erwies er sich auch bei wichtigerer Gelegenheit als ein einziges Kind, das noch nie dagewesen. Er war am Abend sehr schwer ins Bett zu bringen und bat, wenn die Abendglocke läutete, manchmal mit gefalteten Händen, ihn noch herumlaufen zu lassen; er konnte stundenlang vor seinem Bilderbuch kauern und mit dem roten Göckelhahn auf der letzten Seite eine Unterhaltung führen, worin er diesen wiederholt seiner Liebe versicherte und dringend aufforderte, sich nicht dadurch seiner kleinen Familie zu entziehen, daß er sich vom Dienstmädchen braten ließe. Er lief zuweilen mitten im Kinderspiel aus dem Kreise und setzte sich ernsthaft in eine Stubenecke, um nachzudenken. In der Regel war das Resultat seines Denkens, daß er für Eltern oder Gespielen etwas hervorsuchte, wovon er annahm, daß es ihnen lieb sein würde. Seine größte Freude aber war, dem Vater gegenüber zu sitzen, die Beinchen übereinander zu legen, wie der Vater tat, und aus einem Holunderrohr zu rauchen, wie sein Herr Vater aus einer wirklichen Pfeife zu tun pflegte. Dann ließ er sich allerlei vom Vater erzählen, oder er selbst erzählte seine Geschichten. Und das tat er, wie die Frauenwelt von Ostrau einstimmig versicherte, mit so viel Gravität und Anstand, daß er bis auf die blauen Augen und sein blühendes Kindergesicht vollkommen aussah, wie ein kleiner Herr im Staatsdienst. Unartig war er so selten, daß der Teil des weiblichen Ostrau, welcher einer düsteren Auffassung des Erdenlebens geneigt war, lange zweifelte, ob ein solches Kind heranwachsen könne; bis Anton endlich einmal den Sohn des Landrats auf offener Straße durchprügelte und durch diese Untat seine Aussichten auf das Himmelreich in eine behagliche Ferne zurückhämmerte. Kurz, er war ein so ungewöhnlicher Knabe, wie nur je das einzige Kind warmherziger Eltern gewesen ist.

GUSTAV FREYTAG

geb. am 13. 7. 1816 Kreuzburg O/S
gest. am 30. 4. 1895 in Wiesbaden

Einmal, als ich in Vaters Zimmer zu Wiesbaden frühstückte, fehlte der Löffel, um die „Haut" vom Milchkakao zu entfernen, worüber weinerliches Geschrei des verwöhnten Bübleins ausbrach.

„Aber Gustl, wer wird denn da flennen! Da macht man sich eben selber einen Robinsonlöffel! Hier, brich dir ein Stück Semmel ab und rühre damit um!" Das tat Gustl dann auch, und seine Tränen versiegten. „Wer ist denn das, der Robinson?" Und der Vater fing an, dem Dreijährigen zum ersten Male von dem unsterblichen Helden der Kinderjahre zu berichten. Zu dieser freundlichen Haltung als Erzieher schwebt die Gestalt des Vaters als früheste Erinnerung über der Jugendzeit des überzarten Knaben. Dennoch erhielt sich jahrelang zwischen Vater und Sohn ein gewisser Abstand, der wohl großenteils auf den bestehenden Altersunterschied zurückzuführen war. Der Vater war bei seiner Geburt sechzig, die Mutter dreißig Jahre alt. Ihre Herkunft aus einfachen Verhältnissen erschwerte ihr wohl auch den unbefangenen Umgang mit dem gelehrten und berühmten Manne. Das färbte natürlich auf den Knaben ab, hinderte aber nicht, daß er mehr und mehr mit Ehrfurcht zu dem Vater aufsah, der ihm Gegenstand grenzenloser Verehrung und fast absolutes Maß aller Dinge wurde, der wertvollste Besitz seines jungen Lebens. Freilich, er war eine ganz ungewöhnliche Persönlichkeit an äußerer und innerer Haltung, an Güte, an ausgedehntem Wissen, ein berufener geistiger Führer seines Volkes. Wenn die fünfzehn letzten Lebensjahre Gustav Freytags in Wiesbaden auch seinem Werke nur noch Weniges zufügten, so waren sie doch bedeutsam für sein Wirken als Vater und Erzieher. Wir wohnten erst am Rondell, dann erwarb der Vater 1881 eine große Villa mit Nebengebäude und schattigem Garten am Ostende der Stadt, am Hainerweg Nr. 12. einer steilen Villenstraße, deren oberer Teil später den Namen des Vaters erhielt.

Tod des zweiten Söhnchens und Krankheit der Mutter, ein Gemütsleiden, das die Unterbringung in einer Nervenheilanstalt notwendig machte, stellten den Vater vor schwere Aufgaben. Er ertrug die Schicksalsschläge mit großer Fassung. Er hatte noch wenig Bekannte in Wiesbaden. Zu häufigen Besuchen kam nur unser Arzt, Sanitätsrat Dr. Ricker, ein älterer Herr. Es war noch die gute alte Zeit der Hausärzte, die auch ohne besondere Veranlassung regelmäßig ihre Besuche machten. Dr. Ricker, dessen Einspänner-Droschke den steilen Hainerweg etwas mühsam erklomm, gönnte sich dann beim Vater eine Pause in seiner Tagesrunde und blieb bei einer Zigarre zu anregendem Gespräch. Es entstand so eine auf gegenseitiger Achtung gegründete Freundschaft, die auch gegen erhebliche Gegensätze Bestand hielt; denn Vater war Protestant und Preuße, Ricker Katholik und Zentrumsmann. Doch fanden sich die Alten wohl immer auf dem rein menschlichen Gebiete zusammen.

Der Besuch einer öffentlichen Schule war offenbar wegen meiner zarten Gesundheit unterblieben. Ich erhielt auch für die nächsten vier Jahre nur Privatunterricht. Im Sommer, während wir das Thüringer Besitztum in Siebleben bewohnten, wurde dort der Unterricht durch den Rektor der Schule fortgesetzt. In Siebleben durfte ich nun auch nach Herzenslust im großen parkähnlichen Garten, auf den Feldern und den nahen Höfen herumstreifen. Der Vater sorgte ständig für die körperliche und seelische Ertüchtigung des Knaben, schritt nicht selten auch selbst mit ihm nach dem südlich gelegenen Seeberg, von wo aus man den Thüringer Wald in langer Kette vor sich sah und die bekannten Drei Gleichen, die auch in den „Ahnen" Freytags eine Rolle spielen, ebenso wie das nördlich gelegene Friemar. Auch Erfurt wurde besucht, der Thüringer Wald mit dem hochragenden Inselberg, Friedrichsroda, Reinhardtsbrunn, auch die Wartburg mit ihren großen Erinnerungen, die Eisenacher Drachenschlucht und das

Annathal. Sommer 1885 war ich mit dem Vater für einige Tage in Coburg zum Besuche des Herzogspaares.

Im Wiesbadener Hause lebte nun der Vater mit dem Sohne still dahin. Es war für den im Greisenalter stehenden Dichter gewiß keine leichte Aufgabe, sich der Erziehung seines zwar geweckten, aber nervösen und in mancher Hinsicht schwierigen Kindes zu widmen. Dem Knaben freilich kam die Altersweisheit und Güte des Führers dieser Jahre sehr zugute.

Am Abend nach dem frühen Essen – tagsüber hatte ich ziemliche Freiheit – durfte ich dann noch ein Stündchen beim Vater sitzen, der alles aufbot, mich weiter zu bilden und auch sonst zweckmäßig und anregend zu beschäftigen. Der Vater erzählte oft irgendein Erlebnis oder in der ersten Zeit wohl auch ein Märchen. Später las er vor, aus Reinecke Fuchs und der Odyssee. Auch zum Sammeln regte er mich an. Doch durfte ich mich wegen der damit verbundenen Tierquälerei weder auf Schmetterlinge noch Käfer werfen. Dagegen förderte er das Briefmarkensammeln, das zudem allerlei nützliche Kenntnisse vermittelte, und erfreute mich häufig durch die Spende kleiner Serien.

Nicht selten machte der Vater mit mir am Nachmittage Spaziergänge, besuchte mit mir auch gelegentlich eine große Kiesgrube auf der Biebricher Höhe, worin sich reichlich fossile Muscheln fanden. Freytag war ja ein bedeutender Conchyliensammler. Er brachte viele Stunden mit der Ordnung seiner Schätze zu, die er in zahlreichen Schränken aufbewahrte. Er genoß übrigens in der Sammlerwelt gebührende Anerkennung; es gibt wenigstens zwei Schnecken oder Muscheln mit dem Beinamen „Freytagii".

Des Sonntags fuhr der Vater mit mir zuweilen in die nähere Umgebung. Eine besondere Freude waren die Rheinfahrten auf den prächtigen großen Dampfschiffen. Der Vater erklärte die Rheinlandschaft mit ihren Burgen und Hügeln. Wieder andere Ausflüge gingen nach Frankfurt, wo der Zoologische und der Palmengarten lockten.

Höhepunkt dieser Jugendjahre war wohl das Jahr 1886. Dieses brachte am 13. Juli den 70. Geburtstag des Vaters. Er wollte dabei möglichst allen Ehrungen und Festlichkeiten aus dem Wege gehen und fuhr am 10. Juli mit mir nach Siebleben, nachdem ihm vorher in Wiesbaden doch eine ganze Menge Glückwünsche und Besuche einen Vorgeschmack des Festtages gegeben hatten. Am 13. vereinigte sich dann in der Sieblebener „guten Schmiede" ein engerer Kreis aus Familie und Freundschaft. Das Haus hatte auch eine Anzahl Wohngäste und leistete an Speise und Trank alles Mögliche. Es erscheint uns heute gar nicht mehr faßbar, daß man damals in einem Landhause so viele Gäste beherbergen und bewirten konnte, obwohl die Anforderungen an Küche und Keller gewiß viel größer waren als heute. Es war ein ganz anderer Lebensstil, der aus der äußeren Sicherheit des Lebens und der Gewöhnung an Gastfreundschaft und gute Formen hervorging.

Der Vater blieb in diesem Sommer noch lange in Siebleben, wo ich mich im Garten und in der Umgegend nach Lust bewegen konnte. Bei der Rückkehr Anfang Dezember empfing Freytag ein großer Lorbeerkranz über der Eingangstür, gestiftet von den „vereinigten Gustav-Freytag-Straßern". In Begleitung seines Söhnchens machte der Vater drum überall in der Nachbarschaft seinen Dankbesuch.

ikgs

GUSTAV WILLIBALD FREYTAG
geb. am 16. 8. 1876 Frankfurt-Heddernheim
gest. am 16. 3. 1961 Memmingen

Die Stadt liegt im Flachlande in einer weiten Lichtung, die Wälder sind klein geworden, aber die Kiefern fassen den Horizont noch immer mit einem dunklen Saume ein, und die Stadt ist deutsche Grenzstadt geblieben nicht nur gegen Polen, auch gegen den oberen Teil von Schlesien, denn auch nach dieser Seite beginnen gleich hinter der Stadt Dörfer mit polnisch redenden Landleuten.

Daß die Stadt als eine wehrhafte Grenzfeste erbaut worden, das war nach fünfhundertfünfzig Jahren noch überall zu erkennen. An der einen Ecke hatte auf kleiner Erhöhung die Burg der Kreuzherren gestanden, noch war der Raum abgeschlossen, darin ein Amtshaus, in dessen Räumen die königlichen Behörden ihre Aktenschränke aufgestellt hatten, und neben diesem ein alter viereckiger Ziegelturm, verfallen und unbenutzt, den zu besteigen verboten war. Oft sah der Knabe neugierig und scheu nach der Höhe zu einem wilden Strauch empor, zu welchem die Vögel den Samen an eine Fensteröffnung getragen hatten. Der Zufall hatte gefügt, daß auf derselben Stätte, wo einst die Ordensbrüder ein Hospital für arme Kranke unterhalten hatten, durch Friedrich den Großen ein Landarmenhaus für die Provinz Schlesien errichtet worden war; dicht neben dem Hofraum des Amtshauses erhob sich der mächtige Bau hoch über die Bürgerhäuser.

Die beiden Tore der Stadt, das deutsche und polnische, standen noch mit ihren engen Gewölben, die Torflügel wurden jede Nacht geschlossen und durch Wächter behütet, aber sie öffneten sich bereitwillig dem verspäteten Reisenden. Während meiner Kinderzeit wurden sie niedergelegt und der breitere Zugang mit einem Gattertor versehen. In der Mitte der Stadt lag der große Ring, ein viereckiger Markt, in den die vier Hauptstraßen mündeten. In des Ringes Mitte stand das alte Rathaus und das Viereck der zwölf Häuser, welche in alter Zeit das Verkaufsrecht gehabt hatten. Abseits vom Markte war der Kirchhof mit der evangelischen Kirche. Nach demselben Plane sind mit Abweichungen in Einzelheiten die meisten Städte Schlesiens erbaut. Nicht alle. Es gibt auch solche mit häuserfreiem Marktplatz; offenbar entnahmen die erfahrenen Städtegründer des Mittelalters ihre Baurisse wenigstens zwei verschiedenen Überlieferungen. Ein wasserreicher Bach, die Stober, lief an einer Seite innerhalb der Stadtmauer dahin, dort hatten die Färber und Gerber ihre Stege und eine große Wassermühle arbeitete mit mehreren Rädern. Die Zeit hatte der Stadt genommen und gegeben, wiederholte Brände hatten die alten Straßen niedergelegt, fremdes Kriegsvolk hatte in jedem Jahrhundert geplündert, verwüstet, zerstört, aber alles Unglück der Vergangenheit war durch die unablässige Tätigkeit kleiner Bürger überwunden worden. Die niedrigen Häuser auf dem Markt und in den Hauptstraßen waren von Ziegeln und sorgfältig getüncht, auch vor den Toren mehrte sich die Zahl der sauberen Steinhäuser mit rotem Dach.

Am Sonntag trug die Stadt ihr Festkleid, die großen runden Kiesel, mit denen der Markt und die Straßen gepflastert waren, erwiesen die höchste Glätte und Sauberkeit, welche ihnen möglich war. Von dem niedrigen Turme der Stadtkirche riefen die Glocken feierlich zu Kirche, und es war eine vergebliche Sehnsucht der Kinder, in die Blechmütze hinauf zu kriechen, die man dem alten Turm aufgesetzt hatte. In der Kirche war alles schmucklos, die weißgetünchten Wände vergraut und fleckig, nur um das Kanzeldach saßen dicke Rokoko-Engel aus Stuck in Weiß und Gold, ein wenig beschädigt, und mich dünkt, einem war die Trompete, die er blasen sollte, abgebrochen. An die kahle Wand war eine große Holztafel befestigt, auf welcher die Namen der Krieger aus dem Kirchspiel standen, welche in den Freiheitskriegen geblieben waren. Alles war wohl früher stattlicher und geschmückter gewesen, jetzt aber fehlte das Geld. Zwischen den Pfeilern ragten Holzgalerien, welche zum großen Teil

nach altem Herkommen den einzelnen Handwerken gehörten; dicht neben der Kanzel war der Ratschor, darin saß ganz vorn der Vater und neben ihm der kleine Sohn so nahe dem Onkel Pastor, daß es möglich gewesen wäre, diesem mit leiser Stimme guten Morgen zu sagen, wenn die Würde des Ortes solche Höflichkeit erlaubt hätte.

Außerhalb der Stadtmauer aber dehnt sich weithin das Flachland, auf der deutschen und auf der polnischen Seite läuft die Straße wohl eine halbe Meile zwischen kleinen Häusern der Vorstadt und den Bauernhöfen der Kämmereidörfer, dann endet sie in tiefem Sande, denn Kunststraßen gibt es noch nicht in der Gegend. Am äußersten Ende der Menschenwohnungen gegen den Wald liegt von niedriger Mauer umgeben ein Kirchhof der Dorfgemeinde mit einer kleinen Kapelle. In dem wilden Hollunderbusch, der über die Mauer ragt, erspäht der Knabe das Nest eines Singvogels, es ist der letzte kleine Haushalt freundlicher Vögel, welche bei den Menschen wohnen. Von da waten Pferde und Menschen schwierig zwischen einzelnen kleinen Kiefern vorwärts. Der Sand ist heiß und bei jedem Schritt versinkt der Fuß bis über die Knöchel, es ist eine kleine Wüste, aber die Füße stapfen mutig in dem weichen Boden, denn dahinter liegt der Wald mit seinem Schatten und dem lockenden Geheimnis, das um ihn schwebt. Weit zieht sich der Forst entlang, zuerst dürftiges Niederholz, hier und da wächst ein Wacholderstrauch und etwas Moos in kleiner Niederung. Im Hochwalde aber ist der Grund glatt und braun von gefallenen Nadeln, Baumwurzeln laufen über den Fußsteig und da wo Regen von den Nadeln niederrieselt, haben sich wilde Beeren mit ihrem dunklen Laube angesiedelt. Gelbe Stämme und dunkle Föhrengipfel erfüllen die Luft mit würzigem Walddurft. Hier ist es still, nur zuweilen schreit der Häher und ein Krähenschwarm, der über den Bäumen fliegt. Und von der Straße, die durch zwei verfallene Gräben bezeichnet wird, tönt der Ruf des Fuhrmanns, der die müden Pferde unablässig antreibt. Langsam nähert sich der Lastwagen, seine graue Plane überdeckt die Waren, welche der Stadt zufahren, damit die Grenzleute in ihrer Abgelegenheit an den Genüssen der Fremde auch Anteil haben.

Auf der anderen Seite der Stadt breitet sich eine weite Wasserfläche, die dem Kinderauge unermeßlich scheint, es ist ein großer Teich, gegen die Häuser durch hohen Damm begrenzt. In alter Zeit war das Wasser ein Schutz der Stadt, jetzt liefert es gefällig große Weihnachtskarpfen. Aber nur wenige Jahre staunt der Knabe im Herbst die Männer an, welche mit großen Netzen durch den Schlamm waten. Dann wird die Flut abgeleitet und die weite Fläche in Wiesen und Ackerland verwandelt, der Damm dauert als Spaziergang für die Städter. Auch auf den anderen Seiten läuft um die Stadtmauer und den trockenen Stadtgraben ein Ringwall, er ist zur Hälfte mit starken Holzgerüsten besetzt, den Tuchrahmen, an welchen die Tuchmacher ihre Gewebe aufspannen, und die blauen, grauen und weißen Tuchflächen stechen grell ab von dem grünen Grunde und den alten Ziegelmauern. Aber die Holzrahmen zerfallen in diesen Jahren, die Zahl der Tuchmacher wird kleiner.

Denn das Handwerk in der Stadt hat gegen die Ungunst der Zeit zu kämpfen. Einst waren die Tuchmacher und Strumpfwirker wohlhabende Innungen gewesen, sie webten und wirkten die blauen und weißen Röcke und die bunten Strümpfe für das Landvolk bis weit nach Polen hinein, aber der erschwerte Verkehr mit der Fremde und noch mehr der Beginn der Maschinenarbeit macht ihnen mit jedem Jahre den Verdienst geringer. Noch fehlt das Geld und die Kraft zum größeren Betriebe; die alte Zeit geht zu Ende, der Segen der neuen wird noch nicht sichtbar, es ist eine Periode des Rückganges und der ersten Versuche auf neuen Bahnen, in welche meine Kindheit fällt.

Entnommen aus: „Erinnerungen aus meinem Leben" GUSTAV FREYTAG

Man versuche, sich in die Gefühle eines deutschen Gutsherrn zu denken, den ein Ahn seines Hauses mit starker Geisterhand in das Jahr 1560 zurückzieht. Statt des Hauses, das er sich jetzt im altdeutschen Stil, unter englischen Anlagen aufgeführt hat, würde ihn der alte Bau selbst umschließen, düster, geflickt, unwohnlich, entweder auf wasserarmer Höhe in scharfen Zug des Windes gesetzt, oder rings von übelriechendem Grabenschlamm umgeben. Zwar hat schon die dritte Generation vor jener Zeit trübe Scheiben in die kleinen Fenster gefügt, und große Kachelöfen, die mit Holzkloben aus dem nahen Walde genährt werden, halten die Winterkälte von dem Wohnzimmer ab. Aber der Raum ist enge, denn noch gilt es, ihn bei Gelegenheit gegen einen gewaltsamen Überfall zu verteidigen, wenn nicht in einer Fehde mit den Bürgern der Nachbarstadt oder einem feindlichen Junker, doch gegen eine streifende Bande von Mordbrennern oder gegen zuchtloses Kriegsvolk, das auf Rache denkt, weil es vom nächsten Landesherrn um einen Teil des Soldes betrogen wurde. Unwohnlich und unsauber ist das Haus, denn es beherbergt außer der Familie des Grundherrn noch viele andere Bewohner, jüngere Brüder oder Vettern mit Weib und Kind, zahlreiche Knechte, darunter manch unheimlichen Gesellen mit finsterer Vergangenheit, und als erprobte Kriegsmänner auch einzelne narbige Landsknechte, um 1560 schon ruchlose Lohnsoldaten. Von dem Düngerhaufen des kleinen Burghofes tönt das Geschrei zankender Knaben, und um den Herd der großen Küche nicht weniger mißtönend das Hadern der Frauen. Die Kinder des Hauses schießen auf zwischen Pferden, Hunden und dem Gesinde, spärlichen Unterricht finden sie in der Dorfschule, dann hüten wohl die Knaben die Gänse und das Kleinvieh der Mutter, oder sie ziehen mit den Dorfleuten nach dem Wald, Holzbirnen und Pilze zu sammeln, welche zur Winterkost gedörrt werden. Die Schloßfrau selbst ist die Schaffnerin, die erste Köchin und der Arzt des Haushaltes, längst gewöhnt mit wilden und zuchtlosen Männern zu verkehren, wohl auch den Mißhandlungen des trunkenen Gatten zu widerstehen. Sie ist treu, wirtschaftlich, stolz auf Wappen, Goldkette und Goldbrokat des Hauses, sie sieht argwöhnisch auf Gewand und Schmuck der Ratsfrauen in der Stadt, welche Marder und Zobel, sammetne Kleider, Perlen im Haar und Edelsteine im Halsband nicht tragen dürfen.

Das Tagesleben des Grundherrn ist ein Wechsel von Müßiggang und wilder Aufregung. Zwar die Jagd ist nicht schlecht. Wo der regellose Axtschlag nicht den Forst verwüstet hat, wachsen die alten Stämme des Waldes noch zum Urwald ineinander, selten in regelmäßige Schonungen und Schläge geteilt; noch hört man das Geheul des Wolfes in der Mitternacht; mit Spieß und Armbrust ziehen die Jäger aus gegen Raubtier, Hirsch, Reh und Schwein, zu Roß mit den Hunden werden die Hasen im Garne erlegt, und sorglich wird auf jeden rohen Weidmannsbrauch gehalten. Aber wer in den eigenen Wald zur Jagd zieht, der mag sich noch gegen andere Feinde waffnen, als gegen Isegrim oder gegen den alten Gebieter des deutschen Laubwaldes, den zottigen Bär. Denn wenig Jagdgründe gibt es, um welche nicht alter Hader mit dem Nachbar oder dem Lehnsherrn hängt, Streit über die Grenzen und über das Recht der hohen Jagd. Und außer dem Nachbargrafen, der den Anspruch erhebt, mit Meute und Jagdzeug die Hirsche bis an den Fuß der Schloßmauer zu verfolgen, trotzt dem Junker auch der Bauer aus den nahen Dörfern, er, ein Todfeind der Hirsche und Schweine, die seine Saaten verwüsten, und nicht weniger Feind des Schloßherrn, der ihn schlug, in hartes Gefängnis setzte und verstümmelte, weil er auf der Wildbahn umherschlich. Nicht selten schwirrt im Waldesdunkel ein tückischer Bolzen, der nicht auf ein Wild angelegt war, oder ein gewappneter Haufe bricht in die Lichtung, dann beginnt unter den Menschen selbst die Jagd um Freiheit und Leben.

So geht es durch die Woche; am Sonntag aber ist es Pflicht, in der Dorfkirche den Prediger zu hören, vielleicht eine endlose Predigt aus der Schule des Flacius, voll Haß gegen die Kalvinisten, die Päpstlichen, den Rottengeist Schwenkfeld oder selbst gegen den „Mamelucken" Melanchthon, ein fanatisches Drohen mit Hölle und Teufel, eine hoffnungsvolle Prophezeiung vom Herannahen des jüngsten Tages, oder wohl gar ein trotziger Angriff auf den Gutsherrn selbst, seinen Hochmut, seine Völlerei und seine Kargheit gegen die Diener Gottes. – Dürftig und unregelmäßig ist der Verkehr mit der Fremde, neugierig kauft der Gutsherr vom wandernden Händler, was damals neue Zeitung hieß, wenige Quartblätter, welche bei besonderer Veranlassung in den Städten gedruckt werden und ungenaue Kunde geben von einer grausamen Schlacht, welche die Söhne des türkischen Kaisers einander lieferten, von einem besessenen Mädchen, oder wie der König von Frankreich durch einen vom Adel in den Helm gestochen worden. Zuweilen hört der Junker auf das Lied eines Bänkelsängers, der im alten Volkston ähnliche Neuigkeiten absingt, darunter das willkommenste, ein Spottgedicht auf einen benachbarten Herrn, wofür der Sänger von der Gegenpartei bezahlt und ins Land geschickt wurde. Und was im Hause am liebsten gelesen wird, das ist der astrologische Unsinn einer Prophezeiung des alten Wilhelm Friese, des Gottfried Phyller und Hebestreit, eine Beschreibung der Augsburger Totenfeier Kaiser Karls V., oder vom gottseligen Ende des frommen Christian, Königs zu Dänemark.

Solches Leben, eintönig und arm trotz zahlreicher Aufregung, wird zuweilen unterbrochen, wenn ein getöteter Mann in der Flur gefunden ist, oder wenn die vom Schlosse ein altes Mütterlein des Dorfes bezichtigen, Hexerei getrieben zu haben. Dann beginnt ein Rechtsverfahren, im ersten Fall saumselig und gleichgültig, im anderen leidenschaftlich, grausam, voll Blutdurst. Und ein Ärger fehlt dem Gutsherrn jener Zeit selten, Prozesse und Geldverlegenheiten. Sein Vater hatte noch im Krebs und Steinbügel auf der Landstraße das Geld zur Zahlung seiner Schulden gesucht und in der Fehde Rache genommen für sein gekränktes Recht; jetzt erhebt sich widerwärtig über die Willkür und Selbsthilfe des einzelnen das Recht der neuen Zeit, ein unsicheres, langsames, verkröpftes Recht, das den Mächtigen scheut, den Wohlhabenden nur zu oft begünstigt. Aber schon ist der Prozeß um Mein und Dein ein aufregendes Spiel geworden, welches viel Zeit und Geld kostet und den Gutsherrn zum stillen Diener des Juristen der Stadt oder eines reichen Wucherers macht. Noch reitet der Junker im Harnisch mit Lanze und Faustrohr auf schwerem Ritterpferd, aber er ist nicht mehr übereifrig, in großem Kriege Ruhm und Beute zu suchen. Der bürgerliche Fußknecht mit Spieß und Feuerrohr hat ihm den Rang abgelaufen, auch auf den Pferden sitzen zuweilen leichte Reiter, nicht mehr Söhne und Knechte der adligen Grundherren selbst im Turnier wird am liebsten nach Ring und Mohrenkopf gestochen, und wenn ja der Junker gegen einen vornehmen Herrn in die Schranken reitet, so findet er nützlicher, sich durch diesen vom Pferde stechen zu lassen, als ihm mannhaft zu widerstehen. – Der Bauer freilich muß vieles dulden und vieles liefern. Die Ahnen des Gutsherrn haben ihn, auch wo er sonst frei war, zum unfreien Manne herabgedrückt, und was er zinsen muß an Getreide, Fronden und Geld, verschlingt den größten Teil seiner Arbeit. Und doch frommt das dem Gutsherrn wenig, die Landstraßen sind schlecht und unsicher, ein weites Verfahren der Frucht unmöglich, er erhält sich und seinem Haushalt das Leben, aber die baren Ausgaben sind gering. Alles ist teuer geworden in der letzten Generation, das neue Gold, das aus Amerika nach Europa herübergefahren wird, sammelt sich in den großen Handelsstädten, aber es kommt weniger davon auf sein Gut, als er für sich und seine Familie zum standesgemäßen Schmuck gebraucht.

GUSTAV FREYTAG

Entnommen aus: „Bilder aus der deutschen Vergangenheit"

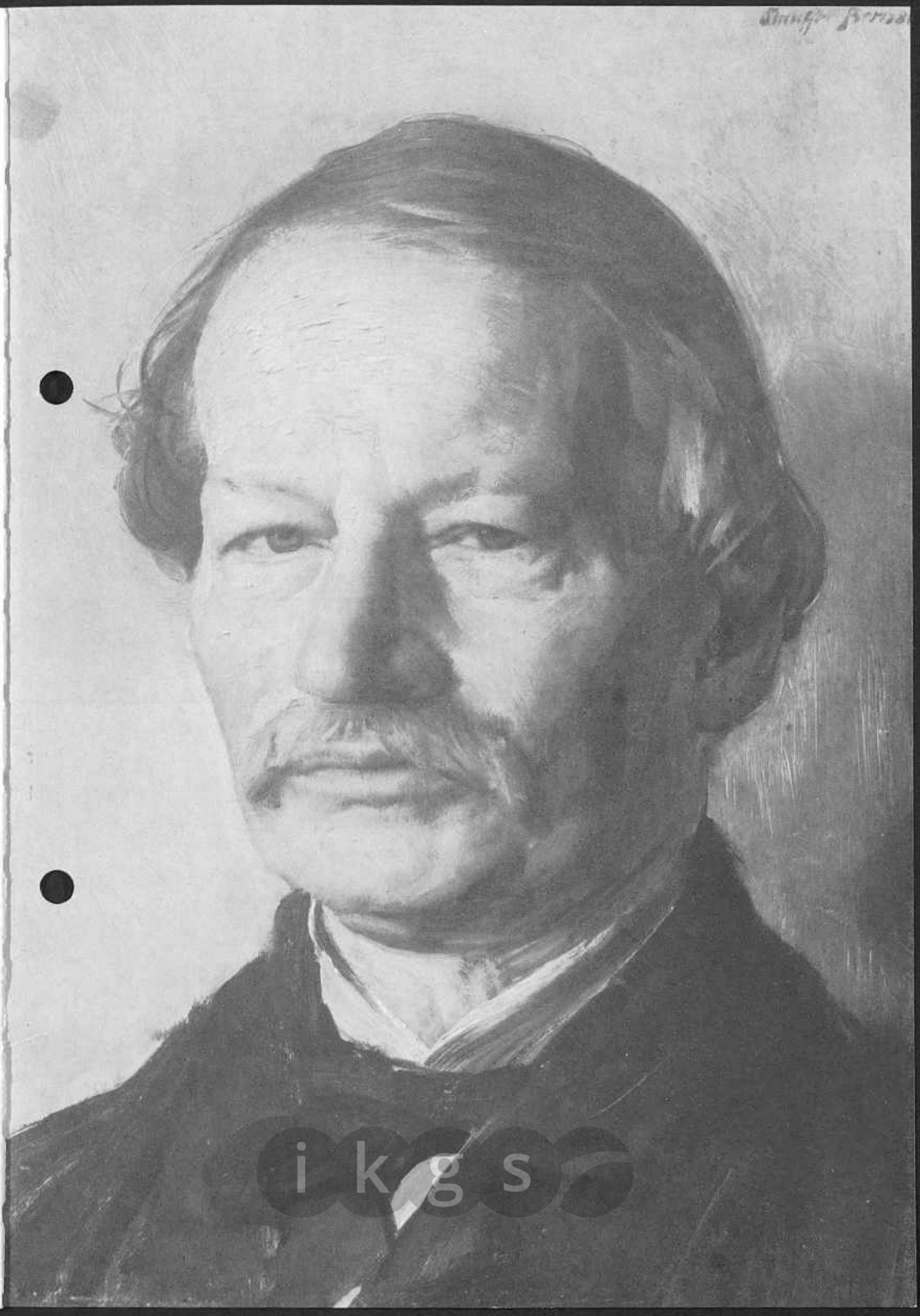
Für alle seine Länder sorgte der König, nicht zuletzt für sein Schmerzenskind, das neuerworbene Schlesien. Als der König die große Landschaft eroberte, hatte sie wenig mehr als eine Million Einwohner. Lebhaft wurde dort der Gegensatz empfunden, der zwischen der bequemen österreichischen Wirtschaft und dem knappen, rastlosen, alles aufregenden Regiment der Preußen war. In Wien war das Verzeichnis verbotener Bücher größer gewesen als zu Rom, jetzt kamen unaufhörlich die Bücherballen aus Deutschland in die Provinz gewandert, das Lesen und Kaufen war zum Verwundern frei, sogar die gedruckten Angriffe auf den eigenen Landesherrn. In Österreich war es ausschließliche Vergünstigung der Vornehmen, ausländisches Tuch tragen zu dürfen; als in Preußen der Vater Friedrichs des Großen die Einfuhr von fremdem Tuch verboten hatte, kleidete er zuerst sich und seine Prinzen in Landtuch. In Wien hatte kein Amt für vornehm gegolten, wenn dazu noch etwas anderes als stattlicher Aufwand erfordert wurde, alle Arbeit war Sache der Unterbeamten, der Kammerherr galt mehr als der verdiente General und Minister; in Preußen war auch der Vornehmste gering geachtet, wenn er dem Staat nichts nützte, und der König selbst war der allergenaueste Beamte, der über jedes Tausend Taler, das erspart oder verausgabt wurde, sorgte und schalt. Wer in Österreich vom katholischen Glauben abfiel, wurde mit Beschlagnahme des Vermögens und Landesverweisung bestraft, bei den Preußen konnte zu jedem Glauben ab- und zufallen, wer da wollte, das war seine Sache. Bei den Kaiserlichen war der Regierung im ganzen lästig gewesen, wenn sie sich um etwas hatte bekümmern müssen, die preußischen Beamten hatten ihre Nase und ihre Hände überall. Trotz der drei schlesischen Kriege wurde die Provinz weit blühender als zur Kaiserzeit. Einst hatten hundert Jahre nicht ausgereicht, die handgreiflichen Spuren des Dreißigjährigen Krieges zu verwischen, die Leute erinnerten sich wohl, wie überall in den Städten die Schutthaufen aus der Schwedenzeit gelegen hatten, überall neben den gebauten Häusern die wüsten Brandstellen. Viele kleine Städte hatten noch Blockhäuser nach alter slawischer Art mit Stroh- und Schindeldach, seit langem dürftig ausgeflickt. Durch die Preußen waren die Spuren nicht nur alter Verwüstung, auch der neuen, des Siebenjährigen Krieges, nach wenigen Jahrzehnten getilgt. Friedrich hatte einige hundert neue Dörfer angelegt, hatte fünfzehn ansehnliche Städte zum großen Teil auf königliche Kosten wieder in regelmäßigen Straßen aufmauern lassen, er hatte den Gutsherren den harten Zwang auferlegt, einige tausend eingezogene Bauernhöfe wieder aufzubauen und mit erblichen Eigentümern zu besetzen. Zur Kaiserzeit waren die Abgaben weit geringer gewesen, aber sie waren ungleich verteilt und lasteten zumeist auf dem Armen, der Adel war vom größten Teil derselben befreit, die Erhebung war ungeschickt, viel wurde veruntreut und schlecht verwendet, es floß verhältnismäßig wenig in die kaiserlichen Kassen. Die Preußen dagegen hatten das Land in kleine Kreise geteilt, den Wert des gesamten Bodens abgeschätzt, in wenig Jahren fast alle Steuerbefreiung aufgehoben, das flache Land zahlte jetzt seine Grundsteuer, die Städte ihre Akzise. So trug die Provinz die doppelten Lasten mit größerer Leichtigkeit, nur die Bevorrechteten murrten; und dabei konnte sie noch 40 000 Soldaten unterhalten, während sonst etwa 2000 im Lande gewesen waren. Vor 1740 hatten die Edelleute die großen Herren gespielt, wer katholisch und reich war, lebte in Wien, wer sonst das Geld aufbringen konnte, zog sich nach Breslau; jetzt saß die Mehrzahl der Gutsherren auf ihren Gütern, die Krippenreiterei hatte aufgehört, der Adel wußte, daß es ihm beim König für eine Ehre galt, wenn er für die Verbesserung des Bodenanbaues sorgte, und daß der neue Herr solchen kalte Verachtung zeigte, die nicht Landwirte, Beamte oder Offiziere waren. Früher waren die Gerichtshändel unabsehbar und kostspielig gewesen, ohne Bestechung und Geldopfer kaum durchzusetzen, jetzt

fiel auf, daß die Zahl der Rechtsanwälte geringer wurde, die Urteile so schnell kamen. Unter den Österreichern freilich war der Karawanenhandel mit dem Osten Europas größer gewesen, die Bukowiner und Ungarn, auch die Polen entfremdeten sich und sahen bereits nach Triest, aber dafür erhoben sich neue Gewerbszweige: Wolle und Tuch, und in den Gebirgstälern ein großartiger Leinwandhandel. Viele fanden die neue Zeit unbequem, mancher wurde in der Tat durch ihre Härte gedrückt, wenige wagten zu leugnen, daß es im ganzen weit besser geworden war.

Aber noch etwas anderes fiel dem Schlesier an dem preußischen Wesen auf, und bald gewann dies Auffallende eine stille Herrschaft über seine eigene Seele. Das war ein hingebender spartanischer Geist der Diener des Königs, der bis in die niederen Ämter so häufig zutage trat. Da waren die Akziseeinnehmer, schon vor der Einführung der französischen Steuererhebung wenig beliebt, kriegsuntaugliche Unteroffiziere, alte Soldaten des Königs, die seine Schlachten gewonnen hatten, im Pulverdampfe ergraut waren. Sie saßen jetzt an den Toren und rauchten aus ihrer Holzpfeife, sie erhielten sehr geringes Gehalt, konnten sich gar nichts zugute tun, aber sie waren vom frühen Morgen bis zum späten Abend zur Stelle, taten ihre Pflicht gewandt, kurz, pünktlich, wie alte Soldaten pflegen. Sie dachten immer an ihren Dienst, er war ihre Ehre, ihr Stolz. Und noch lange erzählten alte Schlesier aus der Zeit des großen Königs ihren Enkeln, wie ihnen auch an anderen preußischen Beamten die Pünktlichkeit, Strenge und Ehrlichkeit aufgefallen war. Da war in jeder Kreisstadt ein Einnehmer der Steuern, er hauste in seiner kleinen Dienststube, die vielleicht zu gleicher Zeit sein Schlafzimmer war, und sammelte in einer großen hölzernen Schüssel die Grundsteuer, welche die Schulzen allmonatlich am bestimmten Tage in seine Stube trugen. Viele tausend Taler wurden auf langer Liste verzeichnet, und bis auf den letzten Pfennig in die großen Hauptkassen abgeliefert. Gering war die Besoldung auch eines solchen Mannes, er saß, nahm ein und packte in Beutel, bis sein Haar weiß wurde und die zitternde Hand nicht mehr die Zweigroschenstücke zu werfen vermochte. Und der Stolz seines Lebens war, daß der König auch ihn persönlich kannte und, wenn er einmal durch den Ort fuhr, während dem Umspannen schweigend aus seinen großen Augen nach ihm sah, oder, wenn er sehr gnädig war, ein wenig gegen ihn das Haupt neigte. Mit Achtung und einer gewissen Scheu sah das Volk auch auf diese untergeordneten Diener einer neuen Regierungsweise. Und nicht die Schlesier allein. Es war damit überhaupt etwas Neues in die Welt gekommen. Nicht aus Laune nannte Friedrich II. sich den ersten Diener seines Staates. Wie er auf den Schlachtfeldern seinen wilden Adel gelehrt hatte, daß es höchste Ehre sei, für das Vaterland zu sterben, so drückte sein unermüdliches pflichtgetreues Sorgen auch dem kleinsten seiner Diener in entlegenem Grenzort die große Idee in die Seele, daß er zuerst zum Besten seines Königs und des Landes zu leben und zu arbeiten habe.

Wohl war es ein ernstes, oft rauhes Leben in des Königs Dienst, unaufhörlich das Schaffen und Entbehren, auch dem Besten war es schwer, dem strengen Herrn genug zu tun, auch der größten Hingebung wurde ein kurzer Dank; war eine Kraft abgenutzt, wurde sie vielleicht kalt beiseite geworfen: ohne Ende war die Arbeit, überall Neues, Angefangenes, Gerüste an unfertigem Baue. Wer in das Land kam, dem erschien das Leben gar nicht anmutig, es war so herb, einförmig, rauh, wenig Schönheit und sorglose Heiterkeit zu finden. Und wie der frauenlose Haushalt des Königs, die schweigsamen Diener, die unterwürfigen Vertrauten unter den Bäumen eines stillen Gartens dem fremden Gast den Eindruck eines Klosters machten, so fand er in dem ganzen preußischen Wesen etwas von der Entsagung und dem Gehorsam einer großen emsigen Ordensbrüderschaft.

GUSTAV FREYTAG



VOR DEM MORGEN

Du liegst an meinem Herzen und es gaukelt
Der Lampe flackernd Licht um deine Glieder,
Du liegst und schlummerst, meine Seele schaukelt
In dunkler Flut des Traumes auf und nieder.
Ich bin ein grünes Blatt im Strom der Zeiten,
Ich trage dich, du weiße Wasserrose,
So laß uns ruhen, laß die Wellen gleiten,
Bis uns der Strom verhüllt mit seinem Moose.
Ich bin das grüne Blatt und du die Rose,
Ich habe meine Wurzeln festgeschlagen
Im tiefen Grund, du wankest weich und lose,
Ich bin gefeiet gegen Schmerz und Klagen.
Du regst dich, Holde. – Hörtest du mein Prahlen?
O zürne nicht dem übermütgen Rühmen,
Was ich verspreche, will ich einst dir zahlen,
Und deinem Freunde soll der Stolz geziemen.

STROPHE

Wann steigst du zur Erde, du schöner Traum,
Wo unsere Hütten stehn?
Sieh, wie das Elend erfüllet den Erdenraum
Und Völker in Schmerz vergehn!

DIE SCHATZHÜTER

Die Bücher sind die großen Schatzhüter des
Menschengeschlechtes. Das Beste, was je gedacht
und erfunden wurde, bewahren sie
aus einem Jahrhundert in das andere, und sie
verkünden, was nur einst auf Erden
lebendig war.

*

Seit tausend Jahren der Erdenfahrt
Bewahrt der Deutsche die alte Art:
In strengem Leben ein fröhliches Herz,
Gesellig zu teilen Lust und Schmerz,
Doch Schweres still geheim zu tragen.
Er fürchtet auf Erden nicht Teufel noch Tod,
Nur schafft ihm jede Fliege Not;
Er fordert, die Welt soll größer sein,
Und drückt sich in jeden Keller hinein.
Und jugendwarm ist die Sehnsucht geblieben,
Dem Großen zu trauen, hingebend zu lieben;
Vertraut er und liebt er, so klingt aus der Kehle
Sein frohestes Lied wie Sang der Lerchen.
Du allerliebste deutsche Seele!
Am Tage so klug, und abends ein Närrchen.

GUSTAV FREYTAG

Schlesischer Kulturspiegel

Herausgegeben vom Kulturwerk Schlesien e. V.

Literatur · Bildende Kunst · Musik
Wissenschaft · Geistesleben · Volkstum

Informationen
für Niederschlesier und Oberschlesier
sowie ihre Freunde und Förderer

5. Jahrgang 1970 | Würzburg | Folge 1/3

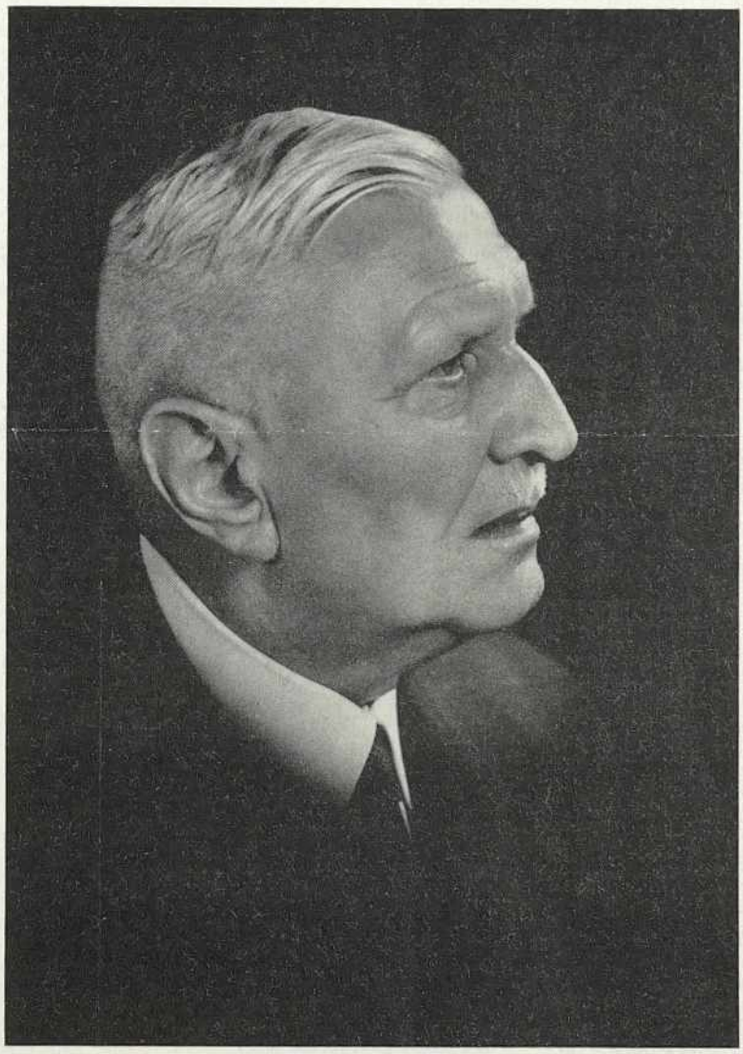
Unserem Karl Schodrok zum 80. Geburtstag

Der bewährte Kulturpolitiker und Herausgeber der Vierteljahresschrift „Schlesien"
Das jüngste Buch des Kulturwerks „Schlesische Studien" ist dem Jubilar gewidmet

Ungewöhnlich wie der Mann und seine Leistung, wie sein Rang und seine Kompetenz, sein Streben und Zielen waren schon seine Anfänge. Karl Schodrok wurde am 2. Januar 1890 in Neisse in Oberschlesien geboren. Dieses Neisse war ein Oberschlesien eigener Art. Diese Kirchen- und Außenstadt Neisse in ihrer gewachsenen Eigenart prägte unverwechselbar den heranwachsenden Sohn ihrer Tradition zwischen Barock und Festungswällen. Niemand konnte ahnen, daß Eichendorff, der fast vergessene Sänger, Oberschlesiens größter Sohn, in jenem Büblein einst einen seiner Wiederentdecker und begeistertsten Künder haben sollte, den Gründer und Herausgeber des Eichendorff-Almanachs „Aurora" (seit 1929), den Mitbegründer der Deutschen Eichendorff-Stiftung (seit 1931), den Mitinitiator des Eichendorff-Museums im Dichter-Sterbehaus in Neisse (1935), das zehn Jahre später in Trümmer sank.

Im Jahr 1952 erfolgt die Neugründung der Eichendorff-Stiftung e. V., die auch den Eichendorff-Bund von Prof. Dr. Kosch weiterführt, ab 1953 erscheint „Aurora" alljährlich wieder, ein Sammelort der Forscher und Eichendorff-Freunde im In- und Ausland. Schließlich ist Karl Schodrok mit dem von ihm geleiteten Kulturwerk Schlesien e.V. Mithelfer beim Aufbau des Eichendorff-Museums und -Archivs in Wangen/Allgäu. Im Jahr 1949 erscheint Schodroks Sammelband „Gedanken und Lieder", „Eichendorffs religiöses Bekenntnis", 1950 das Büchlein „Keinen Dichter noch ließ seine Heimat los" und 1968 (2. Aufl.) die Schrift „Joseph von Eichendorff, Bekenntnis zur Heimat". Dies allein wäre ein Lebenswerk, besonderer Würdigung wert. Aber das Verweilen und Forschen in musischen Bereichen, gar eigenes Poetisieren, wie es Schodroks Art Archaus entspräche, war dem vielseitig Tätigen mitnichten vergönnt. Als wachem Sohn des Grenzlandes Oberschlesien erschlossen sich dem in Ziegenhals ausgebildeten Volksschullehrer immer neue Tätigkeitsgebiete und erforderten ganze Kraft und ganzen Einsatz über das Schulzimmer und die Bücherklause hinaus, die er sich in seinem Dienstort Bolatitz im Hultschiner Ländchen (1910 bis 1914) geschaffen hatte. Denn die Heimatforschung und das Volksbüchereiwesen waren die ersten außerschulischen „Gehversuche". In beiden hatte er auf Anhieb ebenso Erfolg wie in der Schule, wo er nach Lehrerjahren in Gleiwitz 1923 bis 1930 Rektor in Colonnowska, dann Rektor und Schulrat in Oppeln, dort auch kultureller Berater der Regierung, war. 1947 wurde er bayerischer Bezirksschulrat in Neumarkt/Oberpfalz, von wo er nach seiner Pensionierung 1957 nach Würzburg, seinem heutigen Domizil, verzog. Zwischen dieser beruflichen Laufbahn und der eingangs geschilderten aktiven Anhänglichkeit an seinen „Hausgeist" Eichendorff vollzog sich Karl Schodroks Leben für Schlesien. Es ergriff ihn nach dem ersten Krieg in seiner ganzen Existenz und machte aus dem jungen Lehrer und Volksbibliothekar in Karl Kaisigs Gleiwitzer Volksbüchereizentrale einen Mann der politischen Öffentlichkeitsarbeit.

Karl Schodrok hatte den Rubikon seines bis dahin stillen und musischen Daseins überschritten, als er 1919 in Gemeinschaft mit Landgerichtsrat Stoephasius und anderen Patrioten die Freie Vereinigung zum Schutz Oberschlesiens in Oppeln gründete. Das war die große Stunde Karl Schodroks, der von da an zeitlebens der Arbeit für Oberschlesien und Schlesien verpflichtet blieb — bis auf den heutigen Tag.



Bildnis aus dem neuen Sammelband „Schlesische Studien", der dem Jubilar gewidmet ist (252 S., Ln., Delp'sche Verlagsbuchhandlung, München; 19,50 DM).

In dem von Herbert Hupka 1964 herausgegebenen Erinnerungsband „Meine schlesischen Jahre", unter dem bescheidenen Titel „Der Oberschlesier. Zur Geschichte einer Zeitschrift", schildert uns Karl Schodrok eingehender und vielseitiger als es in dem hier gesteckten Rahmen möglich wäre, jene Zeit, die mit der Wochenzeitung im Ringen um Oberschlesien „Der schwarze Adler" begann und mit der Monatsschrift „Der Oberschlesier" zwei Jahrzehnte intensiver Kulturarbeit beinhaltet.

Seit jenen Jahren des Plebiszits und der für Deutschland positiven Volksabstimmung vom 20. März 1921 sind der Name und das ungemein fruchtbare Schaffen Karl Schodroks unlösbar mit Oberschlesien und der dort geleisteten Kulturarbeit verknüpft. Nicht nur, daß sein „Oberschlesier" in kürzester Zeit den Ruf gewann, eine der bestredigierten deutschen Zeitschriften zu sein: Der von ihm aufgebaute Kulturkreis, der sich um das von ihm seit 1930 geleitete „Landesamt für oberschlesische Landeskunde" sammelte, wurde die Zentrale der Volkstumsarbeit in diesem Grenzland. Fern aller provinziellen Enge, pflegte es fruchtbare Verbindungen zu überregionalen Einrichtungen und Instituten, voran zur Universität Breslau, zum Preußischen Staatsarchiv Berlin, zur Historischen Kommission für Schlesien und zur Nord- und Ostdeutschen Forschungsgemeinschaft.

Es ist kein Zufall, daß die zweite große Fußwanderung seines Lebens — wieder am Ende des Weltkrieges — Karl Schodrok nach Bayern führte. Es entsprach seiner ganzen Wesensart, daß es zur Wahlheimat dieses Vertriebenen wurde. Fünfundfünfzigjährig, begann er ungebrochen von neuem. Ein Vierteljahrhundert rundet sich erneut als dritter Lebens- und Wirkenskreis, der allen schlesischen Zeitgenossen so frisch in der Erinnerung ist, daß es nur kurzer Hinweise bedarf. Sie beginnen 1952 mit der Mitgründung des Kulturwerks Schlesien, dessen erster verdienstvoller Leiter Karl Schodrok wurde, bis ich ihn 1965 in der Leitung ablösen durfte. Seine als Organ des Kulturwerks 1956 ins Leben gerufene Vierteljahresschrift „Schlesien", deren Herausgeber und Schriftleiter er bis heute ist, gilt als ein Werk über den Tag hinaus, wie auch seine umfangreiche „Schriftenreihe Kulturwerk Schlesien".

In zäher Kleinarbeit wurde das Kulturwerk Schlesien aufgebaut als berufene Mittelstelle schlesischer Kunst und Wissenschaft. Wieder um eine führende Zeitschrift das geistige Schlesien in seiner Vielfalt zusammenzuführen, der Bewahrung und Förderung zu dienen, war Karl Schodroks Lieblingswunsch.

Ein Leben für Schlesien, ein erfülltes Leben mit verdientem Dank für selbstlos geleistete Arbeit. Gereift und lebenserfahren, hochgestimmt und gelassen — so kann der nun Achtzigjährige sein gelungenes Lebenswerk überschauen, das der Anerkennung und Verehrung aller, die daran teilhaben, gewiß ist, wie es bereits 1965 dem damals Fünfundsiebzigjährigen der Staatssekretär im Bundesvertriebenenministerium, Peter Paul Nahm, bestätigt hat: „Sie haben still und bescheiden ein großes Werk vollbracht."

Alfons Hayduk

Gekürzt entnommen dem soeben erschienenen Sammelband von 44 Mitarbeitern (Hrgb. Alfons Hayduk) „Schlesische Studien", der Beiträge aus der Kultur- und Geistesgeschichte Schlesiens wie aus der Gegenwart enthält und Karl Schodrok gewidmet ist. Das Buch liegt in der Delp'schen Verlagsbuchhandlung in München vor (252 Seiten, Ganzleinen, 19,50 DM).

Was bringt die Vierteljahresschrift „Schlesien"?

Das neue Heft 1 des 15. Jahrganges 1970

INHALT

Klaus Günther Just	Kurd Lasswitz, der Dichter der Raumfahrt
Joseph Gottschalk	Ein „Schüleraufstand" in Neisse vor 550 Jahren Barthel Stein über Neisse
Hermann Fuhrich	Julius Roger — Menschenfreund, Naturforscher und Volksliedsammler
Georg Steller	Die schlesischen Vorfahren von Carl Gotthard Langhans (1733—1808), dem Erbauer des Brandenburger Tores Bericht über das Brandenburger Tor
Hans-Georg Schneege	Das Riesengebirge als winterliches Paradies Der Nationalpark Riesengebirge-Krkonose
Ruth Storm	Die unfreiwillige Reise
Hansgerhard Weiß	Die Baedekers und Schlesien
Horst Lange	Bahnhofswirtschaft (Gedicht)
Christian Hoffmann von Hoffmanswaldau	Zwei unbekannte Grabschriften (Gedichte)

Schlesier und ihre Freunde beziehen die von Karl Schodrok herausgegebene Zeitschrift und beteiligen sich an der Bezieherwerbung!

Die Vierteljahresschrift „SCHLESIEN" kostet im Jahresbezug 16.— DM und 1,60 DM Zustellung, Einzelheft 4,50 DM. Anschrift: Verlag Nürnberger Presse, Druckhaus Nürnberg GmbH, Marienplatz 5 · Einzahlungen: Verlag Nürnberger Presse, Postscheckkonto Nürnberg 42 12 (Schlesien).

Stiftung Schlesien

Während des letzten Krieges und durch die Vertreibungsmaßnahmen sind unersetzbare Werte und Zeugnisse des schlesischen Kultur- und Geisteslebens, des Brauchtums, der Wirtschaft und Landwirtschaft, des Handwerks, des Gemeinwesens, der Kur- und Heilbäder, des Kommunalwesens, der Geschichte der Kirchen usw. zerstört worden oder verlorengegangen.

Es gilt daher Werte und Zeugnisse, die Krieg und Vertreibung überstanden haben und die sich

a) in öffentlichen Einrichtungen (Museen, Galerien, Sammlungen, Büchereien),

b) in Heimatstuben, die nach dem Krieg von kommunalen Patenschaftsträgern (Kreisen, Städten, Gemeinden) und von Heimatkreisvereinigungen geschaffen wurden,

c) in Privatbesitz

befinden, zu ermitteln und zu erfassen.

Bisher gibt es in der Bundesrepublik und in Berlin keine Stelle, die über eine umfassende Übersicht der noch vorhandenen Zeugnisse schlesischen Kultur- und Geisteslebens usw. verfügt.

Im Hinblick auf die Bedeutung dieser Aufgabe sind bereits seit einiger Zeit gemeinsam von den Bundesorganisationen der Schlesier (Landsmannschaft Schlesien, Schlesische Landesversammlung, Bundesvereinigung der schlesischen Bundesheimatgruppen usw.), dem Kulturwerk Schlesien und interessierten Persönlichkeiten entsprechende Maßnahmen eingeleitet worden.

Vordringlich im Rahmen dieser Bestandsaufnahme ist die Erfassung der in Privatbesitz befindlichen Werte. Schon die bisherigen Meldungen und Angaben lassen erkennen, daß sich in Privathand Werte befinden, die von einmaliger Bedeutung sind. Mit aller Deutlichkeit muß hierbei darauf hingewiesen werden, daß nicht daran gedacht ist, die Besitz- oder Eigentumsverhältnisse zu verändern, sofern nicht der Besitzer oder Eigentümer wünscht, daß diese Werte jetzt oder zu einem von ihm bestimmten Zeitpunkt, z. B. Erbfall, einer zentralen Stelle zugeführt werden. Wesentlich ist zur Zeit, daß zunächst alle Werte, die sich in Privathand befinden, erfaßt werden.

Überweisungen werden erbeten auf das Postscheckkonto Kulturwerk Schlesien, Nürnberg, Nr. 302 20, oder Girokonto bei der Städt. Sparkasse Würzburg, Nr. 1857.

Die Erfassung der Bestände in den Heimatstuben ist dank des Entgegenkommens der kommunalen Patenschaftsträger und der Heimatkreisvereinigungen sehr weit fortgeschritten. Eine Reihe von Patenkreisen hat ferner eine zusammenfassende Darstellung der Bestände der Heimatstuben angekündigt.

Die Erfassung der Bestände, soweit diese zu Schlesien in Beziehung stehen, in öffentlichen Einrichtungen (Museen usw.) wird in absehbarer Zeit in Angriff genommen werden.

Abschließend ist noch darauf hinzuweisen, daß mit diesen Maßnahmen nicht nur die erforderliche zentrale Übersicht geschaffen werden soll, sondern daß es von entscheidender Bedeutung ist, diese Übersicht dann auch der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, um die erfaßten Bestände für Ausstellungen, wissenschaftliche Arbeiten, dem Unterricht usw. nutzen zu können. Diese Bestandsaufnahme soll auch den Grundstock für die in Vorbereitung befindliche Stiftung Schlesien bilden.

Mit der Durchführung der aufgezeigten Aufgaben sind die Herren Prof. Dr. Klöden, Landgerichtspräsident a. D. Dr. Erich Schlüter, Schriftsteller Alfons Hayduk und Regierungsdirektor Dr. Gödel beauftragt und gleichzeitig in den vorbereitenden Ausschuß „Stiftung Schlesien" berufen worden. Den Vorsitz führt Regierungsdirektor Dr. Gödel, 3 Hannover, Geibelstr. 59. Der Ausschuß ruft alle Schlesier und alle schlesischen Vereinigungen zur Mitarbeit bei der Bestandsaufnahme auf.

Mitteilungen hierzu nimmt der Vorbereitende Ausschuß „Stiftung Schlesien", 53 Bonn 1, Poppelsdorfer Allee 15, entgegen und erteilt auch die erforderlichen Auskünfte. Der Ausschuß wird laufend über seine Arbeit berichten.

Heinrich G. Merkel Verleger der Vierteljahresschrift „Schlesien“ 70 Jahre

Am 12. Februar dieses Jahres konnte Heinrich G. Merkel (Nürnberg), geborener Schlesier, Mitglied des Kulturwerks Schlesien, Miteigentümer des Verlages Nürnberger Presse, Druckhaus Nürnberg, und damit beteiligt am Verlag der Vierteljahresschrift Schlesien, seinen 70. Geburtstag feiern. Als im Oktober 1945 in der Trümmerwüste von Nürnberg die erste Zeitung mit der Lizenznummer 3 der Amerikaner erschien, die „Nürnberger Nachrichten“, erhielt ihr Verleger Dr. Joseph E. Drexel, dem die Besatzungsmacht ganz gegen die Regel im Vertrauen auf seine Persönlichkeit als Einzelperson eine Lizenz gegeben hatte, dazu die Auflage, die eher eine Ermächtigung war, sich einen ihm genehmen Partner zu suchen. Diesen fand — wenn auch erst nach geraumer Zeit — Drexel in Heinrich G. Merkel, der im Januar 1949 in das Unternehmen eintrat. Merkel hatte bis dahin die „Main-Post“ in Würzburg herausgegeben. Er war über die Arbeit in Musik- und Buchverlagen zur Tageszeitung gekommen.

Die Aufmerksamkeit Merkels, des Vorsitzenden des Bayerischen Zeitungsverlegerverbandes, galt nicht allein der Zeitung; er gehört, wie die Frankfurter Allgemeine Zeitung in ihrer Reihe „Zeitungen in Deutschland“ am 27. Juli 1968 / Nr. 172 unter dem Titel „Nürnberger Nachrichten“ berichtete, zu den Befürwortern eines Fernsehprogramms auf privatwirtschaftlicher Grundlage. Mit Drexel und einem anderen Teilhaber des Verlages Hans Walter, beide aus dem Widerstandskreis um Ernst Niekisch, ging es Merkel darum, in den „Nürnberger Nachrichten“ ein Blatt für ein breites Publikum zu bieten. Es ging und geht der Zeitung darum, Leser der verschiedenen Bildungsstufen und der unterschiedlichsten sozialen Gruppen zu fesseln. Im Vordergrund steht die Information. Aber mit starkem politischen Engagement pflegt sie auch den Kommentar. Es kann hier nicht die journalistische und verlegerische Lebensarbeit Heinrich G. Merkels im einzelnen, insbesondere innerhalb des Nürnberger Pressehauses, dargelegt werden.

Was hier besonders hervorgehoben werden soll, ist Merkels Verdienst um die von Karl Schodrok begründete und herausgegebene Vierteljahresschrift für Kunst, Wissenschaft und Volkstum „Schlesien“, deren Schriftleitung übrigens Karl Schodrok nach seinem 80. Geburtstag nun in die Hände des bewährten bisherigen stellvertretenden Schriftleiters Alfons Hayduk gelegt hat. Zu Beginn des Jahres 1966 übernahm vom Verlag Josef Habbel/Regensburg unter Merkels tatkräftiger Mitwirkung der Verlag Nürnberger Presse vertragsmäßig die Zeitschrift im Kommissionsverhältnis. Karl Schodrok, der liebevoll besorgte Vater der Kulturzeitschrift „Schlesien“, konnte, eine Freude seiner alten Jahre, die Zusammenarbeit mit Merkel bei den Jahrestagungen des Kulturwerks Schlesien jeweils „nach jeder Richtung hin gut und bewährt“ nennen. Merkel erreichte schon Ende 1966 einen beachtlichen Anstieg der Dauerbezieher dieser wertvollen und repräsentativen Zeitschrift. Schodrok stellte voller Anerkennung für Merkel fest, „daß es dem Verlag Nürnberger Presse bei der Zeitschrift nicht um irgendeinen Geschäftsgewinn geht, sondern um ein echtes kulturelles Anliegen, für das er auch finanzielle Opfer bringt“.

Im Rahmen seiner Möglichkeiten hat der Verlag sich sehr tatkräftig in die Bezieherwerbung eingeschaltet, u. a. durch Inserate im Börsenblatt des deutschen Buchhandels wie in den „Nürnberger Nachrichten“. Merkel tut dies alles aus Liebe zu Schlesien, zur alten Heimat wie zu der gleichnamigen Kulturzeitschrift, ohne daß diese mit Kosten der Werbung belastet worden wäre. Freilich muß es uns allen angelegen sein, daß die Zahl der Bezieher noch ganz bedeutend wächst, damit die Zeitschrift weiter gesichert in die Zukunft hinein der Künder der kulturellen Werte Schlesiens sein kann. Diese Schöpfung Karl Schodroks, die Vierteljahresschrift Schlesien, genießt im Inland wie im Ausland ein gutes Ansehen, weil sie in wohltuend sachlicher Art Zeugnis ablegt vom Werden und vom Schicksal, von der Eigenart Schlesiens, vom schlesischen Volkstum, von der wertbeständigen schöpferischen Leistung ebenso wie von der Seele des schlesischen Menschen. Sie will der geschichtlichen Wahrheit, dem Recht und der Freiheit, der Versöhnung der Geister und dem Frieden dienen und verdient deshalb den tatkräftigen Einsatz unser aller, dem Beispiel Merkels folgend.

Dr. Gerhard Webersinn

Der Verleger Heinrich G. Merkel wurde am 12. Februar zu Trebnitz in Niederschlesien geboren. Er studierte an der Universität Breslau Rechtswissenschaften und Volkswirtschaftslehre und war zunächst im Bankfach und in der Industrie tätig. Als Mitverleger der Nürnberger Nachrichten wurde er Vorsitzender des Verbandes der Bayerischen Zeitungsverleger in München, Aufsichtsratsvorsitzender der Deutschen Nachrichtenagentur AG in Frankfurt/M. und Aufsichtsratsmitglied der Deutschen Presse-Agentur (dpa) in Hamburg. Ferner ist Merkel Ehrensenator der Hochschule für Wirtschaft und Sozialwissenschaften in Nürnberg wie auch der Universität Erlangen. Seit 1966 betreut er verlegerisch die Vierteljahresschrift „Schlesien“, die Zeitschrift des Kulturwerks Schlesien e. V., dessen Mitglied er ist.

Die Vierteljahresschrift kostet im Jahresbezug 16 DM zuzüglich Versandspesen, Einzelheft 4,50 DM, Jahresband Leinen 24 DM. Bestellungen, auch Nachbestellungen von den Jahrgängen 1—10 (1956—1965), beim Verlag Nürnberger Presse (Vierteljahresschrift Schlesien), 85 Nürnberg 2, Postfach.

Zum 200. Geburtstag von Joseph Elsner

Gelungene Gedenkfeier in Regensburg

In Verbindung mit dem Kulturwerk Schlesien und dem Kulturamt der Stadt Regensburg veranstaltete die Mozart-Gemeinde Regensburg e. V. anläßlich des 200. Geburtstages von Joseph Elsner, dem Lehrer Chopins und dem Neubegründer des polnischen Musiklebens, eine Gedenkfeier, die sich guten Besuches erfreute. Im Mittelpunkt des Abends stand ein Vortrag von Joseph Thamm über Elsner, den musikalischen Erneuerer Polens. Ausgehend von den wechselseitigen Beziehungen zwischen Polen und Deutschland vor allem auf den Gebieten der Literatur und der Musik, befaßte sich der Referent nachdrücklich mit der deutschen Abstammung des am 1. Juni 1769 in der schlesischen Stadt Grottkau geborenen Komponisten, um deren von polnischer Seite gern in Zweifel gezogenen Nachweis sich der 1943 gefallenen oberschlesische Musikwissenschaftler und Philologe Dr. Josef Musiol und der oberschlesische Genealoge Paul Ronge (Bottrop) anhand der Grottkauer Kirchenbücher große Verdienste erworben haben.

Nach der Aufzeichnung des Lebensweges Elsners, der nach Breslauer Gymnasial- und Studienjahren über Wien, Brünn und Lemberg nach Warschau führte, würdigte Thamm das kompositorische Schaffen des Grottkauer Tischlermeistersohnes, der es sich als Kapellmeister des Warschauer Theaters (ab 1799) angelegen sein ließ, nach Erlernung der polnischen Sprache seinem Gastlande, das seine Wahlheimat wurde, zu einer aus der polnischen Geschichte und Folklore entwickelten Nationaloper zu verhelfen. Größer noch als die Bedeutung des schöpferischen Musikers wurde die des Musikerziehers und Organisators. Nach Elsners Lehrplänen wurde 1821 das Warschauer Konservatorium gegründet, das nach einigen Jahren der Universität angegliedert wurde; Elsner übernahm dessen Leitung und wurde in das Professorenkollegium der Universität aufgenommen. Sein hervorragendster Schüler war Friedrich Chopin, der geniale Sohn eines Franzosen und einer Polin, dem er die Kraftquellen der deutschen Musik und ihre seelisch-geistige Tiefe erschloß. Erst alle drei Komponenten zusammen, slawische Leidenschaftlichkeit, romanischer Esprit und deutsche Gemütstiefe, machen den ganzen Chopin aus. Das Warschauer Konservatorium wurde die Pflanzschule für die neue Musikergeneration Polens.

Auch als Instrumental- und Kirchenkomponist war Elsner erfolgreich und erntete als solcher in Paris und Petersburg und natürlich in Warschau selbst hohe Ehren. 1854 schloß der 85jährige die Augen. Sein prächtiges Grabmal soll erhalten sein.

Die Regensburger Feierstunde wurde umrahmt von einer Auswahl oberschlesisch-polnischer und slowakischer Volkslieder in der Übertragung und Nachdichtung von Hermann Fuhrich, gesungen von Gerlinde Schmid-Nafz, begleitet von Joseph Thamm.

Die Regensburger Presse berichtete:

„Über das Wirken Joseph Elsners wurde besonders hervorgehoben, daß er sich als Deutscher besonders um die Einbeziehung polnischer Folklore in die Kunstmusik bemüht und auch als erster polnische Opern geschrieben habe. Von der deutschen Musikwissenschaft lediglich am Rande als Lehrer Chopins beachtet, werde er heute von der polnischen Musikwelt als der Wegbereiter eines polnischen Musiklebens gefeiert. An einigen fragmentarischen Notenbeispielen konnte Thamm seinen zahlreichen Zuhörern auch den Komponisten Elsner als einen Tonschöpfer auf der Schwelle zwischen Wiener Klassik und Romantik vorführen.“ (Mittelbayerische Zeitung)

„Joseph Thamm ging in seinem Vortrag von der Bedeutung der Kunst und insbesondere der Musik als Mittel zur Unterstützung der politischen Bestrebungen zur Überwindung der Grenzen aus, die besonders im Hinblick auf den östlichen Nachbarn Polen heute aktuell seien. Er tat das mit gutem Recht, denn kaum ein anderer hat für die Gemeinsamkeiten über die polnische Grenze hinweg zwischen Deutschland und Polen solche Bedeutung wie Joseph Elsner ... Er ging als Lehrer Chopins in jede Chopinbiographie ein; nicht so sehr wurde aber bisher seine Bedeutung als musikalischer Erneuerer Polens als Neubegründer des Musiklebens, der Organisation und des pädagogischen Aufbaues eines solchen gewürdigt. Das tat in seinem gründlichen Referat Joseph Thamm, der den Lebensweg und künstlerischen Werdegang aufzeichnete, den Menschen Elsner nicht außer acht ließ und darüber hinaus auch am Klavier den Stil der Zeit anklingen ließ. Mehr als der einseitige Einfluß deutscher oder schlesischer Musik auf Polen stand die daraus resultierende Gemeinsamkeit der Musik über die deutsch-polnische Grenze hinweg im Hintergrund dieser Betrachtungen.

Der zeitlich wohlbemessenen Ausdehnung des Referates hielt ein zweifacher musikalischer Teil des Abends die Waage. Lieder aus der Slowakei und vor allem aus Oberschlesien erklangen in Sätzen von Heino Schubert, Leonhard Deutsch, Ernst Koschny und vor allem J. F. Doppelbauer. Es sind gefällige Volks- und volkstümliche Lieder, die durch die geschmackvollen Sätze in den Bereich des kunstvollen Klavierliedes gehoben sind. Joseph Thamm begleitete mit dezenter Einfühlung und lebendiger Artikulation am Flügel Gerlinde Schmid-Nafz aus Überlin-

gen, die natürlich und ungekünstelt, mit musikalischem Gespür für diese Liedgattung, die einzelnen Lieder und je nachdem auch die einzelnen Strophen individuell vortrug, eine sängerische Leistung, die ... besondere Hochachtung verdient." (Tages-Anzeiger)
„Das polnische Musikleben, von dem heute Impulse für den Westen ausgehen, s. Penderecki etc., wurde im 19. Jahrhundert von Oberschlesien aus neu geformt, neubegründet. Das ging aus dem aufschlußreichen Vortrag hervor, den Joseph Thamm zum Gedenken an den 200. Geburtstag von Joseph Elsner, dem Lehrer Frederic Chopins, im Schikanedersaal des Neuen Hauses für die Mozartgemeinde in Verbindung mit dem Kulturwerk Schlesien und dem Kulturamt hielt. Thamms Formulierungen gingen über das allgemein Nachlesbare hinaus, sie kamen aus der persönlich engen Verbindung mit und Kenntnis der musikalischen Mentalität Schlesiens, dem er selbst entstammt. Dazu sang Gerlinde Schmid-Nafz aus Überlingen eine Reihe von Liedern aus dem slowakischen und schlesischen Raum, die in musikalischer Wechselbeziehung zum polnischen Lied stehen. Übersetzung, musikalisch kompositorische Gestaltung und vor allem die Interpretation durch die empfindsame Sängerin bei einer feinen Klavierbegleitung durch den Referenten des Abends gaben der Veranstaltung künstlerisch abgerundetes Gepräge." (Die Woche)

Anm. d. Red.: Soeben erschien im Verlag der Delp'schen Verlagsbuchhandlung, 8 München 13, aus der Feder von Dr. Joachim Herrmann, dem bekannten schlesischen Musikwissenschaftler, das illustrierte Gedenkbüchlein in Engl. Broschur: **„Josef Elsner und die polnische Musik"** (3,80 DM), auf das empfehlend hingewiesen sei.

Neuer Opern-Erfolg von Günter Bialas

„Die Geschichte von Aucassin und Nicolette" nach der anonymen Chantefable aus dem 13. Jahrhundert und dem Marionettenspiel von Tankred Dorst, Musik von Günter B i a l a s , Uraufführung am 12. Dezember 1969 im Cuvilliés-Theater der Bayerischen Staatsoper München in Anwesenheit des Komponisten.
Pressestimmen: München: „... fand ‚Die Geschichte von Aucassin und Nicolette' bei ihrer Uraufführung im Cuvilliés-Theater großen, widerspruchslosen Beifall." (Süddeutsche Zeitung) — „Beifall zögernd beginnend, aber lange anhaltend und ohne Buh." (Münchener Merkur) — „... ein delikat amüsanter Abend." (AZ) — „... die Premierenbesucher spendeten lebhaften Beifall für diese vorweihnachtliche Bescherung." (tz)
Berlin: „... der Uraufführung, die dem Poeten des heutigen Musiktheaters eitel Applaus und Bravorufe eintrug." (Der Tagesspiegel) — „Ein ironischer Streifzug durch ‚Opas Oper' und ein Heidenspaß zugleich ..." (nacht-depesche)
Frankfurt: „... Theater, handfestes Theater, das aufdeckt, wie es gemacht wird ..." (Frankfurter Allgemeine) — „Für die Sängerzunft ist das Melos des 62jährigen Münchener Kompositionsprofessors aus Oberschlesien ein Honigschlecken." (Frankfurter Rundschau)
Hannover: „... eine Bereicherung der Opernspielpläne nach der gemäßigt modernen, seriös-heiteren, leicht faßlichen Seite hin." (Hannoversche Allgemeine)
Stuttgart: „... Vokabeln für das Lustige sind den heutigen Tonsetzern ziemlich abhanden gekommen ... auch Günter Bialas muß da Tricks benutzen, mit denen er allerdings virtuos, geschickter noch als Henze in seinem ‚Jungen Lord' umgeht ... Bialas hat einen höchst poetischen Kammeropernton gefunden, Singspielmusik, die manchmal gerade in ihrer Künstlichkeit gefangen nimmt ... ‚Die Geschichte von Aucassin und Nicolette' wird die Runde machen." (Stuttgarter Zeitung / Wolfram Schwinger)
Kassel: „Großer und einträchtiger Beifall." (Hessische Allgemeine) — „Eine neue Oper hat großen Spaß gemacht: Das will was heißen!" (Musica)

Perspektivpläne für die Entwicklung Niederschlesiens

Auf einer Sitzung der niederschlesischen und Breslauer Nationalräte in der neuerrichteten Breslauer Philharmonie wurden die Perspektivpläne für die Entwicklung Niederschlesiens bis zum Jahre 1985 verkündet. Wie dazu die Zeitschrift WTK-Tygodnik Katolikow schreibt, leben heute in Niederschlesien, „das sechs Prozent des polnischen Territoriums umfaßt", nahezu drei Millionen Menschen. In der Industrieproduktivität liegt dieses Gebiet trotz der schweren Kriegszerstörungen bereits an zweiter Stelle nach der Wojewodschaft Kattowitz. Der Anteil an der Globalproduktion der polnischen Wirtschaft beläuft sich auf rund zehn Prozent. Auf dem Sektor der Landwirtschaft nimmt Niederschlesien sogar die erste Stelle ein. Auch Bildung und Kultur sollen sich ebenso wie der Wohnungsbau sineller entwickeln als in Zentralpolen.
Gemäß den Perspektivplänen soll bis 1985 Breslau weiterhin das größte industrielle, wissenschaftliche und kulturelle Zentrum bleiben. Für Breslaus Entwicklung werden insgesamt etwa 75 Milliarden Zloty aufgewendet, dreimal mehr als in den letzten 25 Jahren. In den Jahren 1970 bis 1985 will man mit diesem Kapital etwa 350 000 neue Wohnräume errichten, ebensoviel wie Breslau gegenwärtig besitzt. Und die Einwohnerzahl wird auf 700 000 Personen steigen. Im Perspektivplan ist eine Weiterentwicklung der Elektromaschinen-Industrie vorgesehen, die außer der Förderung und Verarbeitung von Kupfer ein weiterer Schwerpunkt sein soll. In Niederschlesien will man Hunderttausende neuer Arbeitsplätze schaffen, und die kommunalen Einrichtungen grundlegend verbessern.

In Anlehnung an die klimatischen Verhältnisse sollen die reichen Mineralquellen Touristik und Badebetrieb fördern. Premierminister Cyrankiewicz erklärte zu diesen Plänen, daß alles, „was man in Breslau oder im Oppelner Gebiet, in Grünberg und Stettin schafft, auf gesamtpolitischer und sogar europäischer Ebene wichtig" sei. Stolz über diese Perspektiven meint WTK, die polnischen Entwicklungspläne mögen „ein Eimer kalten Wassers für die werden, die sich weiterhin mit der Rückkehr des Deutschtums in die uralten polnischen Piastengebiete beschäftigen, ein Wasser, das ihre vom Gift der Revanche erhitzten Köpfe abkühlt". Nun, der Eimer kalten Wassers wird zunächst einmal die polnischen Planer-Köpfe selbst kühlen, wenn sie festgestellt haben, daß sie sich — wie bislang mit allen Plänen und Perspektiven — übernommen haben.

Societas Saganensis

Die Societas Saganensis ist ein Kreis von Lehrern und Schülern des früheren Staatlichen Gymnasiums zu Sagan, das zuletzt Herzog-Friedland-Schule hieß.
Der Zusammenschluß geschah auf freiwilliger Grundlage ohne feste Satzungen eines eingetragenen Vereins. Hier geht es hauptsächlich um Freundschaft, Dankbarkeit und um herzliches Erinnern. Die Freunde hatten sich schon vor vielen Jahren vereinzelt und auch klassenweise getroffen. 1968 machte sich Sagans verehrungswürdige Patenstadt Detmold zum Schirmherrn der alten Pennäler und lud zu einem eindrucksvollen großen Treffen ein. Die „Leopoldiner" Detmolds nehmen sich von da an der Societas Saganensis als Pate an. Die Vorarbeiten für ein weiteres Treffen in der „wunderschönen Stadt" haben bereits begonnen. Langjähriger Sprecher dieses Freundeskreises ist G. Raschke, 54 Koblenz, Am alten Hospital 7.

Ostdeutsche Galerie Regensburg

Zum Vorsitzenden des Stiftungsrates der Ostdeutschen Galerie in Regensburg wurde als Nachfolger von Staatssekretär Dr. Peter Paul Nahm vom Bundesinnenministerium Oberkonsistorialrat D. Gülzow, Danzig, jetzt Lübeck, gewählt. Zu seinem Vertreter wurde Ministerialrat Dr. Landsberg vom Sozialministerium in Düsseldorf bestellt. Die Ostdeutsche Galerie ist eine Stiftung, die von der Bundesrepublik und den Ländern errichtet worden ist, um den ostdeutschen Beitrag an der gesamtdeutschen Kultur zu pflegen und anschaulich zu machen. Die Stadt Regensburg hat der Stiftung ein geeignetes Gebäude am Stadtpark zur Verfügung gestellt, das durch Umbau und einen großzügigen Anbau eine große Zahl von modernen Ausstellungsräumen bietet. Die Eröffnung ist für den Juni des Jahres 1970 vorgesehen. Auch die schlesischen bildenden Künstler, wie das Kulturwerk Schlesien, haben engen Anteil an der Ostdeutschen Galerie und ihren Aufgaben, die für das KWS dessen erster Vorsitzender Professor Dr. Günther Grundmann, Hamburg, vertritt.

COPPERNICUS — nicht Kopernikus

Der Deutsche Ostdienst wird sehr sorgfältig gelesen. Ein Fachmann stellte fest, daß die Schreibweise „Kopernikus" zwar gebräuchlich, aber wissenschaftlich nicht vertretbar sei. Die maßgebliche deutsche Forschung schreibt den Namen so wie ihn der große Astronom selber geschrieben wissen wollte, in der latinisierten Fassung: Coppernicus. Wir werden uns gerne dieser Übung anpassen und möchten auch befürworten, daß allgemein so verfahren wird. DOD

Schlesische Schlösser

Das unter Denkmalschutz stehende, in den letzten Jahren gänzlich verwahrloste Schloß in Schedlau bei Falkenberg wurde, wie die Trybuna Opolska schreibt, „wiederaufgebaut und für kulturelle Zwecke hergerichtet". Hier befinde sich ein Kreiskulturhaus mit einem Kino, einer Bibliothek und Leseräumen.

Das im 16. Jahrhundert erbaute Schloß in Proskau, Kreis Oppeln, diene als geschlossene Anstalt für Geisteskranke, schreibt die Trybuna Opolska. Die einst für 150 Patienten bemessene Anstalt sei jedoch „völlig überbelegt" und beherberge gegenwärtig 300 Kranke. Die Zeitung kritisiert ferner, daß der Schloßbau dringend renoviert werden müßte, dafür aber leider die erforderliche Summe von einer Million Zloty fehle.

Die unterirdischen Gemächer des Fürstenschlosses in Waldenburg, in denen im Zweiten Weltkrieg das Hitlerhauptquartier untergebracht werden sollte, stehen ab Juli dieses Jahres für Besichtigungen zur Verfügung, meldet die Slowo Polskie. Der Schloßbau selbst, der zu den Besitzungen des Fürsten von Pleß gehörte, bleibt vorerst für die Öffentlichkeit gesperrt.

Neuer BdV-Präsident Dr. Herbert Czaja

Dr. Herbert Czaja wurde am 5. 11. 1914 in Teschen, im damals österreichischen Teil Schlesiens geboren und lebte bis zur Vertreibung in Gotschau (Kr. Teschen). Nach Absolvierung des deutschen Staatsgymnasiums in Bielitz studierte er Germanistik, Philosophie und Geschichte in Krakau und Wien. Nach der Promotion wurde Czaja Assistent für Germanistik an der Universität in Krakau. Nach Beendigung des Krieges, in dem er mehrfach verwundet wurde, wurde Dr. Czaja Studienrat in Stuttgart. Schon als Student war Czaja bis 1939 Anhänger der deutschen christlichen Volkspartei in Oberschlesien und ab 1946 Mitglied der CDU, für die er von 1947 bis 1953 im Stadtrat von Stuttgart tätig war. Czaja ist Mitbegründer der Landsmannschaft der Oberschlesier und der Union der Vertriebenen und Flüchtlinge in Baden-Württemberg, ab 1953 Abgeordneter der CDU/CSU im Bundestag. Er ist auch Vorsitzender der Union der Vertriebenen und Flüchtlinge in der CDU Nord-Württembergs, Mitglied des Landesvorstandes der CDU Nord-Württembergs und des Bundesvorstandes der Union der Vertriebenen und Flüchtlinge, stellvertretender Vorsitzender der Ackermanngemeinde der Diözese Rottenburg, Mitglied des Zentralkomitees deutscher Katholiken, Mitglied des Vorstandes der CDU/CSU-Bundestagsfraktion und Vorsitzender der Arbeitsgruppe Vertriebener und Flüchtlinge in der CDU/CSU-Bundestagsfraktion. Von 1964 bis 1969 war er Bundesvorsitzender der Landsmannschaft der Oberschlesier, ab 1969 ist er Sprecher dieser Landsmannschaft. — Dr. Czaja hat seinen Wohnsitz in Stuttgart, ist verheiratet und hat neun Kinder.

Personalien

Konsul Fritz Boden 85 Jahre

Der frühere Mitinhaber des stadtbekannten Pelzhauses M. Boden in Breslau, dessen Filiale in München er im Jahre 1922 begründete und seit 1928 als selbständige Firma übernahm, Konsul a. D. Fritz Boden, vollendete am 10. März 1970 in geistiger Frische sein 85. Lebensjahr. Er wohnt jetzt in 8032 Lochham, Am Wasserbogen 39.

Bürgermeister Paul Nitschke 85 Jahre

Am 23. Februar vollendete der frühere Bürgermeister von Militsch, Paul Nitschke, das 85. Lebensjahr. Kurz vor dem Zusammenbruch 1945 organisierte der letzte Bürgermeister der Kreis- und Garnisonsstadt Militsch die Räumung seiner Stadt, und er verließ, als die Einwohner vor den heranrückenden Russen in Sicherheit waren, als letzter seine Heimatstadt. — Paul Nitschke kam auf seiner Flucht, die ihn mit einigen Zwischenstationen durch die Sowjetzone führte, nach Herzebrock, wo er in der Bahnhofstraße wohnt. Dort beschäftigte er sich viele Jahre als Presbyter der evangelischen Kirchengemeinde Rheda-Herzebrock und ist ehrenamtlich für die Heimatauskunftstelle Militsch tätig.

Dr. Waldemar Rumbaur 80 Jahre

Am 7. April 1890 wurde Waldemar Rumbaur in Breslau geboren, wo er 1924 nach dem Studium in München und Leipzig sein medizinisches Examen ablegte. Kriegsfreiwilliger im Ersten Weltkrieg, kehrte er nach ständigem Fronteinsatz als Oberarzt mit dem EK I ausgezeichnet, nach Breslau zurück, wo er als Augenarzt und zuletzt als Chefarzt des evangelischen Bethesda-Krankenhauses tätig war. Zum Studium der Augenheilkunde führten ihn zahlreiche Reisen durch Deutschland und ins Ausland. Er veröffentlichte 52 wissenschaftliche Arbeiten. Im Zweiten Weltkrieg wurde er in der Festung Breslau schwer verwundet, kam dann nach Brandenburg und schließlich nach Bayern/Franken, wo 1945 seine Familie in Erlangen zusammenfand. 1946 nach Ansbach berufen, baute Dr. Rumbaur seine Existenz neu auf und lebt heute dort, im Ruhestand, als Heimatpolitiker wie als politischer Publizist, der auch gelegentlich Kurzgeschichten und Gedichte veröffentlicht. Im Herbst 1946 gründete er in Ansbach den „Bund der Schlesier", den er dem Landesverband Bayern der Landsmannschaft Schlesien zuführte. Hier wirkte Rumbaur lange Zeit als Landesvorsitzender, auch war er acht Jahre stellvertretender Bundesvorsitzender. Um das Kuratorium „Unteilbares Deutschland" in Mittel- und Oberfranken erwarb er sich ebenfalls verdient. Er wurde sein Ehrenvorsitzender. Rumbaur wurde das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse verliehen.

Walter Rinke 75 Jahre

Dr. rer. pol. Walter Rinke wurde am 5. Januar 1895 in Kattowitz geboren; er wurde Lehrer wie sein Vater. 1914 rückte er als Kriegsfreiwilliger ein, kehrte 1918 als Leutnant d. R. heim, studierte Volkswirtschaft und widmete sich dem Versicherungswesen, in dem er zum Direktor der Provinzialversicherungsanstalt aufstieg. Im Zweiten Weltkrieg geriet Rinke als Major in russische Gefangenschaft. 1946 als Ministerialrat in den bayerischen Staatsdienst berufen, leitete er den Zusammenschluß der vertriebenen Schlesier in Bayern ein. Er wurde erster Vorsitzender ihrer Bundeslandsmannschaft, organisierte ihre ersten Bundestreffen und vertrat ihre Interessen 1953 bis 1957 als CDU-Abgeordneter im Bundestag. Dr. Rinke, erster Ehrenvorsitzender der Landsmannschaft Schlesien, trat in Rede und Schrift für eine vaterländische Ostpolitik ein.

Domvikar Norbert Przibyllok

Diplomvolkswirt und Betriebsseelsorger Norbert Przibyllok ist in Bamberg zum Domvikar ernannt worden. Gleichzeitig hat er den Auftrag erhalten, eine Pressestelle des Erzbischöflichen Ordinariats einzurichten und zu betreuen. Domvikar Przibyllok wurde am 6. Dezember 1926 in Klausberg in Schlesien geboren und am 29. Juli 1951 zum Priester geweiht.

Pfarrer i. R. Theodor Wrobel gestorben

Am 7. Februar ist in der oberfränkischen Kreisstadt Ebermannstadt, wo er 1967 im Ruhestand lebte, Pfarrer Theodor Wrobel im 73. Lebens- und 37. Priesterjahr gestorben. Der Priester der Erzdiözese Olmütz (Generalvikariat Branitz) wurde am 4. Oktober 1897 in Hindenburg (Zabrze) in Oberschlesien geboren und 1933 in Jassy in Rumänien zum Priester geweiht.

Schlesier Bürgermeister in Geretsried

Die seit nunmehr zwei Jahrzehnten bestehende Industriegemeinde Geretsried in Oberbayern wird jetzt von Hans Schneider geleitet, der die Nachfolge von Karl Lederer, dem Gründungsbürgermeister, angetreten hat. Der sozialdemokratische Kommunalpolitiker, der bei der Bürgermeisterwahl 53,05 Prozent der Wählerstimmen auf sich vereinigen konnte, stammt aus Lossen im Kreise Brieg. Nach Besuch der Breslauer Ingenieurschule und Wehrdienst, zum Schluß Oberleutnant in einem Panzergrenadierregiment, arbeitete er in der Textilindustrie, seit zehn Jahren in Geretsried. Der Vater des heute 48jährigen Bürgermeisters war vor 1933 in der Brieger Kommunalpolitik als Mandatsträger tätig. s.u.e.

In memoriam

Beileid zum Tode von Prof. Dr. Max Born

Zum Tode des schlesischen Atomphysikers und Nobelpreisträgers Professor Dr. Dr. h. c. Max Born am 5. Januar 1970 sandte der Bundesminister für Bildung und Wissenschaft an Frau Hedwig Born, Bad Pyrmont, folgendes Telegramm:

Sehr verehrte gnädige Frau!
Zum Tode Ihres Gatten möchte ich Ihnen meine herzliche Anteilnahme aussprechen.
Ihr Gatte war einer der herausragenden Physiker des 20. Jahrhunderts. Seine großen Verdienste um die Theorie der Atomphysik, insbesondere um die statistische Interpretation der Quantenmechanik, wurden im Jahre 1954 durch die Verleihung des Nobelpreises gewürdigt.
Neben seinen wissenschaftlichen Erkenntnissen hat er mit seinen wissenschafts- und gesellschaftspolitischen Überlegungen wichtige und mutige Beiträge zur Lösung schwieriger Fragen unserer Zeit geleistet.
Wir werden Ihrem Gatten stets ein hohes ehrendes Andenken bewahren

Hans Leussink
Bundesminister für Bildung und Wissenschaft

Wissenschaft

Kardinal-Bertram-Preis

Zum dritten Male wird als wissenschaftliche Preisaufgabe der „Kardinal-Bertram-Preis" ausgeschrieben. Es handelt sich um Themen aus der schlesischen Kirchengeschichte. Interessenten wenden sich an das „Institut für ostdeutsche Kirchen- und Kulturgeschichte e. V.", 53 Bonn, Heerstraße 148, Ruf 0 22 21/5 16 88.

Deutscher Homöopath in Indien

Der aus Paderborn stammende Heilpraktiker Ernst Völkel hat auf einer Indienreise erste Kontakte zwischen der deutschen Homöopathie und der indischen Ayurveda-Medizin hergestellt. Er hat in Indien auf Pressekonferenzen und in Einzelinterviews die Bedeutung der Homöopathie im heutigen Deutschland erklärt und hat dazu Forschungsarbeit betrieben, um weitere medizinische Pflanzen zu finden. Indischen Kranken, die den Fachmann aus dem Lande Hahnemanns, des auch in Indien hochverehrten Gründers der Homöopathie, um Rat fragten, wurde bereitwillig und kostenlos geholfen. Ernst Völkel stammt aus einer der Naturheilkunde aufgeschlossenen schlesischen Familie und wurde am 29. April 1920 in Falkenberg in der Grafschaft Glatz geboren.

Ostdeutsche Forschungsstelle

In den Veröffentlichungen der Ostdeutschen Forschungsstelle im Lande Nordrhein-Westfalen, 46 Dortmund, Rheinlanddamm 203, hrsg. von Prof. Alfons Perlick, erschienen:
Reihe A Nr. 12: Nordrhein-Westfalen und der deutsche Osten (Beiträge von Hildegard Thierfelder, Otto Witte, Wilhelm Hanisch).
Nr. 13: Das schlesische Tuchmachergeschlecht Renner und seine Versippung. Von Oskar Pusch.
Reihe B Nr. 9: Chronik der Gemeinde Dreimühlen (Zauchwitz) im Kreis Leobschütz. Von Karl Grigarczik, mit einem Nachwort von Max Melzer.

Internationale Flüchtlingsfragen behandelt die Vierteljahresschrift A.W.R.-Bulletin, herausgegeben von A.W.R. (Forschungsgesellschaft für das Weltflüchtlingsproblem) im Verlag Wilhelm Braunmüller, Wien, Jahresbezugspreis 28 DM. Im Märzheft 1969 wurde auf die neue Publikationsreihe des Kulturwerks Schlesien „Silesia" empfehlend hingewiesen.

Prof. Dr. Paul Dziallas wurde mit Wirkung vom 1. 9. 1969 zum Leiter der Abteilung für angewandte Anatomie und Teratologie beim Anatomischen Institut der Universität München ernannt.

Biographisches Lexikon

Im Schlesischen Institut der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften in Troppau wird ein ausführliches biographisches Lexikon schlesischer Persönlichkeiten vorbereitet. Da die Arbeiten eine längere Zeit in Anspruch nehmen sollen, soll vorerst ein biographisches Register erscheinen, enthaltend Namen der Persönlichkeiten mit bibliographischen Hinweisen (bestimmt für Wissenschaftler).

Königsteiner Rufe, Heft 9/1969

Documenta Occupationis

Das Posener West-Institut hat den 8. Band der Serie „Documenta Occupationis" veröffentlicht. Er enthält nach Angaben der Kattowitzer Trybuna Robotnicza, Kattowitz Nr. 189 „deutsche Dokumente zu den Aussiedlungen der polnischen Bevölkerung aus den sogenannten eingegliederten Gebieten". Die Zeitung polemisiert dabei gegen „subjektive Schilderungen ausgesiedelter Deutscher" in der Bundesrepublik.

Spenden für das Kulturwerk Schlesien e. V., das als gemeinnützig anerkannt ist, sind abzugsfähig bei der Lohn- bzw. Einkommensteuer.

Geschichte von Lossen

Helmut Richter, letzter deutscher Pfarrer der katholischen Pfarrei Lossen, Kreis Brieg, jetzt Ganderkesee, Kreis Oldenburg, arbeitet an einer **„Geschichte der Kommende und des Dorfes Lossen, Kreis Brieg"**, die in einer Folge von Heften erscheinen soll, deren erstes die Zeit bis etwa 1315 behandelt und bereits erschienen ist, mit Anmerkungen 50 Schreibmaschinenseiten. Das Buch ist dem Apost. Protonotar Oskar Golombek, Köln, gewidmet.

„Reformationsmuseum" für Breslau

Ein sogenanntes „Reformationsmuseum" — nach Wittenberg das zweite in der Welt — soll, wie der Dziennik Zachodni berichtet, in Breslau geschaffen werden. Diese kulturelle Stätte werde „die Geschichte der Reformation in Niederschlesien und ihre Rolle, die sie zur Erhaltung der polnischen Sprache im Zeitraum der forcierten Germanisierung gespielt hat", widerspiegeln.

50 Jahre Volkshochschule Breslau

Die Reihen der Volkshochschulmänner der Weimarer Jahre schmelzen immer mehr zusammen. Junge deutsche Gelehrte opfern heute Zeit und Scharfsinn, ihren Einsatz in der deutschen Geistesgeschichte vor der Vergessenheit zu retten. So hat zum Beispiel Hans Kappe vor einigen Jahren seine Münsterer Dissertation über den Reichsverband der deutschen Volkshochschulen geschrieben.

Wenig Aufmerksamkeit hat man 1969 dem fünfzigjährigen Jubiläum der Gründung der Breslauer Volkshochschule gewidmet. Damals, 1919, als die Erwachsenenbildung in dem vom Kriege tief erschütterten Deutschland einen Durchbruch erlebte, bildete man auch in Schlesien eine Volkshochschule. Hier im Osten, wo die großen Grenzverschiebungen vorgenommen worden waren, meinte man besonderen Anlaß zu haben, eine Stätte für deutsche Kulturarbeit im Zeichen des Friedens aufzubauen. Unter den Persönlichkeiten, die sich an der Gründungssitzung im Februar 1919 beteiligten, finden wir neben dem späteren Direktor der Volkshochschule Breslau einige der prominentesten Namen deutschen Kulturlebens. Zugegen war Gertrud Lasswitz, die bekannte Seminarleiterin, Schwester des Philosophen L. Auch der namhafte evangelische Theologe Professor Bultmann war dabei. Seine Einsätze im theologischen Denken beschäftigen heute Tausende von jungen Forschern in den verschiedensten Ländern der Welt. Seine Haltung während der Zeit des Dritten Reiches hat weiterhin zu der Verehrung beigetragen, die man ihm in weitesten Kreisen entgegenbringt.

Auch ein katholischer Theologe von internationalem Ruf gehörte zu dem engsten Mitarbeiterkreis der Breslauer Volkshochschule. Professor Hermann Hoffmann trat zeitig unter ihren Lehrern hervor. Auch als erwachsenenpädagogischer Verfasser war er tätig. Aus seiner Feder flossen die Aufsätze über „Volkshochschule und Erneuerung", über „Arten der Volkshochschule" in den „Blättern der Volkshochschule Breslau" und manches andere. Heute sieht man in Hermann Hoffmann einen Vorgänger modernen christlichen Denkens, den man auch weit außerhalb der katholischen Kirche als einen Mann christlicher Erneuerung betrachtet.

1933 verschwand diese Volkshochschule. Wie schon gesagt, ist das Breslauer Jubiläum 1969 wenig beaufmerksamt worden — obwohl die Volkshochschule der schlesischen Hauptstadt eine der größten und wichtigsten gewesen ist, die Tausende von Schülern unterrichtet und zu ihrem Lehrkörper manche bedeutende Persönlichkeit der Weimarer Zeit gerechnet hat. Ein Zufall hat es aber gewollt, daß gerade in diesem Jahr einer der hervorragendsten schwedischen Universitätsgelehrten, Holger Frykenstedt, seinen lange erwarteten Kommentar zu Goethes Faust herausbrachte. Und in diesem Werk, das einem der Pioniere deutscher Volkshochschularbeit gewidmet ist, Professor Reinhard Buchwald, gedenkt Frykenstedt auch des Gründers der Volkshochschule Breslau, Dr. A. Manns, der 1969 80 Jahre geworden wäre — wäre er nicht während der Hitlerjahre plötzlich jung verstorben. W. M.

Obige Gedenkzeilen verdanken wir dem Sohn des verdienten Gründers und ersten Direktors der Breslauer VHS, Lic. theol. et mag. phil. Walther Mann in 95 100 Lulea (Schweden), Tunastigen 13. Die Breslauer haben gewiß nicht Direktor Dr. A. Mann vergessen, der mit viel Begeisterung und Umsicht, jenes Volkshochschulwerk ins Leben rief, das eine eigene Note trug und das geistige Leben der Odermetropole ungemein befruchtet hat. Anhand der Lehrpläne und ihrer Dozenten ließe sich eine kleine Kulturgeschichte der Breslauer Jahre 1919 bis 1933 erstellen, was hiermit angeregt sei. A. H.

Literatur

Sonning-Preis für Max Tau

Der Sonning-Preis 1970, der mit 150 000 Kronen (rund 73 000 Mark) dotiert ist, wurde vor kurzem an den aus Oberschlesien stammenden und in Oslo lebenden Schriftsteller Max Tau verliehen. Tau erhält den Preis „für sein humanistisches Wirken als Sprecher des Besten in der europäischen Kulturtradition und als Sprecher für Frieden und Versöhnung". Die Preisübergabe soll traditionsgemäß am 19. April in der Kopenhagener Universität stattfinden.

Der Sonning-Preis, der in diesem Jahre zum 13. Male verliehen wurde, erhielten bisher unter anderem Winston Churchill, Karl Barth, Bertrand Russell, Niels Bohr und Halldor Laxness.

Karl Fleischer 85. Geburtstag

Karl Fleischer, der am 14. Februar 1885 in Weidenhof bei Breslau geboren wurde und in den Volksschuldienst eintrat, hat sich schon als Lehrer in Kreuzburg OS, der Geburtsstadt Gustav Freytags, dem Dienste an diesem großen Schlesier verschrieben. An der Einrichtung des Kreuzburger Freytag-Museums war er als Volks- und Heimatkundler, Publizist und Kalenderherausgeber beteiligt. Als in Wangen/Allgäu nach der Vertreibung die schlesische Künstlersiedlung entstand, richtete Karl Fleischer mit seiner Frau Margret Fleischer-Mucha, neben dem Eichendorff- und dem Hermann-Stehr-Archiv auch ein Gustav-Freytag-Archiv und -Museum ein. Karl Fleischer hat sich auch als Lyriker und Erzähler bei seinen Landsleuten beliebt gemacht.

Suse von Hoerner-Heintze 80 Jahre

In Breslau wurde vor 80 Jahren Susanne Heintze am 24. Januar 1890 geboren, die als Schriftstellerin den Namen Suse von Hoerner-Heintze führt, nachdem sie im Jahre 1917 den baltischen Schriftsteller und Maler Herbert von Hoerner geheiratet hatte. Zuvor war sie Schülerin der Breslauer Kunstschule unter Direktor Poelzig gewesen, hatte die Textilschule in Sorau besucht und als Zeichnerin und Entwerferin in New York, Buffalo und Chicago gearbeitet. Nach der Heirat zog sie mit ihrem Mann auf das Rittergut seiner Eltern (Ihlen) in Kurland, verließ das Baltikum jedoch nach dem Zusammenbruch der deutschen Ostfront, lebte zunächst in Berlin, seit 1928 in Görlitz. Nach Entlassung aus sowjetischer Gefangenschaft, in der ihr Mann (im Mai 1950 in Torgau) starb, lebt sie in der Bundesrepublik, z. Z. in Eberbach am Neckar. „Mädels im Kriegsdienst" (1934), „Weit war der Weg" (Wolhyniendeutsches Schicksal, 1943), „Der wilde Wuwo" (drei Riesengebirgserzählungen, 1944) und „Die Schusterkugel" (eine Erzählung um das Wirken und Leben Jakob Böhmes, 1954) gehören zu ihren bekanntesten Büchern.

Bibl.: Kürschner 1967 Literatur-Lexikon, Freundesgabe des „Arbeitskreises für deutsche Dichtung" zum 75. Geburtstage von Suse von Hoerner-Heintze (Göttingen, 1965).

Hans-Eberhard von Besser 75 Jahre

Der in Wangen/Allgäu lebende, seit jungen Jahren erblindete Schriftsteller Hans-Eberhard von Besser beging in aller Stille seinen 75. Geburtstag. Ein liebenswerter schlesischer Poet, der über zehn Bücher und Bändchen veröffentlicht hat und früher viel in führenden Zeitschriften und Zeitungen publizierte, hat von Besser sein hartes, aber mit Mut und Geduld ertragenes Schicksal in Nr. 7/70 des „Schlesiers" geschildert. Wir wünschen ihm und seiner tapferen Lebensgefährtin einen geruhsamen Lebensabend und alles Gute.

A. C. Groeger 65 Jahre

Alfred Carl Groeger, Realschulkonrektor in Rendsburg, als Bundespressereferent der Schlesischen Jugend wirksam, wurde 65 Jahre alt. Seit jungen Jahren ist er schriftstellerisch tätig.

Hans Lipinsky-Gottersdorf 50 Jahre

Hans Lipinsky-Gottersdorf wurde am 15. Februar 1920 als Sohn des Erbscholtiseibesitzers Robert Lipinsky in Gottersdorf, Kreis Kreuzburg, geboren. Er besuchte das Gustav-Freytag-Gymnasium in Kreuzburg und wollte Landwirt werden. Er war auch auf verschiedenen schlesischen Gütern tätig und dachte wohl kaum daran, jemals unter die Schriftsteller zu gehen. Inzwischen ist sein schriftstellerisches Werk umfangreich geworden. Unter anderem seien genannt: „Wanderungen im dunklen Wind", „Fremde Gräser", „Wenn es Herbst wird" und der erste Teil seines jüngsten Romans: „Die Prosna-Preußen".

10. Todestag von Paul Mühsam

Aus diesem Anlaß erscheint von dem schlesischen Dichter eine Auswahl seiner Lyrik und Prosa unter dem Titel „Seit der Schöpfung wurde gehämmert an deinem Haus" (224 Seiten, Seekreis Verlag Konstanz). Paul Mühsam, der bis 1933 in Görlitz lebte, setzt sich in seinem Werk für eine Versöhnung der Menschen und Völker ein, und gab, wie er selbst sagt, seiner Sehnsucht nach einer alle Konfessionen überbrückenden Religion der reinen Menschlichkeit Ausdruck. Sein nach dem Ersten Weltkrieg erschienenes Buch „Aus dem Schicksalsbuch der Menschheit", das eine Anklage gegen den Krieg ist, erregte Aufsehen. Elf Bücher erschienen bis 1933 in mitteldeutschen Verlagen. In dem während der Emigration entstandenen Lebenserinnerungen „Ich bin ein Mensch gewesen", sah der Dichter sein Hauptwerk. 83jährig verstarb Paul Mühsam am 11. März 1960.

Eine Gedenkschrift für Kurt Engelbert, der sich um die Erforschung der schlesischen Kirchen- und Kulturgeschichte bleibende Verdi[illegible] erworben hat, gibt Bernhard Stasiewski in der Reihe der „Beiträge zur Schlesischen Kirchengeschichte" bei Böhlau in Köln heraus.

Einen Wettbewerb „Bühnenstücke für die Jugend" hat das Theater der Jugend/München zusammen mit dem Kurt Desch-Verlag ausgeschrieben. Der Hauptpreis beträgt 2000 DM. Einsendeschluß: 31. Mai 1970. 1970. Einzelheiten der Ausschreibung über den Desch-Verlag, München.

Die „Stücke" des Schlesiers Heiner Kipphardt, der zu den erfolgreichsten Bühnenschriftstellern Deutschlands gehört, kommen im Juni d. J. erstmals in einem Sammelband heraus.

Die Zeitschrift „Das Boot", im Handdruck von Robert Grabski — einem Schlesier — in Herne/Westfalen herausgegeben, trägt neuerdings den Untertitel „Lyrik der Gegenwart". Aus Ostdeutschland und den auslandsdeutschen Siedlungsgebieten stammende Autoren sind in diesen Blättern stark vertreten.

„Menschen, die Gedichte schreiben" heißt ein essayistisches Buch von Heinz Piontek im Hofmann-und-Campe-Verlag. Piontek unternimmt darin den Versuch, den Zugang zur Lyrik von heute vom Biographischen der Autoren her zu finden.

Ernst Josef Krzywon, der aus Schlesien st[illegible]mende Germanist und Verlagslektor, arb[illegible] gegenwärtig an seiner Habilitationsschrift über „Heinrich Heine und Europa".

„Geschichte der deutschen Literatur" heißt eine Arbeit des Breslauer Germanisten Dr. Marian Szyrocki, die der polnische Staatliche Wissenschaftsverlag jetzt herausgebracht hat. Die Warschauer „Kultura" charakterisiert das Werk als „trocken und pedantisch". Ein zweiter Band (Erscheinungstermin: Frühjahr 1971) wird sich mit deutscher Gegenwarts-Literatur befassen.

Den kunsthistorischen Denkmälern der Stadt Neisse ist ein Buch gewidmet, das auf Initiative des „Schlesischen Instituts" und des Präsidiums des „Städtischen Nationalrats" von Neisse entstanden ist.

„Deutsche Literatur über Polen" aus den Jahren 1918—1939 hat der Posener Germanist Jan Chodera unter dem Blickwinkel der Aufspürung „polenfeindlicher Tendenzen" gesammelt und herausgegeben.

Jean-Paul Sartre wird im März dieses Jahres die Jochen-Klepper-Medaille entgegennehmen, die ihm 1969 vom Direktor der Berliner Vagantenbühne, Horst Behrend, zugeeignet wurde. Die Auszeichnung besteht in einer Silberplakette, die alljährlich zum Gedenken an Jochen Klepper für das erfolgreichste zeitgenössische Stück im Spielplan der Vagantenbühne vergeben wird. Sartre erhält die Medaille für sein Schauspiel „Geschlossene Gesellschaft".

Musik

„Schlesische Passion" von Gerd Münzberg

Die „Schlesische Passion" für Sprecher, Soli, Chor und Orchester von Gerd Münzberg, ein abendfüllendes Werk, gelangte anläßlich der 20-Jahr-Feier der Schlesischen Landsmannschaft Kitzingen durch den dortigen Schlesierchor zur Uraufführung. Wir zitieren aus dem Presseecho:
Kitzinger Zeitung: „Schlesische Passion — eine musikalische Dokumentation, voll schmerzlicher Erinnerung, überstrahlt von fast religiös anmutender Versöhnlichkeit und wahrer Heimatliebe — dabei verstand es der Komponist, die Emotionen aus dem allgemein menschlichen Bezug auf eine höhere musikalische Ebene zu heben."
Main-Post, Würzburg: „Es ist ein Werk, das das Geschehen im deutschen Osten 1945/46 ohne Tendenz und Haß nach Gedichten schlesischer und anderer Dichter musikalisch beleuchtet — dabei kommentiert der Chor, ähnlich wie in der griechischen Tragödie, das Geschehen."
Fränkisches Volksblatt, Würzburg: „Die musikalische Sprache ist entsprechend den Vorgängen zuweilen etwas hart, oftmals bis an die Grenzen des Atonalen, um dann wieder den [illegible]er Münzberg voll erstehen zu lassen."
„[illegible] Schlesier": „Seine Schlesische Passion ist ein groß angelegtes fünfteiliges Werk — Lesungen und Lieder wechseln einander ab, eine Auslese großer Wortkunst — diesen Ton hat Gerd Münzberg als echter Musiker aufgenommen und mit hohem künstlerischen Können in Musik verwandelt."
Der bayerische Staatsminister für Arbeit und soziale Fürsorge, dem der Komponist das Werk gewidmet hat, hat ihm, „als Zeichen des Dankes und der Verbundenheit mit unseren vertriebenen Landsleuten, gleichsam symbolhaft für unser Zusammenstehen", einen bayerischen Löwen aus der Nymphenburger Porzellanmanufaktur überreicht.

Prof. Dr. Hermann Matzke 80 Jahre

Professor Dr. Hermann Matzke wurde am 28. März 1890 in Breslau geboren. Er besuchte das Zwingergymnasium und leitete schon mit 16 Jahren das Schülerorchester. Er liebte vor allem Geige, Flöte und den Gesang und wirkte im Kirchenchor der St.-Vinzenz-Kirche mit. Er studierte in Breslau, Berlin und Bern Kunst- und Kirchengeschichte, Musikwissenschaft, Literatur, Philosophie, Nationalökonomie, Rechtswissenschaft und Physik und promovierte 1919 an der Universität Bern zum Dr. phil. Sein Hauptgebiet ist musikalische Technologie. Prof. [illegible] Matzke, der zahlreiche Publikationen auf diesem Gebiet wie als Musikschriftsteller veröffentlichte, lebt heute in Konstanz/Bodensee.
Der „Volksbote" Nr. 11; 1970 (München) brachte eine ausführliche Würdigung aus der Feder von Walter Stanke über Prof. Dr. Hermann Matzke.

Paul Preis 70. Geburtstag

Paul Preis wurde am 18. 1. 1900 in Glatz geboren. Er besuchte das Gymnasium und studierte dann Musik. 1925 leitete er zum erstenmal ein Orchester und unternahm ausgedehnte Konzertreisen. Ab 1926 wirkte er im Cosmos-Theater-Konzern, 1930 war er künstlerischer Leiter des Kurtheaters in Bad Reinerz. 1934 ging er als Kapellmeister nach Bad Lengenau, dann nach Habelschwerdt, wo er 1939 die Volksmusikschule gründete und deren Führung übernahm. Auch als Komponist war Paul Preis tätig. 1921 lag eine Oper fertig vor. Ein Werk für Chor und Orchester entstand 1933, die Spieloperette „Robert und Bertram" 1934, dazu viele Kompositionen für Orchester und Gesang.

Friedrich Metzler 60. Geburtstag

Der Komponist und Musikpädagoge Friedrich Metzler wurde am 18. Februar 1910 zu Kanth in Niederschlesien geboren. Er studierte an der staatlichen Akademie für Kirchen- und Schulmusik in Berlin-Charlottenburg und in der Meisterklasse für Komposition an der preußischen Akademie der Künste in Berlin bei Max Trapp. Später war er als Kirchenmusiker in und um Berlin tätig, bis er als Lehrer für Tonsatz und Komposition am städtischen, ehemals Sternschen Konservatorium festen Fuß fassen konnte. Metzler entfaltete ein vielseitiges kompositorisches Schaffen. Er schrieb unter anderem Orchesterwerke, Kammer-, Orgel-, Bühnen- und Kirchenmusik, Chöre mit Instrumentalbegleitung, Lieder für Klavier- und Kammermusik.

Eduard Hanisch erhält Ostdeutschen Musikpreis

Der Johann-Wenzel-Stamitz-Preis (Ostdeutsche Musikpreis) der Eßlinger Künstlergilde in Höhe von 5000 DM wird dem aus Steinau/Oberschlesien stammenden Komponisten Eduard Hanisch verliehen. Die Ehrengabe und den Förderungspreis (je 2000 DM) für 1970 erhalten der aus Leipzig stammende Komponist und Dirigent Wilhelm Rettich sowie der 1940 in Hermannstadt/Siebenbürgen geborene und gegenwärtig in Düsseldorf tätige Komponist Dieter Acker. Die Preise sollen am 4. Juni 1970 in Stuttgart überreicht werden.

Bildende Kunst

Adele Ortenau 100 Jahre alt

Am 27. Februar beging die aus Breslau gebürtige Malerin Adele Ortenau in München ihren 100. Geburtstag in ungewöhnlicher körperlicher und geistiger Frische, worüber Dr. Karl Schindler im „Schlesier" Nr. 11/70 berichtet hat. Eine Sonderschau ihrer Werke ist gegenwärtig im Pavillon des Alten Botanischen Gartens in München zu sehen.

Erich Fuchs 80. Geburtstag

Erich Fuchs, Zeichner und Radierer, wurde am 14. Februar 1890 in Magdeburg geboren, kam 1909 als „wandernder Maler" nach Schömberg, der alten Weberstadt im Grüssauer Land. Diese Landschaft, mit der Schneekoppe im Hintergrund, nahm ihn gefangen; Eindruck machten die Menschen auf ihn. Er zeichnete die Weber, das Städtchen und das Land und wurde der Maler des schlesischen Gebirgsvolkes. 1923 fand er in Hain, im Riesengebirge, seine Heimat. Von 1945 bis 1948 blieb er in Schlesien, harrte so lange aus, bis sein Lebenswerk unter dem Schutze eines unter polnischer Verwaltung stehenden schlesischen Museums sichergestellt wurde. Dann arbeitete er in Westdeutschland weiter — im Westfälischen, Niedersächsischen, am Rhein und in den Bergen. Er lebt in Marburg/Lahn. Sein Gesamtwerk ist für die schlesische Volkskunde von bleibender Bedeutung.

Phantastische Malerei

Die Galerie Wolfgang Gurlitt in München stellt bis zum 20. April unter dem Titel „Phantastische Malerei" Werke von 34 Künstlern aus. Unter ihnen befinden sich: Siegbert Hahn, geboren 1937 in Breslau, Reiner Schwarz, geboren 1940 in Hirschberg.

Ausstellung ostdeutscher Künstler

Im Frankfurter Kunstkabinett Hanns Bekker vom Rath werden vom 5. März bis zum 25. April Zeichnungen des in Darmstadt gestorbenen aus Schlesien stammenden Künstlers Ludwig Meidner ausgestellt. Der gleichfalls aus Schlesien stammende Schriftsteller Heinz Winfried Sabais sprach zur Eröffnung.
Von dem aus Troppau stammenden Maler Hellmut Marcus, der im Hauptberuf Orchestermusiker ist, zeigt die Galerie 4178 in Kevelaer bis zum 29. März Ölbilder, Collagen und Abstraktionen.

Sokol-Ausstellung

Eine Kollektion neuer Arbeiten von Rudolf Sokol wird gegenwärtig im Bonner Bundeshaus gezeigt. Der 83jährige, aus Oberschlesien stammende und heute in Bremen lebende Maler und Grafiker, gehört zu den bekanntesten Landschaftsmalern Deutschlands.

Ausstellung Paul Holz in München

Die Galerie Wolfgang Ketterer, 8 München 80, Prinzregentenstraße 60, Villa Stuck, zeigt eine Ausstellung von Zeichnungen von Paul Holz, der durch seine Tätigkeit in Breslau 1925 bis 1933 vielen Schlesiern in bester Erinnerung ist.

„Moderne polnische Teppiche", Erzeugnisse junger Künstlerinnen aus Warschau und Lodz, erfreuen sich gegenwärtig im Essener Folkwang-Museum starker Beachtung. Die Ausstellung dauert bis zum 4. April.

Theo Sand, der aus Schlesien stammende Maler und Graphiker, Leiter einer Gemäldegalerie in Karlsruhe, stellt gegenwärtig eine Auswahl jüngerer Arbeiten im SPD-Parteigebäude in Bonn aus.

Kurz angezeigt

Das Jungfräuliche Klosterstift zur Heiligen Maria Magdalena von der Buße zu Lauban in Schlesien von 1320 bis 1821 — von Paul Skobel. Herausgegeben und ergänzt bis zur Gegenwart von Edmund Piekorz. Mit Geleitworten von Bischof Dr. Rudolf Graber und Universitätsprofessor Dr. Hubert Jedin. XX, 416 Seiten mit 1 Farbtafel, 54 Abbildungen auf Kunstdruck, 2 Karten. Leinen DM 35.—. Konrad Theiss-Verlag, Stuttgart und Aalen.

Paul Hadrossek: Stand und Kritik der rechtstheoretischen Diskussion zum natürlichen Recht auf die Heimat. Erweiterter Neudruck 1969: The Natural Right of Peoples to their Native Soil. Le droit naturel des peuples à leur sol natal Verlag „Wissenschaft und Politik", 5 Köln, Salierring 1—16, 4,80 DM.

Joseph von Eichendorff „Sämtliche Werke in fünf Bänden". Bd. I: Gedichte, Versepen, Dramen, Autobiographisches. Bd. II: Romane, Erzählungen. Hrsg. Jost Perfahl. Einführg. Ansgar Hillach. 1064/1000 S., je Bd. Ganzleder 42,— DM / Ln. 28,80 DM. Verlag Winkler, München.

Gelesen und notiert

Unter dem Titel „Elitäre Auswahl" bespricht H. H. Stuckenschmidt in der FAZ NR. 52/70 die bei S. Fischer in Frankfurt erschienenen „Briefe 1894—1962" des großen, mit Schlesien verbundenen Musikers Bruno Walter, dem „Mann aus Berliner jüdischem Haus, der 1896 den Namen Schlesinger ablegte, um Kapellmeister in Breslau werden zu können".

„Ein möglichst unverstelltes Bild des Menschen ins dritte Jahrtausend schicken" will der schlesische Lyriker Kurt Heynicke mit seinen Altersgedichten „Alle Finsternisse sind schlafendes Licht" (Verlag Erich Norberg, Worms), schreibt die FAZ in ihrer Besprechung von Hans Daiber in Nr. 60/1970.

Auf das Wort Friedrichs des Großen „Die Religionen müssen alle toleriert werden" weist die Neue Züricher Zeitung in ihrer ganzseitigen Besprechung (Nr. 11/70) der „Geschichte der evangelischen Kirche Ostpreußens" aus der Feder des Bonner Ordinarius und Forschers Ostdeutschlands, Walther Hubatsch, hin. Der Rezensent Fritz Büsser verweist auf die Verbindung von weltlicher und kirchlicher Ordnung, die „sich durch die ganze preußische Kirchengeschichte hindurch segensreich auswirkte".

Wie das Weilburger Tageblatt in einem Bildbericht ausführte, erfreut sich die Freystädter Heimatstube im Alten Gymnasium Weilburg, der hessischen Patenstadt von Freystadt/Schlesien, seit drei Jahren eines regen Interesses. Die Ausstellung ist eine schätzenswerte Dokumentation aus dem niederschlesischen Raum, die auch für Schulen im Oberlahnkreis als ostkundliche Schau von Bedeutung ist. An der Einrichtung dieser Heimatstube haben vor allem Frau L. H. Rutkowski, H. O. Thiel und der Weilburger Kaufmann Werner Kroh mitgewirkt. Vom Kulturwerk Schlesien e. V., Würzburg, gefördert, fand in der Kreis- und Stadtbücherei Weilburg anläßlich des Patenschaftstreffens eine gutbesuchte, auch von der Presse vielfach gewürdigte Ausstellung „Heimat im Buch" statt.

SILESIA: Neue Kulturwerk-Publikationsreihe

Herausgegeben von **Alfons Hayduk**

Günther Grundmann, Die Warmbrunner Holzschnitzschule im Riesengebirge

52 Seiten, 33 Bildtafeln, Leinen, 9,80 DM, Folge 1
In den 43 Jahren ihres Bestehens gingen aus der Warmbrunner Holzschnitzschule zahlreiche Kunsthandwerker und Bildhauer hervor. Der Band bietet einen authentischen Einblick in die künstlerische Zielsetzung dieser anerkannten Bildungseinrichtung. Er informiert ferner über die polnische Nachfolgeschule und über die Bemühungen um die Erhaltung der Tradition in der Bundesrepublik und in Italien.

Konrad Fuchs, Schlesiens Industrie

Eine historische Skizze. 62 Seiten, Engl. Broschur, 4,80 DM, Folge 2
Diese wirtschaftshistorische Abhandlung zeigt Schlesien auch auf wirtschaftlichem Gebiet als Land der Begegnung. Besonders gewürdigt wird die auf den Rohstoffen Kohle und Eisen gegründete Schwerindustrie.

Ernst Birke, Silesia / a German Region

Kurzgefaßte Geschichte Schlesiens in englischer Sprache. 28 Seiten, Engl. Broschur, 2,50 DM, Folge 3
Ein willkommenes Geschenkbändchen für Freunde und Verwandte im Ausland! Auch als Lektüre zum Sprachenstudium geeignet. Der Verfasser gibt eine sachkundliche Übersicht über Schlesiens Werdegang in acht Jahrhunderten.

Klaus Hildebrandt, Gerhart Hauptmann und die Geschichte

152 Seiten, Engl. Broschur, 12,80 DM, Folge 4
Der Autor befaßt sich mit des Dichters Lektüre und Interessen, dessen Erleben der Geschichte, den schriftlichen und mündlichen Äußerungen über Persönlichkeiten und Ereignisse der Vergangenheit und des politischen Geschehens seiner Zeit sowie — zusammenfassend — mit dessen Geschichtsbegriff. Die Veröffentlichung schließt so eine Lücke in der Hauptmann-Literatur und wurde noch von C. F. W. Behl (†) empfohlen.

Paul Dziallas, Medaillen und Plaketten Gerhart Hauptmanns

ca. 64 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen, Engl. Broschur, 4,80 DM, Folge 5
Eine wirkliche Überraschung für alle Freunde der Medaillenkunst und des Dichters bietet der bekannte schlesische Sammler mit dieser jeden Kenner entzückenden Gabe von einmaligem Wert.

Joachim Herrmann, Josef Elsner und die polnische Musik

32 Seiten, mit 4 Abb., Engl. Broschur, 3,80 DM, Folge 6
Vorliegende Publikation ist ein Denkmal für den verehrungswürdigen Musiker und liebenswürdigen Menschen, der von Deutschen wie Polen gleichermaßen verehrt wird. Vor 200 Jahren im schlesischen Grottkau geboren, gibt seine Lebensgeschichte und sein Wirken in seiner Entwicklung zum Reformator und Organisator der polnischen Musik ein kulturhistorisches Beispiel für die Möglichkeit einer geistig-schöpferischen Koexistenz, die ideologische wie nationalpolitische Grenzen überwindet.

Alfons Hayduk (Hrgb.), Schlesische Studien

252 Seiten, 1 Bild, Leinen, 19,50 DM, Folge 7

Dieses Buch ist dem achtzigjährigen Kulturpolitiker und Publizisten Karl Schodrok gewidmet, der sich durch lange Jahrzehnte als Anwalt deutscher Kultur in Schlesien bewährt hat. Ihm fühlen sich die 44 Autoren dieses Sammelbandes verbunden. Sie sind durch langjährige Arbeit in ihren Sachgebieten besonders dazu berufen, einen Überblick zu vermitteln, Kenntnis über Kultur und Überlieferung, Landschaft und Menschen Schlesiens zusammenzutragen. So gewähren die „Schlesischen Studien" ein aufschlußreiches und vielseitiges Bild von der Kulturlandschaft und ihrem Geist; sie geben auch Einblick in die Gegenwart der Schlesier in der Bundesrepublik und ihre Probleme, sie decken mannigfache Zusammenhänge auf, die nicht vergessen werden sollten.

Delp'sche Verlagsbuchhandlung, 8 München 13, St.-Blasien-Str. 5

Neue Bücher

„Polen, Preußen und Deutschland". Ein Beitrag zur Reorganisation Europas. Von Constantin Frantz. Faksimiledruck der Ausgabe Halberstadt 1848, mit einer Denkschrift des Verfassers zur Polenfrage aus dem Jahre 1848. Hrsg. von Hans Elmar Onnau. Respublica-Verlag F. Schmitt, Siegburg 1969. XVI und 101 S., Kart. 20 DM.

Ekkehard Buchhofer: Die Bevölkerungsentwicklung in den polnisch verwalteten deutschen Ostgebieten von 1956—1965. Kiel 1967. (= Schriften des Geografischen Instituts der Universität Kiel. Herausgegeben von O. Smieder, H. Schlenger, F. Wilhelm, H. Klug. Band XXVII. Heft 1.)

Karl Otmar Freiherr von Aretin: Heiliges Römisches Reich 1776 bis 1806. Reichsverfassung und Staatssouveränität. Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Band 38. Verlag F. Steiner, Wiesbaden. 2 Bände, zusammen 956 Seiten, 126,— DM.

Peter Krüger: „Eichendorffs politisches Denken"; 48 Seiten, Verlag Eichendorff-Stiftung e. V., 87 Würzburg, Heerstraße 1, Postfach 32, Preis 4,50 DM.

Herbert Czaja: Ausgleich mit Osteuropa. Versuch einer europäischen Friedensordnung. Vorwort von Weihbischof H. Tenhumberg. Europa-Buchhandlung, 8 München 23, Postfach 284, 64 Seiten, Paperback 6,80 DM.

Franz Machilek: Ludolf von Sagan und seine Stellung in der Auseinandersetzung um Konziliarismus und Hussitismus. — Herausgegeben vom Collegium Carolinum im Verlag Robert Lerche, München. 256 Seiten, kart. 16,— DM.

Hermann Pünder: Von Preußen nach Europa. Lebenserinnerungen. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. 572 Seiten, Leinen, 38,— DM.

Dokumente zur Bonhoeffer-Forschung 1928 bis 1945. Herausgegeben von Korgan Glenthof. Die mündige Welt V. Christian Kaiser-Verlag, München. 367 Seiten, 32,— DM.

Francis L. Carsten: Die Entstehung Preußens. Aus dem Englischen von Margarethe von Knoop. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln. 326 Seiten, Leinen, 38 DM.

Kurt Hesse: Der Geist von Potsdam. v. Hase & Koehler Verlag, Mainz. 271 Seiten, Leinen, 22,— DM.

Willy Gromek (Herausgeber): Polnisch leben. Stimmen polnischer Katholiken. Vorwort von Carl Amery. Biederstein Verlag, München. 196 Seiten, Paperback, 12,80 DM.

Beiträge zum deutsch-tschechischen Verhältnis im 19. und 20. Jahrhundert. — Herausgegeben vom Collegium Carolinum im Verlag Robert Lerche, München. 175 Seiten, Leinen, 24,— DM.

Leo Christoph, Großdechant der Grafschaft Glatz: „Sie gehören zu uns. Von Glatzer Priestern." 115 Lebensbilder. Druckerei Jungfermann, Paderborn. 4,50 DM.

Josef Schmidt (Hrsgb.): „Die Donauschwaben 1944—1964". Beiträge zur Zeitgeschichte. Südostdeutsches Kulturwerk München. 186 Seiten, 18,— DM.

Spenden für das Kulturwerk Schlesien e. V., das als gemeinnützig anerkannt ist, sind abzugsfähig bei der Lohn- bzw. Einkommensteuer.

Unsere Glosse

In Lodz (Mittelpolen) gab es neben zahlreichen deutschen Textilfabriken auch eine bekannte Farbenfabrik. Ihre Besitzerin, Frau M. Prade — von weiblicher Eitelkeit nicht ganz frei —, versah das Gütezeichen ihrer Firma mit ihrem Porträt und ihrer Unterschrift. — Im Januar 1945 verließ Frau Prade wie die meisten anderen deutschen Bewohner das „polnische Manchester". Ihre Fabrik aber blieb erhalten — und die hier erzeugten Farben werden bis heute in Lodz hergestellt. Auch das Markenzeichen dieser Firma blieb dasselbe; der abgeänderte polnische Text trägt der Tatsache Rechnung, daß sich dieser verstaatlichte Betrieb den Namen der 1934 in der Schweiz verstorbenen Nobelpreisträgerin für Physik, Frau Curie-Sklodowska, zugelegt hat. Doch wir finden nach wie vor auch das Porträt der einstigen deutschen Fabrikinhaberin auf dem Markenzeichen. Eine späte Ehrung, ein kleiner Dank für Frau Prade? Eine Verbeugung vor deutscher Aufbauleistung in Polen? Weit gefehlt. Bei näherem Hinsehen entdecken wir unter dem Bild der Frau Prade die Initialen MS (Marie Sklodowska) . . .

Die Lodzer deutsche Fabrikinhaberin hat es sich gewiß nicht träumen lassen, daß sie einmal als Double einer Nobelpreisträgerin in die Haushalte Polens einkehren wird!

Adolf Kargel

SCHLESISCHER KULTURSPIEGEL

Herausgeber und Verlag:
Kulturwerk Schlesien e. V., 87 Würzburg 1, Herrnstraße 1, Postfach 32

Verantwortlich: Alfons Hayduk, 88 Ansbach, Merckstraße 9

Erscheint vierteljährlich

Regelmäßige Zusendung erfolgt gegen eine Spende auf das Postscheckkonto Kulturwerk Schlesien e.V. Nürnberg, Nr. 302 20, oder Girokonto bei der Städt. Sparkasse Würzburg, Nr. 1857

Druck: Richterdruck Würzburg

Nachdruck der Kurznachrichten gestattet mit dem Quellenhinweis KWS

Evangelische Korrespondenz
25.9.80

KK 420/ 26

Ein wenig bekanntes Kapitel südostdeutscher Kulturgeschichte

Georg Wild: "Die Deutsche Evangelische Kirche in Jugoslawien 1918-1941", Verlag des Südostdeutschen Kulturwerks München 1980, 387 Seiten

Die Schwierigkeit, eine Geschichte der Deutschen Evangelischen Kirche in Jugoslawien zu schreiben, hat viele Ursachen. Als Folge des Zerfalls der Donaumonarchie dem neuen südslawischen Staatsgebilde zugeschlagen, wurde eine neue Organisationsform der evangelischen Kirchengemeinden innerhalb eines neuen und anders gearteten Vielvölkerstaates notwendig. Zersplittert über Slowenien, Kroatien, Bosnien, Slawonien und die Woiwodina und zusätzlich zergliedert in deutsche, slowenische, slowakische und ungarische evangelische und reformierte Christen, vermochte sich die evangelische Kirchengemeinschaft in Jugoslawien nie zu einer alle umfassenden Gemeinsamkeit durchzuringen. Für die Bewältigung großer organisatorischer Aufgaben war allerdings auch die Zeitspanne zu knapp bemessen, denn bereits 1941, nach der deutschen Besetzung Jugoslawiens, wurde die Deutsche Evangelische Kirche des Landes als religiöse Organisationsform aufgelöst. Fünf Jahre später erfolgte die Ausweisung aller deutschen Bewohner Jugoslawiens. Vor dem Krieg betrug ihre Anzahl insgesamt 700 000 Menschen, von denen etwa 100 000 evangelischen Glaubens waren.

Größere Vorarbeiten zu diesem Thema liegen nicht vor. Der Autor mußte deshalb bemüht sein, universell Auskunft zu geben sowohl über die Herkunft der deutschen evangelischen Bewohner Jugoslawiens wie auch über deren ersten Geschichtsabschnitt innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie. Den Werdegang der deutschen evangelischen Kirche nach 1918 beschreibt Georg Wild in vier großen Abschnitten, in denen die historischen und rechtlichen Grundlagen sowie der Aufbau der Kirchengemeinschaft nach dem Ersten Weltkrieg behandelt werden. Das Thema erfordert weitverzweigte Ausführungen über das Verhältnis der deutschen evangelischen Gemeinde mit den evangelischen und reformierten Gemeinden anderer Nationalitäten sowie zur evangelischen Kirche in Deutschland, ebenso zum damaligen jugoslawischen Königreich wie zum deutschsprachigen Raum. Auch die innerkirchlichen Bewegungen und Verschiebungen werden breit behandelt. Ausführlich dargestellt ist die Arbeit der kirchlichen Werke und Verbände, vor allem die Jugendarbeit und die Innere Mission, aber auch die Herausgabe des Deutschen Evangelischen Gesangbuches für Jugoslawien, das bis 1938 in zwei Auflagen erschienen ist.

Ein Buch, das ein bisher kaum bekanntes Kapitel deutscher Kulturgeschichte im Südosten behandelt, und das, trotz Ausführlichkeit, zur Ergänzung durch Einzeldarstellungen anregt.

Matthias Focht (KK)

Heimatfindung an der Saar

Karl F. Waldner: "An der Saar daheim/Eingliederung der Donaudeutschen 1955-1980", hrsg. vom Donaudeutschen Kulturwerk Saarland, Homburg/Saar 1980, 430 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Lageskizzen

Der Titel dieses Buches "An der Saar daheim" bezieht sich nicht nur auf die Eingliederung von Donaudeutschen nach dem Zweiten Weltkrieg, er will auch, wie das im Vorwort belegt wird, eine historische Bindung ansprechen. Im 18. Jahrhundert nämlich kamen nicht wenige der Ansiedler, die sich damals im

Georg *Wild*, Die deutsche evangelische Kirche in Jugoslawien 1918 bis 1941. 388 Seiten, davon 164 Bilder, Dokumente und Statistiken. Verlag des Südostdeutschen Kulturwerkes München. 1980.

Als Band 37 der Reihe B: Wissenschaftliche Arbeiten in den Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerkes erschien die geschichtliche Darstellung „Die deutsche evangelische Kirche in Jugoslawien" von Univ.-Prof. Pfarrer Dr. Georg Wild. Der Autor starb während der Drucklegung und bei Vorbereitung einer Festschrift für den seinerzeitigen Kirchenpräsidenten und Abgeordneten Franz Hamm zu dessen 80. Geburtstag unerwartet. Wilds posthum erschienene Arbeit ist ein Kompendium des deutschen Protestantismus auf dem Territorium des Königreiches Jugoslawien zwischen 1918 und 1941, bezieht aber auch eine Beschreibung der Siedlungsgebiete und ihrer Entstehung, der historischen und rechtlichen Grundlagen und die der wendischen, ungarischen und slowakischen Protestanten kurz ein. Eingehend schildert das Buch den Aufbau der evangelischen Kirche von den Anfängen bis zur Kirchenverfassung, unter Dr. Philipp Popp als Landesbischof (der dann unter Tito hingerichtet wurde), die Arbeit der kirchlichen Werke und Verbände, das deutsche evangelische Gesangbuch als bindendes Element und nach einem Blick über die Entwicklung bis zum Zerfall Jugoslawiens zieht er eine Bilanz über Ertrag und Sinn dieser Kirchengeschichte. Wertvoll wird das Buch auch durch zahlreich wiedergegebene Bilder und Dokumente, Statistiken und Quellen sowie durch das Literaturverzeichnis.

Rudolf *Urban*, Die sorbische Volksgruppe in der Lausitz 1949—1977. Ein dokumentarischer Bericht. 348 Seiten. Johann-Gottfried-Herder-Institut Marburg/Lahn 1980.

Auf gedruckten Quellen und Reiseerlebnissen baut die, dokumentarischer Bericht genannte, umfassende Darstellung „Die sorbische Volksgruppe in der Lausitz 1949—1977" auf. Geboten wird ein Bild der sorbischen Volksgruppe in den drei letzten Jahrzehnten, wobei die Auseinandersetzung über das Schicksal der Lausitz in der ersten Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg ausgeklammert ist und einer anderen Arbeit überlassen wurde. Nach Übersicht über Volk, Raum, Nationalitätenpolitik, Nationalbewußtsein, Sprache, staatsbürgerliche Stellung, sorbische Sprache und Rechtswesen und die sorbische Jugend erfolgt eingehend die Darstellung der Domovina als nationaler Verband der Sorben, des Schulwesens, der kulturellen Betätigung, der Kirchen. Unklar bleibt die Zahl der Sorben. Als Kern bezeichnet Urban die etwa 15 000 sorbischen Katholiken um Kamenz, hingegen sei das evangelische Sorbentum in Auflösung begriffen. In fast allen Schulen wird Sorbisch wie eine Fremdsprache gelehrt, die Sozialstruktur verändert sich beträchtlich. Er zitiert den SED-Politiker Hermann Axen: „Die Sorben werden solange Sorben sein, wie sie das selbst wollen!"

Gerd *Hamburger*, Glaube hinter Gittern. Dokumente der Verfolgung. 336 Seiten. Verlag Herold Wien-München 1979.

„Das Netz der weltweiten Information durch die Medien weist eine bemerkenswerte Lücke auf. Nur wenigen ist bekannt, daß in unserem 20. Jahrhundert in mehr Ländern und in härtester Intensität Christenverfolgungen stattfanden und stattfinden als in allen Jahrhunderten zuvor" (Josef Kardinal Höffner, Erzbischof von Köln 1976). Dieser Satz kennzeichnet die heutige Bewußtseinslage. Gerd Hamburger bringt 32 erschütternde Dokumente über Verfolgungen und Menschenrechtsverletzungen aus der Sowjetunion (wo teilweise auch Nationalitäten besonders berührt sind), aus Litauen, aus Polen, aus der Tschechoslowakei, aus Brasilien, aus Chile, aus Angola, aus Vietnam ... Menschen müssen leider des Glaubens willen, aus sozialen Gründen, wegen Rechtsforderungen.

Harald *Haarmann*, Spracherhaltung und Sprachwechsel als Probleme der interlingualen Soziolinguistik. 212 Seiten. Helmut Buske Verlag, Hamburg 1979.

Die Stellung der Zigeuner ist seit einiger Zeit stark in den Blickpunkt öffentlicher Beachtung getreten. Sie selbst haben sich teilweise organisiert, mancherorts ist man sich der Verantwortung ihnen gegenüber bewußt geworden, es erheben sich Stimmen zur Beseitigung noch nachwirkender Diskriminierung und für die Einhaltung der Menschenrechte. In seinem Buch „Spracherhaltung und Sprachwechsel als Probleme der interlingualen Soziolinguistik" bietet Harold Haarmann „Studien zur Mehrsprachigkeit der Zigeuner in der Sowjetunion". In der Sowjetunion sind die Zigeuner eine von über 130 nationalen Gruppen, sie leben in starker Siedlungszersplitterung und sind also vielfältigen Sprachkontakten und regionalen Integrationserscheinungen ausgesetzt. Das Zigeunerische selbst ist eine typische Diasporasprache mit regionalen Varianten. Außer dem Russischen spielen für die Zigeuner im interethnischen Kontakt mehrere andere Sprachen eine bedeutende Rolle. Haarmann versucht in seiner aspektreichen Studie eine Gesamtanalyse des Multilingualismus bei den Zigeunern in der Sowjetunion und liefert ebenso einen Beitrag zur Erforschung des Zigeunerischen wie zur allgemeinen Multilingualismusforschung.

Europa Ethnica 3/1980

ikgs

finden sich bei den slavischen, ungarischen oder rumänischen Orts- und Personennamen viele störende orthographische Fehler.

Nichtsdestotrotz gibt der Autor eine Reihe bemerkenswerter Anregungen und Einblicke — u. a. einen interessanten kulturgeschichtlichen Schluß, der das Weiterwirken österreichischer Kulturkraft über den politischen Zusammenbruch von 1918 hinaus als faßbare Größe bis in unsere Tage zu umreissen sucht.

Graz *Harald Heppner*

Heydendorff, Michael Conrad von: **Unter fünf Kaisern.** Tagebuch von 1786 bis 1856 zur siebenbürgisch-österreichischen Geschichte. Hg., bearb., mit einem Vorwort und Anmerkungen versehen von Otto Folberth und Udo Wolfgang Acker. (= Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerkes Reihe C: Erinnerungen und Quellen Bd. 6. München). Verlag des Südostdeutschen Kulturwerkes 1978. 183 S., 10 Abb., 36,— DM.

Mit dieser Edition liegen nunmehr Aufzeichnungen von Michael Conrad von Heydendorff dem Jüngeren vor, nachdem Rudolf Theil die Notizen des Vaters gleichen Namens bereits in den 70er und 80er Jahren des 19. Jahrhunderts im „Archiv" des Vereins für siebenbürgische Landeskunde veröffentlicht hatte. Nach einer ausführlichen Einleitung, aus der u. a. die Verwandtschaft des Editors Folberth mit Heydendorff hervorgeht, folgt eine Auswahl aus den Tagebüchern des Siebenbürgers, deren Text chronologisch geordnet sich in mehrere Kapitel gliedert. Dieser Text ist darauf ausgerichtet, einen Überblick über das lange und ereignisreiche Leben Heydendorffs und deren Niederschrift zu geben, wobei besonders bemerkenswert erscheinende Teile der Tagebücher durch breiteren Raum hervorgehoben wurden. Das Hauptgewicht der Auswahl liegt — wenn man von den illustren Notizen des jungen Sachsen von seinem Aufenthalt im Wien des Jahres 1793 absieht — auf der Epoche der 48er Revolution, — also einem Zeitabschnitt, in dem sich Heydendorff aus dem öffentlichen Leben bereits zurückgezogen hatte. Gerade für diese Zeit wird aus den Aufzeichnungen deutlich, daß die Siebenbürger Sachsen in die Erhaltung des Kaiserstaates große Hoffnung setzte, ja setzen mußten, um ihre eigene Substanz besser gegen Ungarn behaupten zu können; daß sie aber zu weit von der politischen Entscheidungstribüne entfernt waren, um das Spiel der Kräfte rasch zu durchschauen und wirkungsvoller darauf zu reagieren. Außer einigen Bildseiten ist im Anhang auch ein umfangreicher Apparat und Register angeschlossen.

Trotz der dankenswerten Arbeit zur Herausgabe des umfangreichen Materials muß aber doch festgestellt werden, daß die vorliegende Edition technisch und inhaltlich nicht ganz befriedigt. Im Gegensatz zum Kommentartext ist der Quellentext in viel zu kleinen Lettern abgefaßt, was das Lesen wesentlich erschwert. Daneben finden sich eine Fülle von Druckfehlern, ungenügende Auflösungen bzw. offensichtlich falsche Entzifferungen aus dem Original (z. B. S. 140 „Heydte" statt „Haynau"). Es ist klar, daß sich die Auswahl aus einem zeitlich so umfassenden und thematisch vielschichtigen Quellenbestand recht problematisch gestaltet, so daß sich die Herausgeber nur zu einer bruchstückhaften Übersicht aus den Tagebüchern entschlossen. Durch den Grundsatz, sowohl der Kontinuität des Heydendorff'schen Werdeganges gerecht zu werden, als auch thematisch in sich geschlossene Aspekte durch Straffung und Umgliederung zu berücksichtigen, entsteht vor den Augen des Lesers wohl die erstrebte Übersicht, aber leider kein geschlossenes Bild, nicht über die Persönlichkeit Heydendorffs, nicht über seine Sicht der siebenbürgischen Entwicklung.

Der vor allem in der Stadtverwaltung von Mediasch (bis hin zum jahrelangen Bürgermeisteramte) tätig gewesene Heydendorff erweist sich zwar als guter Beobachter der ihn umgebenden Szene, doch tritt er in seinen Aufzeichnungen als politisch eher wenig ausgeprägter Beamtentyp hervor, dessen Notizen in weiten Passagen von kanzleihafter Trockenheit sind. Unter gelegentlichem Beizug amtlicher Schriftstücke schildert er seine Erlebnisse und hiemit ein gutes Stück sächsischer Geschichte, ohne allzuviel eigene, politisch ausgeprägte Reflexionen zu seiner Zeit und seinen Erfahrungen in die Feder fließen zu lassen. Von den ersten Lehr-

ikgs

jahren über seinen beruflichen Werdegang, seiner Reise nach Wien bis zu den schicksalshaften Jahren der inneren Unruhe um 1848 spannt sich der Bogen seiner Darstellung. Seine Aufzeichnungen können somit als wertvolles Zeitdokument gewertet werden, dessen Bedeutung neben rein autobiographischer Relevanz vor allem darin liegt, ein großer Beitrag für die siebenbürgische Historie zu sein.

Graz *Harald Heppner*

Bachmann, Harald: **Joseph Maria Baernreither (1845—1925). Der Werdegang eines altösterreichischen Ministers und Sozialpolitikers.** Neustadt a. d. Aisch 1977.

Bachmanns Arbeit konzentriert sich auf vier Fragenkreise, deren erster nebst den „Schlußgedanken" (V.) bereits als Studie im 16. Bd. des Bohemia-Jahrbuches 1975 veröffentlicht wurde. Teil I. betrifft den „Parlamentarier Baernreither" als „Kritiker des alten Staates", Teil II. „Die Nationalitätenpolitik in Zisleithanien", Teil III. „Neue Arbeiten zur Sozialreform Österreichs", Teil IV. „Baernreither und die Außenpolitik Österreich-Ungarns vor 1914" und den „1. Weltkrieg".

Einige Vorbehalte zu dem Buch sind von vornherein anzumelden, noch bevor auf des Vfs. Schlußfolgerungen eingegangen wird. B. wollte „das Denken und Wirken Baernreithers als Grundlage für eine Biographie nehmen, deren Thematik die Staats- und Gesellschaftsreform im alten Österreich umfaßt" (9). Als Ziel galt, den zweifachen Minister (1898 und 1916) „als bedeutenden und international bekannten Sozialpolitiker, als hervorragenden Juristen, Wirtschaftsfachmann und Balkankenner zu würdigen" (9). Hierbei hätte man sich gewünscht, daß der Autor mehr auf den allgemeinen gesellschaftlichen Hintergrund eingegangen wäre, statt die Darstellung so eng an die faktographische Wiedergabe der Dokumente aus dem Nachlaß zu binden. „Die völlig unterschiedliche soziale Schichtung der Bevölkerung" in Zisleithanien (46) wird ebensowenig an sozialen Strukturdaten illustriert wie „die soziale Zusammensetzung des Parlaments" (61). Dadurch erscheinen „Staatlicher Umbau und Gesellschaftsreform" als „Schicksalsfrage Österreichs" (148) nicht recht plausibel, ganz abgesehen davon, daß sich ja auch die österreichische Gesellschaft nicht facettenartig aus autonomen sozialen Gebilden, Beziehungsfeldern und Institutionen zusammensetzte, sondern sich erst als deren Wirkungszusammenhang konstituierte. Das Urteil der Zeitgenossen über Baernreither fehlt — bis auf Josef Redlichs unschwer zu ermittelnde biographische Skizze — so gut wie ganz. Wenn das Hauptinteresse Baernreithers der Arbeiterschaft galt (27), so wäre eine konzis argumentierende Analyse seiner Auseinandersetzung mit den Hauptwerken von Karl Marx und Friedrich Engels unerläßlich gewesen, zumal sich Baernreither im selben Jahr, als Marx in London starb, dort längere Zeit aufhielt und Engels persönlich kannte.

Der Autor setzt bei seinem Leser beträchtliches Urteilsvermögen voraus, da er sich mehr und mehr in Widersprüche verstrickt, die ihm offenbar nicht aufgefallen sind, weil eine interpretatorische Lösung fehlt. Dies gilt für die gegensätzliche Bewertung der Ministerpräsidenten Koerber (111 — 113) und Beck (95 — 96) ebenso wie für Baernreithers Verhältnis zum Jungtschechen Kaizl (42 — 78) oder zu den Ungarn (112 — 143 Anm. 48). Die Widersprüche werden dann besonders heikel, wenn es um Zentralfragen geht, nämlich für oder gegen die „bewußt deutsche Parteirichtung Baernreithers" (75, 71, 81, 86, 107, 159 — 77, 78, 168) oder für bzw. gegen sein fortschrittliches oder konservatives Denken (98, 131, 167 — 99, 92, 38). Insgesamt gesehen tritt B. jedoch durchwegs als Apologet für die (undefinierte) „Modernität" von Baernreithers Denken und Politik auf („modern": 28, 97, 113, 130, 142, 155, 167).

Von den ersten bis zu den letzten Seiten des Buches herrscht eine Diskrepanz zwischen Baernreithers „weltmännischem Charakter" (167), seiner internationalen Bekanntheit und Geltung (9, 167) und der Tatsache, daß er über die Zeit des 2. Weltkriegs hinaus in keinem Lexikon erwähnt wurde (13). Statt kritische, dichte Analysen der verwickelten Ereignisse von 1845 bis 1925 findet man eine verwirrende Aufzählung verschiedenartiger Reformpläne, die verwirklicht wurden oder unverwirklicht blieben, ohne daß erklärt wird, warum viele Bestrebungen der parlamentarischen Körperschaften scheitern mußten: Nach neueren — und auch nach

ikgs

Michael Conrad von Heydendorff, Unter fünf Kaisern. Tagebuch von 1786—1856 zur siebenbürgisch-österreichischen Geschichte. Herausg. v. Otto Folberth und Udo Wolfgang Acker. (Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerkes. Reihe C: Erinnerungen und Quellen. 6.) Verlag des Südostdeutschen Kulturwerkes, München 1978. 184 S., 8 Abb.

Geschichte aus den selbstgeschilderten Geschicken von Zeitgenossen kennenzulernen, hat immer seinen besonderen Reiz. So waren Memoiren stets eine beliebte Lektüre und sind auch für den Historiker wertvolle, freilich mit kritischer Vorsicht auszuwertende Quellen. Nur wo der politischen Historiographie der Primat zugebilligt wird, gilt die Autobiographie einer Persönlichkeit im Zentrum des staatlichen Geschehens mehr als das Tagebuch eines Privatmannes irgendwo in der Provinz, das bloß sozusagen das Lokalkolorit zum Geschichtsbild einer Epoche beisteuert, dafür aber gewöhnlich reicher an kulturhistorisch interessanten Details ist.

Eher dieser zweiten Gattung wird man die hier anzuzeigenden Memoiren zurechnen müssen, obzwar der vom Editor gewählte, also nicht originäre Titel der Tagebücher Conrad von Heydendorffs die Vorstellung vom Dienst in unmittelbarer Nähe gar mehrerer Herrscher suggeriert. Der Autor hat ein langes Leben (1769—1857) unter der Regierung der römisch-deutschen und österreichischen Kaiser Joseph II. bis Franz Joseph geführt, das sich in seinen bereits „als Studierender in Hermannstadt" begonnenen Aufzeichnungen spiegelt und mit den gerade auch für Siebenbürgen, das östlichste Kronland der Habsburger, wahrlich nicht geringen Veränderungen der politischen Zustände in jener Epoche mannigfach verbunden ist. Er war kommunaler Beamter und zuletzt (1837—48) Bürgermeister der Stadt Mediasch mitten in Siebenbürgen, auch sonst im Gubernium des Großfürstentums Siebenbürgen und in der Selbstverwaltung der siebenbürgisch-sächsischen Volksgemeinschaft vielfach tätig, so daß seine Memoiren wertvolle Einblicke ins historische Geschehen vermitteln.

Die aus Nürnberg stammende Familie soll im Krieg Ferdinands I. gegen Johann Zápolya nach Siebenbürgen gekommen sein und war 1613 bzw. 1696 auf Grund militärischer Verdienste geadelt worden. Auch der gleichnamige Vater (1730—1821) unseres Autors war Mediascher Bürgermeister gewesen und hat eine Autobiographie hinterlassen, die in den Jahren 1876—1883 im „Archiv des Vereins für siebenbürgi-

Belegexemplar des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung an der Universität Wien
Bereich Bibliothek / Graz - Wien
Hermann Gebhus Nachf.

sche Landeskunde" in mehreren Fortsetzungen veröffentlicht wurde. Sie ist wertvoll besonders für die Zeitepoche, als der Siebenbürger Sachse Samuel von Brukenthal (1721—1803) als Präsident der siebenbürgischen Hofkanzlei in Wien (seit 1766) und als Gubernator des Großfürstentums Siebenbürgen (1777—87) für seine Heimat wirkte. Das sozusagen fortsetzende Tagebuch des jüngeren Michael Conrad von Heydendorff befindet sich im Besitz seines Nachfahren Otto Folberth aus Mediasch und liegt derzeit als Depositum im Salzburger Landesarchiv. Es umfaßt laut den in der Edition gegebenen Informationen insgesamt 1240 Oktavseiten in deutscher, stellenweise kaum lesbarer Schrift mit zahlreichen zeitgenössischen Dokumenten. Leider nur eine Auswahl der Aufzeichnungen sind in die Edition aufgenommen worden.

Der österreichische Leser wird gewiß die fast ungekürzte Schilderung (36—64) der Wienreise des jungen Heydendorff von 1792 wegen vieler interessanter Beobachtungen aus dem Volks- und Alltagsleben begrüßen, alle niedergeschrieben mit der neugierigen Entdeckungs- und Erlebnisfreudigkeit der Jugend. Von Wien wurde im Juni 1792 auch eine Fahrt zur ungarischen Königskrönung Franz' II. nach Budapest unternommen. Dann in den späteren Jahren während der Amtstätigkeit des Autors ist anscheinend immer weniger für wichtig genug gehalten worden, um zur persönlichen Erinnerung notiert und für spätere Generationen tradiert zu werden. Vielleicht fehlte dann und wann auch die nötige Zeit. Schon in die Muße des Alters fallen aber die aufregenden Ereignisse der Revolution von 1848/49, für die Siebenbürger Sachsen kulminierend in der standrechtlichen Hinrichtung des Mediascher Pestalozzianers und Meschener Pfarrers Stephan Ludwig Roth (1796—1849) durch ungarische Revolutionäre. Die ungekürzte Wiedergabe (99—128) der Niederschriften aus jenem Jahr entsprach sicher auch dem Interesse des Editors, der sich ein Leben lang mit Roth beschäftigt und bekanntlich vor etlichen Jahren ein Buch über Roths Prozeß veröffentlicht hat (vgl. MIÖG 69, 1961, 423—425). Die in Siebenbürgen allgemeine Erschütterung über das damalige Geschehen wird durch Conrads Tagebuch neuerlich dokumentiert.

Den Editoren ist es offensichtlich in erster Linie darum zu tun gewesen, mit den Memoiren eine Geschichtsquelle publik zu machen. Die Edition ist nur sparsam und kaum irgendwo rektifizierend kommentiert, was vielleicht schon deswegen geraten gewesen wäre, weil der spätere Historiker manches Geschehen oft besser zu überblicken vermag als der in die Ereignisse verstrickte Zeitgenosse. Leider läßt die Edition auch die nötigen Kenntnisse der Editionsregeln vermissen. Unzweifelhaft aber vermittelt sie eine interessante Lektüre und erschließt eine längst vergangene Epoche aus den Tagebüchern eines durchaus kritischen Beobachters.

Tübingen Harald Zimmermann

Bayerische Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert. 1800—1970. Herausg. v. Max Spindler. Beck, München 1978. 2 Bde. XXXV u. XI, 1398 S.

Die von Max Spindler herausgegebene Bayerische Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert (1800—1970) ist in der vorliegenden zweibändigen kartonierten Form eine Sonderausgabe des bereits 1974/75 erschienenen vierten Bandes des Handbuchs der Bayerischen Geschichte.

Die Bände 1 (Das alte Bayern. Das Stammesherzogtum bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts), 2 (Das alte Bayern. Der Territorialstaat. Vom Ausgang des 12. Jahrhunderts bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts) und 3 (Franken, Schwaben, Oberpfalz: von ihren Anfängen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts) bieten Grundlage und Voraussetzung für das Verständnis dieses vierten Bandes, dessen Einzelstudien mit der Darstellung der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts beginnen, als Altbayern über Oberbayern, Niederbayern und die Oberpfalz hinaus ins Fränkische, Schwäbische und Pfälzische wuchs: sie beschäftigen sich mit der Geschichte Gesamtbayerns (in den heutigen territorialen Grenzen) im 19. und 20. Jahrhundert.

München Krista Zach

Hügel, Gerhard Eike: **Hans Hermann.** Monographische Studie. München: Verlag des Südostdeutschen Kulturwerks 1979. (Kultur und Dichtung. 17.). 35 teils farb. Abb. auf Taf. Kart.

Ausgehend von dem auch für den Hermannstädter Maler und Graphiker Hans Hermann zutreffenden Begriff der „Heimatkunst" kommt der Verf. in seiner knappen, aber facettenreichen Monographie auf die vielen fast unbekannt gebliebenen Aspekte im Gesamtwerk des Künstlers (* 1885) zu sprechen: Seine Ausgangspunkte von Impressionismus und Jugendstil, seine künstlerische Verarbeitung von Eindrücken zahlreicher Reisen durch ganz Europa, bis 1940. Hermann, dessen Graphik mit siebenbürgisch-sächsischer Thematik — mittelalterliche Stadtarchitektur, Kirchenburgen, Gebirgs- und Hügellandschaften — nicht zuletzt auch dem Willen des Malers entsprechend, eine Bestandsaufnahme bereits im Vergehen begriffener Geschichte aber auch ewig bleibender Natur sein soll, kann aus dem gut ausgewählten Bildanhang in exakter Druckqualität, für die die ihn bereits zu kennen glaubten, hier auch einmal anders gesehen werden. Man bedauert lediglich, daß nicht noch mehr Bilder wiedergegeben werden konnten. Für andere mag es gelten, hier eine der großen Malerpersönlichkeiten des deutschen Südosteuropa zu entdecken.

München Krista Zach

Hermannstadt
Forschungen zur Volks- und Landeskunde Bd.
St. 23/2

Geschichtsschreibung, auch andere sächsische Geschichtswerke in kritischen Ausgaben zu veröffentlichen, vor allem aber noch unveröffentlichte Chroniken zu drucken.

Th. N.

Michael Conrad von Heydendorff. Unter fünf Kaisern. Tagebuch von 1786—1856 zur siebenbürgisch-österreichischen Geschichte

Hrsg. von Otto Folberth und Udo Wolfgang Acker, München, Verlag des Südostdeutschen Kulturwerks, 1978, 182 Seiten, 8 Abbildungen

Nachdem Rudolf Theil in den Jahren 1876—1883 bereits das Tagebuch (1784—1821) Michael Conrad von Heydendorffs des Älteren im *Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde* veröffentlicht hatte, ist es ein verdienstvolles Unterfangen von O. Folberth und U. W. Acker, das Tagebuch seines gleichnamigen Sohnes — das sich heute im Salzburger Landesarchiv befindet — den Historikern als Dokumentation für die siebenbürgische Geschichte der Jahre 1786—1856 zu erschließen.

Das Tagebuch wurde von den Editoren in folgende Kapitel übersichtlich gegliedert, die dem besseren Verständnis des Zeitgeschehens dienen: 1. Schul- und Studienzeit. Die kritisch betrachtete Haupt- und Hermannstadt. 2. Tod Joseph's II. Die „neu auflebende Nation" 1790. 3. Dienstbeginn in Klausenburg. 4. Heydendorffs Reise nach Wien 1792. 5. Expedition ins Siebenbürgische Erzgebirge. 6. Aus dem langen Dienst in Mediasch ab 1793. 7. Vor dem Sturm. Klausenburger Landtag. Pester Reichstag. 8. Der Bürgerkrieg in Siebenbürgen 1848/49. 9. Schicksalhafte Ereignisse um Stephan Ludwig Roth. 10. Gründung und erstes Jahrzehnt des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde 1840/42—1853. 11. Der Neuabsolutismus. 12. Kaiserbesuch in Siebenbürgen. 13. Letzte Lebensjahre 1852—1857.

Es ist eine bewegte Zeit, die der Medinscher Bürgermeister Heydendorff der Jüngere erlebt und als Chronist aus einer engen persönlichen Sicht vermerkt und, leider nur selten wie sein Vater in dem unvergleichlich wertvolleren Tagebuch, kommentiert.

Den Rahmen einer Familienchronik sprengen Heydendorffs Tagesnotizen während der Revolutionsjahre 1848—1849, als er in Hermannstadt den Einzug General Bems erlebt und „Legionäre" einer Wiener freiwilligen Studentenformation näher kennenlernt. Über Bem schreibt auch Heydendorff, daß er sich durch „die Bedrohung mit der standrechtsmäßigen Behandlung und Bestrafung aller großen Excesse und weiteren Plünderungen, sich nicht nur als bewährter strenger Feldherr, sondern vielmehr durch die augenblickliche Befriedigung aller vor ihm mit Klagen über Erpressung und Mißhandlungen erschienenen Inwohner, als ein gutmütig erwiesener Menschenfreund die größte Verehrung und Liebe des Publikums erworben" habe. Unbekannte Einzelheiten erfahren wir von Heydendorff über das Walten von Csányi in Hermannstadt und über die Mißhandlungen und die Hinrichtung des Reußmärkter Königsrichters Filstich.

Weniger aufschlußreich sind Tagebuchnotizen über die Folgen der Revolution und die Jahre des österreichischen Absolutismus, die der alte Herr kaum, wie andere sächsische Persönlichkeiten, kritisch wertet.

Der Band enthält knappe bibliographische Hinweise und ein Register, das den Wert des Buches erhöht.

C. G.

Teodor Pavel:

Mişcarea românilor pentru unitate naţională şi diplomaţia puterilor centrale (1878—1895)

(Der Kampf der Rumänen für nationale Einheit und die Diplomatie der Zentralmächte. 1878—1895). Timişoara, Editura Facla, 1979, 347 Seiten

Im Mittelpunkt dieses bemerkenswerten Buches, das auf unveröffentlichten österreichisch-ungarischen und deutschen diplomatischen Korrespondenzen fußt, stehen die europäischen Implikationen in der Zeitspanne 1878—1895, eine durch das Archivmaterial bedingte Zäsur, gekennzeichnet durch das Streben nach nationaler Einheit der Rumänen, die den Dreibund zu sprengen drohten. Schwer belastet wurde vor allem die geheime Allianz Rumäniens vom 30. Oktober 1883 durch die aggressive ungarische Nationalitätenpolitik in Siebenbürgen.

Der bisher nur teilweise veröffentlichte diplomatische Briefwechsel zwischen den beiden Monarchien über die rumänische nationale Bewegung erhärtet diese Behauptung. Die Berichte Gustav Kálnokys (1887), Agenor Goluchowskis (1894), beide an den Wiener Hof gerichtet, sowie die von Bernhardt von Bülow, H. von Reuß, Alfred von Monts an die deutsche Regierung verzeichnen die „Gefahr" der rumänischen

Deutsche Buchmacher unter den Karpaten

Hans Meschendörfer: "Das Verlagswesen der Siebenbürger Sachsen", Verlag des Südostdeutschen Kulturwerks, München 1979, 91 Seiten

Hans Bergel bescheinigt in seinem Vorwort dem Verfasser ein "zur Zeit von niemandem wieder vorzuweisendes Fachwissen" auf dem Gebiet des siebenbürgisch-sächsischen Verlagswesens. In der Tat läßt sich Hans Meschendörfers Zuständigkeit für dieses Thema in zweifacher Weise nachweisen: als Kenner der siebenbürgischen Kulturgeschichte und als Buchmacher, der bewußt in eben dieser Tradition steht, über die hier berichtet wird. Gerade deswegen hat man aber das Gefühl, ein etwas zu knapp gehaltenes Buch vorgelegt bekommen zu haben, wenngleich es tatsächlich einen "Überblick" über einen Zeitraum von viereinhalb Jahrhunderten - vom Zeitalter des Humanismus und der Reformation bis zum Jahre 1948, als der letzte eigenständige deutsche Verlag in Siebenbürgen schließen mußte, bietet. Einzelstudien über die verschiedenen Verlage werden folgen müssen, um die wirkliche Bedeutung dieser Kulturleistung unter den Karpaten in ihrer ganzen Auswirkung erkennbar werden zu lassen.

In diesem Buch wird also nicht der Versuch einer wissenschaftlichen Abhandlung unternommen, nicht in Einzelheiten gehende Verlagsgeschichten werden dargestellt. Meschendörfers "Überblick" ist eher eine Anregung für noch zu schreibende analythische Untersuchungen und vergleichende Darstellungen. Mit wieviel Kompetenz aber und gleichzeitig mit wieviel Sinn für ein zutreffendes Maß an Selbsteinschätzung wird hier die Waage gehalten zwischen europäischer Ausstrahlung einerseits und regionaler Begrenzung andererseits. Der Erfolg dieser Verlage war ja nie an der Auflagenhöhe zu messen, nicht an einer Beeinflussung der großen Literaturströmungen, sondern an der kulturellen Tat an sich, die den abendländischen Kulturkreis erweiterte und über das Völkchen der Siebenbürger Sachsen hinaus auch für die benachbarten Ungarn und Rumänen wirksam wurde.

Meschendörfer schreibt dieses Buch ohne Leidenschaft, er bewahrt die Distanz des Historikers, der sich mit den Fakten zu begnügen hat. Allerdings nicht als eine Aneinanderreihung von Einzelheiten, sondern als ergänzende Zusätze in einem größeren Kontext. Und das ist es schließlich, was das Buch über den lokalen Bereich hinaushebt, über die Schwelle des Provinziellen in jenen Bereich der Heimatkunde, mit dem die Weltgeschichte beginnt.

Ein kurzes Kapitel ist den siebenbürgischen Buchmachern gewidmet, die nach dem Zweiten Weltkrieg in der Bundesrepublik Deutschland verlegerisch tätig geworden sind. Die staatliche Verlagstätigkeit seit 1948 in Rumänien wird nicht berücksichtigt, weil "in dieser Zeit nicht mehr von einem eigenständigen und unabhängigen Verlagswesen gesprochen werden kann".

Bewandert im Büchermachen weiß Hans Meschendörfer (er betrieb einen eigenen Verlag im siebenbürgischen Kronstadt und später in München) sein Buch geschmackvoll auszustatten mit alten Zierleisten und Druckerzeichen, es anzureichern mit der Wiedergabe von Titelseiten aus den verschiedenen Verlagen. Die Fußnoten und die Bibliographie im Anhang geben hilfreiche Hinweise für einen Leser, der gern mehr über das Verlagswesen der Siebenbürger Sachsen erfahren möchte. Dieser "Überblick" jedenfalls ist in der Lage, nicht ohne Absicht offensichtlich, dazu anzuregen.

Franz Heinz (KK)

Die Woche, Hermannstadt, vom 28.3.1980

Vom verlegerischen Unternehmungsgeist

Ein Überblick über das Verlagswesen der Siebenbürger Sachsen

Vor kurzem ist in München ein Buch erschienen, das für all jene, die sich mit der Kulturgeschichte Siebenbürgens beschäftigen, von Interesse ist. Es trägt den Titel „Das Verlagswesen der Siebenbürger Sachsen", und der Verfasser ist Hans Meschendörfer — geboren 1911, ein Sohn des Schriftstellers Adolf Meschendörfer —, der bis zum Krieg in Siebenbürgen und nachher in der Bundesrepublik Deutschland als Verlagsbuchhändler tätig war.

Da es sich, wie der Untertitel besagt, bloss um einen „Überblick" handelt, geht die Darstellung des siebenbürgisch-sächsischen Verlagswesens nicht allzusehr ins Detail. Jedoch hat der Verfasser mit einer bemerkenswerten Fähigkeit zur Synthese aus der ihm zur Verfügung stehenden, insgesamt ungemein umfangreichen Bibliographie zum Thema jene Informationen ausgewählt, die, zueinander in Beziehung gesetzt, ein genaues, tatsachengetreues Bild des siebenbürgischen Verlagswesens in seinen kennzeichnenden Merkmalen bieten, sowohl was seine Besonderheiten, als auch was seinen Stellenwert im europäischen Kulturleben anbelangt.

Die Darstellung folgt dem chronologischen Prinzip, wobei die Kapiteleinteilung im wesentlichen mit der Periodisierung der siebenbürgischen Geschichte zusammenfällt. Verlegerische Tätigkeit und Geschichte des Buchdrucks werden gemeinsam behandelt, da vor allen Dingen in ihren Anfängen (etwa bis zum 18. Jahrhundert einschliesslich) die beiden Bereiche voneinander nicht zu trennen sind.

Ausführlich wird auf die ersten siebenbürgischen Buchdruckereien eingegangen, Meschendörfer greift die Diskussionen auf über die Ursachen, die zur Gründung von Druckereien geführt haben, über die Gründungsdaten, die Besitzer, die ersten verlegten Werke und die Tätigkeit der ersten Buchdrucker und Verleger, wobei Johannes Honterus, Filip Moldoveanu und Kaspar Helth besonders gewürdigt werden.

Das 17. Jahrhundert ist etwas flüchtiger behandelt; erwähnt sind die Buchdrucker Michael Hermann in Kronstadt und Marcus Pistorius und Stephan Jüngling in Hermannstadt.

Die umfangreiche Verlagstätigkeit der nachfolgenden Zeit wird vornehmlich am Beispiel der Familie Hochmeister illustriert. „Hochmeisters verlegerischem Unternehmungsgeist" ist nicht nur die Herausgabe einer grossen Anzahl von Schriften geschichtlichen Inhalts zu verdanken, sondern auch das Erscheinen der ersten siebenbürgischen Zeitschrift, des „Theatral Wochenblatts" (1778), und der ersten Zeitung, der „Siebenbürgischen Zeitung" (1784). Auf den jüngeren Hochmeister hingegen geht die Gründung der ersten wissenschaftlichen Zeitschrift, der „Siebenbürgischen Quartalschrift" (1790) zurück, „zu deren Erscheinen der Gelehrtenkreis um Samuel von Brukenthal die Voraussetzung bildete".

Im Zusammenhang des 18. Jahrhunderts wird auch der Buchdruckerfamilie Barth gedacht, die „neben Kalendern, Gesangbüchern und Schulbüchern für das sich entwickelnde rumänische Volk" u. a. auch die berühmte Schrift „Prima Liniae" des Martin Felmer, ein wahrer „Leitfaden der siebenbürgischen Geschichte", herausgebracht hat. Es hätte Meschendörfers Arbeit aber zum Vorteil gereicht, wären die Verdienste der Barths — vor allem die des Petrus Barth und seines Sohnes Johann — um das rumänische Buch ausführlicher gewürdigt worden. Denn nicht nur Schul- und Gesangbücher wurden in der Barthschen Druckerei gedruckt, sondern — auf Anregung des Petrus Barth — auch volkstümliche Literatur für die Rumänen.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts gab es in Hermannstadt nicht weniger als fünf Druckereien und Verlage. Die Stadt war damals „der Sammelpunkt des geistigen Lebens" Siebenbürgens. Das war auch die Zeit, als die siebenbürgischen Autoren nach langer Unterbrechung wieder in Deutschland und Österreich zu publizieren begannen.

Ausgenommen ein kurzes Kapitel, das die verlegerischen Unternehmungen gebürtiger Siebenbürger Deutschen im binnendeutschen Sprachraum bis zur Gegenwart behandelt, reicht die Darstellung nur bis 1948. Das ist bedauerlich, doch muss man Meschendörfer zustimmen, dass „ohne Kenntnisse der inneren Vorgänge sich diese vergangenen 30 Jahre nicht darstellen" lassen. Aber es ist unwahrscheinlich, dass er, dessen Verlag und Buchhandlung in Geschäftsbeziehungen zum Bukarester Kriterion Verlag standen, die Leistungen zumindest dieses Verlagshauses, das auf die Buchproduktion der mitwohnenden Nationalitäten, also auch die der Siebenbürger Sachsen, spezialisiert ist, nicht kennt.

Wie dem auch sei, Meschendörfers Überblick über das siebenbürgische Verlagswesen ist eine echte Bereicherung des Schrifttums zur Kulturgeschichte Siebenbürgens, in erster Linie dank der kompetenten Zusammenfassung weit verstreuter Einzelinformationen. Im übrigen verweist ein umfangreiches Literaturverzeichnis im Anhang des Buches — rund 130 Titel — auf die „benützte und weiterführende Bibliographie". Die Illustration des Bandes besteht aus faksimilierten Druckerzeichen, Verlagssignets, Titelblättern u. a.

Liliana POPA

ikgs

Extrait du
Bulletin des bibliothèques de France
Tome 25 - n° 5 - mai 1980

736. — **Meschendörfer (Hans).** — Das Verlagswesen der Siebenbürger Sachsen : ein Überblick / mit einem Vorwort von Hans Bergel. — München : Verlag des Südostdeutschen Kulturwerks, 1979. — 90 p. : ill. ; 23 cm. — (Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks, Reihe B : Wissenschaftliche Arbeiten ; 36.) ISBN 3-88356-003-0 : 24 DM.

Les Saxons, établis en Transylvanie, n'étaient peut-être pas très nombreux (autour de 250 000), mais ils ont eu une vie culturelle importante, ce qui permit à l'imprimerie et au commerce du livre de s'y développer depuis le XVI^e^ siècle. L'imprimerie s'établit à Hermannstadt (Sibiu) peut-être avant 1530, à Kronstadt (Brašov) entre 1533 et 1539 avec Johann Honterus, et à Clausenburg (Cluj) en 1550 avec Kaspar Helth.

Si l'imprimerie ne se maintint pas dans cette dernière ville, elle se développa dans les deux autres ; l'auteur en suit l'évolution pendant le temps de l'humanisme et de la réforme, sous l'occupation turque (1586-1687), à l'époque de la domination des Habsbourg (1688-1918) et du temps de l'État roumain. Après la seconde guerre mondiale, une grande partie des Saxons de Transylvanie émigrèrent en Autriche ou en Allemagne, et y perpétuèrent leurs éditions et leur presse, notamment à Munich où l'auteur du présent ouvrage est établi éditeur.

Les imprimeurs et les éditeurs transylvains ne représentent pas seulement une pointe avancée de la culture allemande, mais ils ont aussi contribué au développement de celle de l'Europe orientale car, dès le milieu du XVI^e^ siècle, ils ont publié des ouvrages en roumain, en slavon et en hongrois.

Albert Labarre.

ikgs

BIBLOS

ÖSTERREICHISCHE ZEITSCHRIFT FÜR BUCH- UND BIBLIOTHEKSWESEN, DOKUMENTATION, BIBLIOGRAPHIE UND BIBLIOPHILIE

A-1014 WIEN, JOSEFSPLATZ 1
Österreich/Austria

JAHRGANG 29 (1980) HEFT 2 SEITE

S. 142/3

Menschendörfer, Hans: Das Verlagswesen der Siebenbürger Sachsen. Ein Überblick. Mit einem Vorwort v. Hans Bergel. [Mit Abb.] — München: Südostdeutsches Kulturwerk 1979. 91 S. 8° (Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerkes. Reihe B, Bd. 36.) DM 24.—

Hier liegt ein bibliophil ausgestattetes Grundlagenwerk sowohl zu einem Kapitel deutscher als auch europäischer Kulturgeschichte vor, ein Überblick über 400 Jahre Druck- und Verlagswesen in Siebenbürgen. Wenn man sich vergegenwärtigt, wie in dieser Enklave deutscher Sprache in Südosteuropa trotz zeitweise übergroßen politischen Druckes von außen kulturelle Leistungen ersten Ranges entstanden, wird man mit wachsendem Interesse den Ausführungen Hans Menschendörfers, der selbst in der Siebenbürger Verlegertradition wurzelt, folgen. Die sieben Kapitel des kleinen Werkes behandeln einen Zeitraum, der von 1526, dem Jahr der Schlacht bei Mohács, bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg reicht. Beginn und erster Höhepunkt der Buchtradition in Siebenbürgen war die Zeit des Humanismus und der Reformation, denn Namen wie Johannes Honterus (1498—1549) aus Kronstadt und der in Klausenburg wirkende Kaspar Helth (1520—1574) sind nicht nur mit dem Verlagswesen allein, sondern auch mit der europäischen Wissenschaft als solcher verbunden. Auch der Kronstädter und Lukas-Cranach-Schüler Jacob Lucius (1530—1597) müßte als Buchkünstler neben manchen anderen genannt werden.

Künstler- und Verlegernamen, berühmte Editionen verschiedenster Art aus dem Siebenbürger Bereich passieren in Menschendörfers konzentrierter und engagierter Darstellung Revue. Man überblickt die Zeiträume 1586—1687, da das siebenbürgische Fürstentum unter türkischer Tributherrschaft stand, die Jahre der österreichischen Herrschaft von 1688—1830, die Gegenreformation und Aufklärung mit ihrem typischen Schrifttum brachten. Vom Vormärz bis zum Ende der Doppelmonarchie (1830—1918) mündet der Weg im Aufgehen im rumänischen Staat (ab 1918), um schließlich 1948 das jähe Ende einer jahrhundertealten Tradition und ihre teilweise Weiterpflege in Westdeutschland bzw. Österreich zu erleben. Die Verlags- und Druckertätigkeit der deutschsprachigen Siebenbürger ist infolge der historischen Gegebenheiten unter anderem auch für Österreich bedeutsam. Neben der allgemeinen geistigen Vermittlerfunktion für den gesamten Raum Südosteuropas soll noch eigens betont werden, daß Ungarn und Rumänien ihre bis heute gültige Schriftsprache und wesentliche Teile ihrer geistigen Kultur den Humanisten Siebenbürgens verdanken. Dessen Verlagswesen brachte ja 1528/29 das erste gedruckte Buch östlich von Budapest hervor, ebenso 1544 und 1550 die ersten gedruckten Bücher in rumänischer bzw. ungarischer Sprache. Die kleine ethnische Gruppe der Siebenbürger war aber bis ins 19. und 20. Jahrhundert hinein verlegerisch sehr lebendig, wofür u. a. ein umfangreiches Zeitungs- und Zeitschriftenwesen mit 62 deutschen Periodika beredtes Zeugnis ablegt. Das mit einer umfangreichen Bibliographie ausgestattete Werk — es dürfte bis heute kaum ein anderes ebenso ausführliches Literaturverzeichnis zu diesem Spezialthema vorliegen — darf als echtes Handbuch uneingeschränkt empfohlen werden.

Dr. Hermann Frodl

ikgs

when material is quoted. It is unfortunate that publishers of library histories are often financially forced to design works that are not visually encouraging. However, mechanics aside, Garrison has produced a volume which is a "must" for every librarian—historian or not—if he or she is to understand that which we were and are.

Laurel Grotzinger, *Western Michigan University*

Das Verlagswesen der Siebenbürger Sachsen: Ein Überblick. By HANS MESCHENDÖRFER. Munich: Verlag des Sudostdeutschen Kulturwerks, 1979. Pp. 91. ISBN 3-88356-003-0.

Writing a history of the Transylvanian Saxons, even a printing history, is no easy matter. This small group of Germans, invited by a twelfth-century king of Hungary to colonize the eastern marches of his domains, represented for 800 years the last outpost of Western civilization before the Carpathians. Although always a small minority in Transylvania compared to the Hungarians and Rumanians (their population never exceeded 250,000), the Saxons formed a distinct, self-governing nation, preserving their language, religion, and political heritage under the Turks (1586–1687), the Austrian Hapsburgs (1688–1867), as citizens of Hungary in the Dual Monarchy (1867–1916), and as citizens of Rumania after that.

Given the small percentage of Transylvania's population represented by the Saxons, one wonders at first at the voluminous (mainly German) literature about this group, whose treatment by Hans Meschendörfer is only the latest example. What has attracted historians for generations is the disproportionately great cultural influence the Saxons exercised, not just upon the other ethnic groups in Transylvania, but on the peoples beyond the Carpathians as well: they were responsible for the introduction of both the Lutheran and Calvinist forms of the Reformation to southeastern Europe and for the adoption of the legal guarantees of religious toleration in Transylvania centuries before they were recognized elsewhere in the area; and, in more recent times, it was the Saxons' classical gymnasia to which the region's ambitious youth of all ethnic groups strove to be admitted for their education.

The explanations offered for this cultural ascendancy are legion: *Blut und Boden* historians of the Nazi era predictably attributed it to Saxon membership in the Germanic race (see especially Oskar Wittstock, *Die Siebenbürger Sachsen in der gesamtdeutsche Gedanke* [Brünn, 1943], p. 244). Rumanian historians, on the other hand, have pointed with some justification to the economic and political privileges granted the Saxons by the Hungarian and Austrian rulers, who used the group as a buffer against the Slavic masses (see Sylvius Dragomir, *The Ethnical Minorities in Transylvania* [Geneva, 1927], pp. 21 ff.). The central theme of Meschendörfer's book, which is a narrative history of Transylvanian Saxon publishing since the early sixteenth century, is the author's implicit conviction that the Saxons' importance stemmed largely from their remarkable energy as printer-publishers in an area in which the ethnic majorities were isolated linguistically as well as geographically from Western cultural centers. Unlike earlier scholars of Saxon publishers, he stresses not so much their German-language production as

ikgs

their role as transmitters of European culture through their publications in the other languages of the area.

As Meschendörfer describes the printing by the Saxons of the first book east of Budapest (1528-29) and of the first books to appear in the Rumanian (1544) and the Hungarian (1550) languages—both Protestant catechisms—the importance of the group becomes obvious. The monopoly they exercised over the technology of communicating culture to Transylvania becomes even more vivid as the narrative reaches the early twentieth century, when the Saxons were publishing no less than 62 periodicals at one time. In that the author is clearly demonstrating the press's impact since the sixteenth century as an agent of change (in this case of Westernization) in Transylvania, his book becomes a valuable supplement to the studies of Lucien Febvre-H.-J. Martin and Elizabeth Eisenstein, none of which have focused on southeastern Europe.

Meschendörfer does not give a complete record of the titles published by the Saxons (for the various specialized bibliographies which already exist, see Hermann Hienz, *Bücherkunde zur Volks- und Heimatforschung der Siebenbürger Sachsen* [Munich, 1960], pp. 144–67); he concentrates rather on the high points of Saxon press production, giving some biographical data about the most prominent printer-publishers and descriptions of the conditions prevailing in Transylvania while they were active. A member of an old Transylvanian Saxon publishing family, and a publisher himself for forty years, Meschendörfer gives many technical production details not found in earlier treatments of the subject; and his book abounds with facsimiles of title pages, printers' marks, and printers' flowers from landmark Saxon books.

The author brings his account down to 1944, the year which saw the flight of 45,000 Saxons before the Russian occupation of Rumania. The last chapter is devoted to a description of the postwar publishing activities of displaced Saxons in Austria and especially West Germany, where Meschendörfer and many of his countrymen eventually settled. Given the tumultuous nature of the past forty years and the submersion of Saxon culture today in Rumania's rapidly industrializing socialist society, Meschendörfer's objectivity is praiseworthy and helps make his work an example of *petite histoire* of a high order. It is not only a contribution to printing history, but it will also be of real service to the scholar who undertakes the difficult task of writing a modern interpretation of the history of the Transylvanian Saxons in southeastern Europe.

Pamela Spence Richards, *Rutgers University*

Collectible Books: Some New Paths. Edited by JEAN PETERS. New York: R. R. Bowker Co., 1979. Pp. xxxii+294. $16.95. ISBN 0-8352-1154-1.

When the veteran Los Angeles bookseller, Jake Zeitlin, was once asked what quality he valued most in young book people—booksellers and librarians—he replied, "Imagination." "More than Accuracy?" he was pressed. "Yes," he insisted, "because Imagination is much rarer—the ability to perceive new relationships and to break new ground."

This conversation of half a century ago came to mind in reading *Collectible Books: Some New Paths*, edited by Jean Peters, a book published in 1931 and offered welcome departures from the conventional practices of the

SZ-Terminkalender 1981

SZ: Die SZ-Redaktion bittet alle ihre Mitarbeiter und Kunden, bei der Einsendung von Texten, die zur Veröffentlichung bestimmt sind – gleichviel welcher Art –, das Datum des Redaktionsschlusses zu beachten (Redaktionsschluß = Red.); Sendungen, die nach dem unter „Red." angegebenen Datum bei uns eintreffen, können wir in der entsprechenden Zeitungsfolge nicht mehr veröffentlichen. Wir nehmen keine handgeschriebenen Manuskripte an!

Eventuelle Änderungen aus nicht vorhersehbaren Gründen behalten wir uns vor, sie werden rechtzeitig bekanntgegeben. Die Redaktion

Folge 1,	15. 1.:	Red.: 12. 1.;	Umbr.: 14. 1. 81
Folge 2,	31. 1.:	Red.: 26. 1.;	Umbr.: 28. 1. 81
Folge 3,	28. 2.:	Red.: 23. 2.;	Umbr.: 25. 2. 81
Folge 4,	15. 3.:	Red.: 9. 3.;	Umbr.: 11. 3. 81
Folge 5,	31. 3.:	Red.: 20. 3.;	Umbr.: 25. 3. 81
Folge 6,	15. 4.:	Red.: 6. 4.;	Umbr.: 8. 4. 81
Folge 7,	30. 4.:	Red.: 20. 4.;	Umbr.: 22. 4. 81
Folge 8,	15. 5.:	Red.: 4. 5.;	Umbr.: 6. 5. 81
Folge 9,	31. 5.:	Red.: 25. 5.;	Umbr.: 27. 5. 81
Folge 10,	15. 6.:	Red.: 5. 6.;	Umbr.: 10. 6. 81
Folge 11,	15. 7.:	Red.: 6. 7.;	Umbr.: 8. 7. 81
Folge 12,	31. 7.:	Red.: 20. 7.;	Umbr.: 22. 7. 81
Folge 13,	15. 8.:	Red.: 10. 8.;	Umbr.: 12. 8. 80
Folge 14,	15. 9.:	Red.: 7. 9.;	Umbr.: 9. 9. 81
Folge 15,	30. 9.:	Red.: 21. 9.;	Umbr.: 23. 9. 81
Folge 16,	15. 10.:	Red.: 5. 10.;	Umbr.: 7. 10. 81
Folge 17,	31. 10.:	Red.: 26. 10.;	Umbr.: 28. 10. 81
Folge 18,	15. 11.:	Red.: 9. 11.;	Umbr.: 11. 11. 81
Folge 19,	30. 11.;	Red.: 23. 11.;	Umbr.: 25. 11. 81
Folge 20,	15. 12.:	Red.: 7. 12.;	Umbr.: 9. 12. 81

Liebe Landsleute!

Die Bundesgeschäftsstelle und die Landesgeschäftsstelle Bayern in 8000 München 2, Sendlinger Straße 48/III, bleiben während der Weihnachts- und Neujahrsfeiertage vom 21. 12. 1980 bis 7. 1. 1981 für den Kundenverkehr geschlossen, ebenso die Verwaltung der Siebenbürgischen Zeitung.

Die Bundesgeschäftsführung

Sonnleitner sucht Kremer

Ich bitte Herrn Otto Kremer aus Hermannstadt, mir seine Adresse zwecks Zeugenaussage für Rentenausweis zu schicken!

Richard Sonnleitner
Radolfzeller Str. 46
8000 München 60

32. Jugendskilager am Hochkönig

(17. 4. – 26. 4. 1981)

Mädchen und Burschen, die am Skilager teilnehmen wollen, melden sich bei: H. Volkmer,

BLICKPUNKT:

Modell eines Sprachverfalls und -untergangs?

Ein ungewöhnliches Kolloquium über den Zustand der deutschen Sprache in Südost

SZ — Wissenschaftliche Zusammenkünfte wie das am 28., 29. und 30. November 1980 in München abgehaltene Kolloquium „Die deutsche Sprache in Südosteuropa, ihre Geschichte und ihre Erforschung" — eine Veranstaltung des Südostdeutschen Kulturwerks — dürften eigentlich nicht im kleinen, auf den Kreis von Fachleuten abgesteckten Rahmen stattfinden. Sie müßten vielmehr Veranstaltungen für viele Interessierte sein, weil der Gegenstand, dazu Lebendigkeit, Anschaulichkeit und Begreifbarkeit der Referate und Vorträge — so zumindest bei diesem Münchner Kolloquium — eine auch den Laien faszinierende Qualität haben.

Das durch seine (ein wenig zu stille) Arbeit vielfach verdiente Südostdeutsche Kulturwerk hat mit dieser Veranstaltung — deren Leiter Prof. Dr. Kurt Rein (Uni München) und Doz. Dr. Anton Schwob (Uni Innsbruck) waren — zweifellos jede Erwartung überboten.

Sicherlich ließ gerade der begrenzte Teilnehmerkreis jene glückliche Atmosphäre der Mischung aus Fachkennertum und Familiärem zustandekommen, die — wenn alles zusammenstimmt — bei vergleichbaren Veranstaltungen immer wieder erreicht werden kann. Doch hätte der Großteil des Dutzends Referate und Vorträge eine weit umfangreichere Zuhörerschaft in Bann geschlagen.

Es ist hier nicht entfernt möglich, auf die einzelnen Ausführungen einzugehen. Wer aber selbst unter Laien horchte nicht auf, wenn er in fachlich durchwegs guten, im Vortrag zum Teil sogar packenden Darlegungen über den dramatischen Vorgang deutschen Sprachzerfalls und -verfalls in Südosteuropa referieren hört?

Denn alles in allem bildete diese Feststellung den Nenner, auf den die gesamte Veranstaltung gebracht werden kann: Sprachwissenschaftler und -forscher, Lexikographen, Germanisten, Literaturhistoriker, Lehrer, Philologen, die aus dem ganzen Bundesgebiet, aus Österreich und Südtirol im Südost-Institut in München zusammengekommen waren, entwarfen — mit Akribie, Liebe zur Forschung und Fachverstand — im Grunde ein Modell des deutschen Sprachuntergangs, wie dieser sich seit der Jahrhundertmitte im Südosten abzeichnet; das Schwäbische, Hessische, Pfälzische, Siebenbürgisch-Sächsische als Mundarten eingeschlossen.

Es gehört andererseits aber zu eben diesem Vorgang, daß das Deutsche als Fremdsprache im gleichen geographischen Raum „im Kommen" ist. Während es sich nämlich als Muttersprache dort lebender auslanddeutscher Sprachgruppen — wie der Siebenbürger Sachsen, der Banater Schwaben o. a. — rückentwickelt, gewinnt es als Sprache der Technik, des Handels, der Wirtschaft bei den Nichtdeutschen an Boden.

Die knappen, in der Aussage durchgehend präzisen Referate (siehe SZ vom 31. Oktober d. J. Seite 2) stellten inhaltlich selbst für die mit der Materie „Sprache" vertrauten Teilnehmer eine von der Fülle her gerade noch verkraftbare Informationsbereicherung dar. Zählt man die Zusatzinformationen hinzu, die sich aus den Diskussionen ergaben, so gewann das wissenschaftliche Gespräch in München eine bemerkenswerte Spannweite.

Ohne auch nur im Geringsten eines der Referate in den Schatten stellen zu wollen, erscheint hier die Erwähnung des Vortrags Dr. Alexander Ritters, Itzehoe, „Die deutsche Gegenwartsliteratur in Ost- und Südosteuropa", unumgänglich. Dr. Ritter — auf dem literaturhistorischen Plan der Bundesrepublik seit vielen Jahren einsamer Kämpfer um mehr Kenntnis und Verständnis hierzulande für die trotz allem immer noch lebendigen Literaturen der in der Welt verstreuten auslanddeutschen Inselgruppen — entwarf am Beispiel der deutschsprachigen Lyrik in der UdSSR und in Rumänien nicht allein ein literaturgeschichtlich aufschlußreiches Bild, sondern zugleich — mit bewundernswerter Detailkenntnis — ein Bild des politischen Umfeldes, in dem deutsche Dichtung heute in den beiden Ländern entsteht. Die Beantwortung der Frage: warum hochetablierte Kulturpolitiker der Bundesrepublik diesen Literaturen gleichermaßen ausweichen, sie als Bestandteil der gesamtdeutschen Literatur nicht zur Kenntnis nehmen und sich nach Möglichkeit hier von jeder Hilfeleistung freihalten wollen, eröffnet bedrückende, gar beschämende Aspekte. Ein spezifisch deutsches Phänomen? Dem ausgezeichneten Vortrag dankte das Auditorium besonders herzlich.

Das Kolloquium vom 28.—30. November in München war als Veranstaltung der auf deutsches Kulturerbe und -leben in Südosteuropa ausgerichteten Pflege ein Ereignis. Wie dringend erforderlich die Pflegearbeit mit der Orientierung nach dem Südosten ist, wurde gerade am Beispiel der Situation der deutschen Sprache in diesen Gebieten deutlich.

H. Bergel

„Karli" Reich in Deutschland:

Aufruf

„... an alle meine gewesenen Schüler d evangelischen Landeskirchenseminars in H mannstadt, der Bergschule in Schäßburg, d Deutschen Pädagogischen Lyzeums in H mannstadt, der Brukenthalschule in H mannstadt, der deutschen Abteilung des G orghe-Lazăr-Lyzeums in Hermannstadt.

Vor kurzem bin ich für immer zu mei Kindern nach Deutschland gekommen. möchte die Verbindung mit Euch wieder a nehmen, vielleicht auch im Hinblick auf s tere gemeinsame Aktionen (Klassentref Festlichkeiten, kulturelle Veranstaltungen ler Art).

Ich würde gerne dazu beitragen, den und mit Recht gerühmten Geist jener d schen Lehranstalten aus der alten Hei auch in der neuen Heimat erhalten zu he wie ja überhaupt unsere siebenbürgisch-s sische Eigenart. Wenn Ihr Euch diesem G noch verbunden fühlt, teilt mir, bitte, I Anschrift mit. Ich bin auch gerne bereit, I bei der Gestaltung von „sächsischen Ab den", Gedenkstunden usw. zu helfen und a selbst da etwas beizutragen, wie ich es in alten Heimat jahrzehntelang getan.

Meine Anschrift für die nächsten Monat
Prof. Karl Gustav Rei
Pfaffenhofener Str. 5
7100 Heilbronn

25. Sitzung des Kulturbeirats

Durch den Ausfall einer Zeile wurde der ter dem Titel „Ein zentrales sächsisches Do mentationszentrum" in der SZ-Folge vom 11. 1980 veröffentlichte Kurzbericht über Kulturbeirats-Sitzung vom 15. November wichtiger Stelle „verkürzt"; nicht nur Standortland Baden-Württemberg stellt Jahren Zuwendungen für den Ausbau Bibliotheksbestände auf Schloß Hornec Verfügung, sondern — und diese Zeile h weg, wofür wir um Nachsicht bitten — ein der Bund und unser Patenland Nor rhein-Westfalen! Wir bitten um E schuldigung. SZ-Redak

Billigere Mieten für Spätaussiedler in Bayern

Die Gebührenverordnung für die Mieten den bayerischen Übergangswohnheimen sol geändert werden, daß die Mieten nicht m generell auf der Grundlage der Bewilligu miete für den sozialen Wohnungsbau in M chen berechnet werden, sondern nur der Bew gungsmiete am Standort des jeweiligen Ü gangswohnheimes. Ein entsprechender An der CSU-Fraktion im Bayerischen Landtag damit eine weitere Entlastung der Spätaussie

Sprache beherrschen und von ihr Gebrauch machen

Zum Kolloquium des Südostdeutschen Kulturwerks in München

Zwei Aspekte vor allem sind für dieses Münchner Kolloqium zum Thema "Die deutsche Sprache in Südosteuropa" anzuführen: das breit gestreute Interesse, das es in Fachkreisen auslöste und das weitgehend auf aktuelle Problemkreise hin ausgerichtete Programm. Eine Wechselwirkung zwischen Teilnehmerzahl und thematischer Ausrichtung des Kolloquiums darf nicht nur angenommen werden, wollen wir nicht dem Zufall das Wort reden oder einer vermuteten rückbesinnlichen Tendenz mit Allgemeincharakter - so genau nicht nennbar - ein wohl unpassendes Verdienst zuschieben.

Einundsechzig Namen standen auf der Teilnehmerliste - Sprachwissenschaftler, Lehrer, Studenten, Bibliothekare, Journalisten die aus allen Teilen der Bundesrepublik Deutschland, aus Österreich und Südtirol nach München anreisten, wobei Bayern und Österreich - eher traditionell als räumlich motiviert - die stärksten Gruppen stellten (das Kolloquium stand übrigens unter Leitung von Prof. Dr. Kurt Rein/München und Doz. Dr. Anton Schwob/Innsbruck). Die deutsche Sprache in Südosteuropa gehört historisch eben in den Kontext der Habsburger-Monarchie, wodurch sie heute noch, keineswegs unbegründet, als Forschungsobjekt mit Vorliebe an österreichischen Universitäten Zuständigkeit sucht. Dr. Dagmar Lehmann (Berlin), Hans-Hennig Smolka (Marburg/Lahn), Dr. Alexander Ritter (Itzehoe), Dr. Wolfgang Kessler (Düsseldorf) u. a. aber gaben in München wenn auch nicht eine Verlagerung so doch eine Ausweitung der Südosteuropa-Forschung nach Norden hin zu erkennen. Die Gründe dafür mögen unterschiedlich sein; für uns festzuhalten wäre die merkbar zunehmende Attraktivität des Forschungsobjekts gerade für jüngere Wissenschaftler, die ja naturgemäß besonders betont zukunftsorientiert sein müssen. Die Verbreitung und Entwicklung der deutschen Sprache in Südosteuropa bietet nun tatsächlich eine Fülle von gesellschaftspolitischen und sprachgeographischen Erscheinungen und Wandlungen, deren Studium über den jeweiligen lokalen Rahmen hinaus Grenzsituationen und Übergangsphänomene von europäischer Aktualität anreißt.

Das "ungarische Modell"

Hier wäre Elisabeth Kaltenbachers Referat zu erwähnen, das die Bemühungen staatlicher ungarischer Einrichtungen darstellte, den Ungarndeutschen ihre verlorene Muttersprache wieder zugänglich zu machen, ohne allerdings die inzwischen gefestigte Vorrangigkeit des Ungarischen in Frage zu stellen. So widersinnig das auf den ersten Blick auch scheinen mag - dieses "ungarische Modell" könnte zeitnaher sein als wir vermuten. Was nämlich in Budapest erkannt und auch in die Praxis umgesetzt wird - die Vorteile, ja geradezu die Unerläßlichkeit von Zweisprachigkeit -, das ist heute eines der Universalprobleme einer mehr und mehr auf Gegenseitigkeit angewiesenen Welt. Im deutschsprachigen Bereich finden sich Parallelsituationen etwa im Elsaß, ebenso aber auch in Lateinamerika und in der Sowjetunion. In allen diesen Gebieten und Staaten sind die volksgruppenrechtlichen Überlebenschancen der deutschen oder deutschstämmigen Bevölkerung mäßig bis gering, ohne daß hingegen irgendwo der Wert der Zweisprachigkeit angezweifelt werden würde. Es soll hier allerdings nicht übersehen werden, daß sich das "ungarische Modell" vor allem als eine dem Staat genehme Variante zur Sprachenregelung anbietet - ob auch mit praktischem Erfolg, wird erst die Zukunft zeigen.

Daß es keine einheitliche Lösung für alle geben kann, zeigt schon das völlig anders gelagerte Sprachenproblem in dem mit Ungarn unmittelbar benachbarten Rumänien. Zur Situation der deutschen Sprache und deutscher Mundarten in diesem Lande entwarf Dr. Heinrich Mantsch (Düsseldorf) ein anschauliches Bild; fünf weitere Referenten griffen Einzelaspekte dieser Sprachlandschaft auf, in der es noch immer auch ein eigenes, fast möchte man sagen eigenständiges, deutschsprachiges Schrifttum gibt. Dr. Alexander Ritter, dem wir die bei Georg Olms erschienene Buchreihe über auslandsdeutsche Literatur verdanken, widmete diesem Schrifttum in seinem Vortrag "Die deutsche Gegenwartsliteratur in Ost- und Südosteuropa" entsprechende Beachtung.

Das Notwendige begünstigen

Aber nicht nur auf die noch von Deutschen bewohnten Sprachinseln richtete sich das Interesse des Münchner Kolloquiums, sondern auch auf die Fragen und Probleme, die sich durch Vertreibung und Aussiedlung von Südostdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland ergeben. Erwin Dorn (Graz) untersuchte in diesem Zusammenhang die "Bewahrung und Wandlung der Mundart von Ruma/Syrmien im heutigen Österreich" und Annemarie Schusters (München) Feststellungen über "Probleme aus Diglossie und Bilingualismus siebenbürgisch-sächsischer Kinder" haben in Anbetracht der zahlreichen Spätaussiedler aus diesem Raum auch ihre bundesdeutsche Aktualität.

Die Fülle von Referaten und Vorträgen ließ erkennen, welch umfangreiches und dankbares Aufgabengebiet der Südosten heute noch oder auch heute wieder auch für Linguisten darstellt. Die Zeichen stehen dafür, daß die deutsche Sprache hier nicht ohne Zukunft sein muß, auch wenn ihre traditionelle Stellung im ganzen nicht wieder herstellbar ist.

Gerade deshalb sind die Bemühungen der Wissenschaftler um aktuelle Fragen der Sprachsituation in Südosteuropa so wichtig, und zwar im Bereich des Muttersprachlichen ebenso wie im Bereich des fremdsprachlichen Deutschunterrichts. Es ist durchaus nicht interne Fachsimpelei, die sich hier manifestieren will. Elisabeth Kaltenbacher nannte in München als Ziel der Spracherziehung nicht nur den verbesserten Unterricht, sondern auch die Schaffung von günstigen Sprachsituationen; es reiche nicht aus, meinte sie, eine Sprache nur zu beherrschen, es müsse auch von ihr Gebrauch gemacht werden können. Ein Wort, das sich vielleicht herausfordernd anhört, in Wirklichkeit jedoch nur für den Normalfall plädiert, sowohl was den Minderheitenstatus eines Landes angeht als auch in der zwischenstaatlichen Beziehung. Im humanen Bereich also ebenso wie in Wirtschaft und Politik.

So gesehen, geht es in der Hauptsache nicht darum, Geschehenes zu interpretieren, sondern darum, das Notwendige zu tun oder es zumindest zu begünstigen. Das kann freilich nicht allein Sache des Südostdeutschen Kulturwerks sein, von hier aus aber dürfen Impulse erwartet werden, die anwendbar und vertrauensbildend wirken. Internationale Austauschbeziehungen sind für die Arbeit des Kulturwerks schlichtweg unentbehrlich; sie sind das in gleichem Maße auch für die Partnerländer. Problemlos waren sie nie. Wir sollten uns dessen erinnern, wenn uns die wissenschaftliche Grenzgängerei mitunter als zu beschwerlich vorkommt. Es könnte ja sein, daß Sprachwissenschaftler nicht nur miteinander reden, sondern einander auch verstehen.

Franz Heinz (KK)

ikgs



Aufnahme: Schöfnagel

Dr. Walter Berger — eine Kurzbiographie

Geboren 1919 in Wien, humanistisches Gymnasium, Universität (Biologie, Geologie, Geographie). Studium unterbrochen durch freiwilligen Kriegsdienst 1939 bis 1945 (Schützenregiment, später Panzergrenadierregiment), zuletzt Leutnant, fünfmal verwundet. In den letzten Kriegstagen von Russen gefangen, abenteuerliche Flucht schwimmend über die Donau.

Weiterstudium, 1949 Doktorat (Geologie). 1950 geheiratet, 12 Kinder. Zuerst Universitätsassistent, dann Erdölgeologe.

Verschiedene wissenschaftliche Arbeiten und Veröffentlichungen über Paläontologie, Volkskunde, Wehrgeschichte, Heraldik.

Kulturreferent des Volksbildungskreises, Gaudietwart im Österr. Turnerbund, Major d. Res. und Informationsoffizier im Österr. Bundesheer. Seit 1963 Gedichte und verschiedene Erzählungen. Arbeit an historischen Romanen, Nachlaß.

Verstorben 1976 in Wien.

Und nichts verbleibt - nichts als ein helles Licht...

Aus dem Gedicht „Erfüllung" von Walter Berger.

Einer der Höhepunkte des heurigen Dichtertreffens in Offenhausen/Oberösterreich war die Enthüllung eines Namenssteines für Walter Berger in der Dichtersteinanlage.

Vor einer großen Zuhörerschaft würdigte Tbr. Hans Heinz Dum/Wien die Bedeutung des im Vorjahr von uns Gegangenen als Dichter und Schriftsteller. Vor allem die meisterlichen Sonette aus den Sammlungen „Herz und Degen" (Ledermüller-Vlg./München), „Vater aller Dinge" — Gedichte eines Soldaten (Europa-Vlg./Wien) und „Kroatische Bilder" (Silberblatt Sammlung/Wien), enthalten viele, besonders uns Turner berührende Aussagen über Volk und Familie, Freiheit und Ordnung, Natur und Kunst, Geschichte und lebendige Gegenwart. Der Altmeister unserer Sprache und Dichter, Gerhard Schumann, drückte seine Anerkennung so aus: „Die Gedichte haben mich sehr bewegt, ich war beglückt, eine der tapferen, männlichen Haltung entsprechende meisterliche Sprachform zu finden, die heute so selten geworden ist."

Für uns Turner, die wir Walter Berger aus der praktischen Erziehungs- und Bildungsarbeit — Berger war Gaudietwart von Wien — kennen, verbindet sich die Erinnerung an den schmerzlichen Verlust des Sommers 1976 mit dem nun wachsenden Erkennen dichterischen Könnens und menschlicher Tiefe.

Was uns zu tun blieb, war, gemeinsam mit der Familie des Dichters und Turners (Berger hinterließ uns elf Kinder), der stille Gang hinauf zum Dichterstein, wo am Vormittag des 1. Mai 1977 der Namensstein, gestiftet vom Volksbildungskreis und vom Wiener Turngau, enthüllt wurde.

Überraschend war für viele von uns die Mitteilung, daß uns Walter Berger einen noch ungedruckten Roman über die österreichische Militärgrenze hinterlassen hat. Betrachten wir Turner dies als Auftrag: Dem weit über die Dietarbeit hinausgehenden Werk unseres Turnbruders Geltung und Erfolg zu verschaffen!

Guntram

Sämtliche Gedichtbändchen sind erhältlich durch Elfriede Berger, 1130 Wien, Gallgasse 43.

AUFTRAG UND TOD

Ich habe des Todes Nähe oft gespürt,
Sein dumpfes Grollen, und sein helles Singen;
Doch andre, die an meiner Seite gingen,
Hat stets nur seine kalte Hand berührt.
War's eine dunkle Kraft, die mich geführt
Den sichern Pfad durch blutigheißes Ringen?
Ward mir, um Größ'res dereinst zu vollbringen,
Mehr Leben zugeteilt, als mir gebührt?
Wie doch das Schicksal wunderlich mich hegte!
Wo ist das Ziel, das es mir auferlegte?
Ich weiß es nicht, — doch hab ich's stets gesucht.
Geb Gott, daß einen Auftrag ich vollende!
Dann will ich fallen in des Todes Hände
Vom Lebensbaum als eine reife Frucht.

Aus „Herz und Degen"



Gang durch den Frühling zum Dichterstein. Aufnahme: Schöfnagel

Erzbischof DDr. Andreas Rohracher verstorben

In den frühen Augusttagen dieses Jahres kam traurige Botschaft aus dem bayrischen Wallfahrtsort Altötting: nach langem Leiden ist ein Würdenträger der katholischen Kirche verschieden, der nicht nur bei seinen Glaubensgenossen Liebe und Verehrung genoß. Er hat als echter Mann aus dem Volke für das Volk gedacht und in schweren Stunden nach allen Seiten hin seine Stimme für Gerechtigkeit erhoben, wenn andere verlegen geschwiegen haben und ihre Sache nur dem lieben Gott und seiner Gerechtigkeit überlassen wollten.

Alterzbischof Rohracher ist ebenso wie sein um elf Jahre jüngerer Bruder, der berühmte Psychologe Hubert Rohracher, in Lienz in Osttirol geboren. Zunächst war er als Regens des Priesterseminars und als Weihbischof in Gurk tätig. 1943, also mitten im Kriege, wurde er auf den erzbischöflichen Stuhl von Salzburg erhoben, mit dem der Ehrentitel eines Primas Germaniae, eines Erstbischofs von Deutschland, verbunden ist. Rohracher hat diesem Titel vollauf Ehre angetan.

Seine Innsbrucker Rede von 1947, in der er zu Gerechtigkeit und Versöhnlichkeit aufrief, blieb ebenso unvergessen wie etwa sein mutiges Eintreten für die Freilassung von Rudolf Heß. Das Soziale Friedenswerk trat bis zuletzt in seinem Namen auf und wirkte Bedeutendes.

Erzbischof Rohracher hat schon 1969 resigniert und sich nach Oberbayern zurückgezogen, dort ist er nun 85jährig verstorben. Er hat mit starker Handschrift in das Buch unserer geistigen Zeitgeschichte, vor allem seiner Salzburger Erzdiözese, sein Wollen eingetragen. Er wird unter den großen und charismatischen Bischöfen Österreichs genannt bleiben. Dr. Robert Hampel

Zum Tode Emil Franzels

Am 3. Juli d. J. wurde kurz nach seinem 75. Geburtstag in München ein altösterreichischer Gelehrter aus dieser Welt abberufen, der zwar nicht gewürdigt wurde, in die Brockhaus-Enzyklopädie aufgenommen zu werden, der aber dennoch ein umfangreiches, vielseitiges und geistreiches Lebenswerk hinterlassen hat, das sich sehen lassen kann.

Der Publizist Dr. Emil Franzel, gebürtig 1901 als Lehrerssohn zu Haan in Böhmen, hat nicht wie so viele geistige Sudetendeutsche vor ihm in Wien, sondern in Prag den Höhepunkt seines Lebens erreicht, obwohl sein Name erst in der Vertreibungsheimat so richtig bekannt geworden ist. Dort, in der böhmischen Mitte, ist die Pforte seines Werdegangs zwischen den Nationen zu suchen und von dort her hat er sich den richtigen Blick auf die leidvolle Geschichte seiner Zeit und seiner Nation erworben. Mag sein geistiger Standort und sein politischer Werdegang da und dort beargwöhnt worden sein: er ging seinen klaren, klugen Weg und er hat niemandem nach dem Munde geredet. So konnte er sozialistische und monarchistische, deutschnationale und übernationale Gedankengänge eines konservativen Humanisten in katholischer Grundhaltung zu einem Denkgebäude aufrichten, das Achtung einflößen muß.

Das auch mit dem Adenauerpreis ausgezeichnete literarische Lebenswerk Emil Franzels ist bedeutend. Neben tief fundierten Werken wie dem über „1866" und zuletzt seiner großartigen „Geschichte des deutschen Volkes" und seinen Büchern zur sudetendeutschen Geschichte haben uns einige Romane lebhaft angesprochen, die er unter dem nicht lange gewahrten Geheimnamen „Carl von Boeheim" veröffentlicht hat.

In unserem Kreise war Emil Franzel als begeisternder Redner zu Gast und wir verdanken ihm zwei vielbeachtete Eckartschriften zur sudetendeutschen Frage.

In der letzten Zeit war es still geworden um diesen regen Mann. Ans Bett gefesselt, mußte er seine drei letzten Lebensjahre fristen. Nun ist sein großer Geist der Körperlasten ledig geworden. Sein freundliches Wesen und sein vielseitiges Werk wird in uns nachwirken. Ein großer deutscher Altösterreicher ist mit Emil Franzel heimgegangen. Dr. Robert Hampel

Abschied von Dr. Walter Berger

Das Hölderlinwort „Uns ward gegeben auf keiner Stufe zu ruhn" deutete auf der Todesanzeige den Schicksalszwang an, der dem Leben Dr. Walter Bergers am 11. Juni ein Ende setzte. Kriegserlebnis, soldatische Zucht und Kameradschaftstreue hatten diesen Mann geprägt, der sich als Major der Reserve, Dietwart des Österr. Turnerbundes, Kulturreferent des Volksbildungskreises und in anderen Ehrenämtern volkstreuer Vereine, nicht zuletzt aber auch als begabter Dichter und Schriftsteller ganz dem Dienst für Volk und Heimat geweiht hatte. Sein Abgang hinterläßt im ganzen nationalen Lager eine empfindliche Lücke, zumal es dem erst 57jährigen gläubigen Idealisten Dr. Berger gegeben war, die lebendige Verbindung mit der Jugend zu pflegen. Als Vater von elf Kindern besaß er trotz der ihn zuweilen überschattenden Tragik ein vor Begeisterung glühendes junges Herz.

Wir verabschiedeten uns von Dr. Walter Berger am 26. Juli um 9 Uhr auf dem Südwestfriedhof in Wien unter großer Teilnahme seiner Freunde mit Gedenkworten von Major Dr. Jandl (namens des Bundesheeres und der Offiziersgesellschaft), Dr. Herbert Bauer (namens des Turnerbundes), Ing. Karl Kowarik (für den Volksbildungskreis) und Hans Heinz Dum (für den Verein „Dichterstein Offenhausen"). Ein Zapfenstreich setzte hinter ein an Prüfungen und Entbehrungen wie vorbildlichen Leistungen reiches Leben den wehmütigen Schlußpunkt. Dr. Fritz Stüber

Letzter Gang mit Heinrich Tippl — Litschau

Im 72. Lebensjahr verschied Schulrat Heinz Tippl nach langer schwerer Krankheit. Sein Wirken wird noch lange in der Erinnerung verbleiben. Er war noch ein Schulmann vom alten Schlag, für den die Volksbildung nicht an der Schulpforte endete, sondern dem Leben im Dorfe, in der Gemeinschaft, weiterhin Verpflichtung war.

Als Volksschullehrer in Privatschulen begann er, als Grenzdeutscher fühlte er sich dem Schulwesen im Bezirk Neu-Bistritz von 1939 bis 1945 verpflichtet. Lange Jahre war er auch Schuldirektor und bei den zahlreichen Reden bei der Verabschiedung am Grabe kam sein Wirken zur Sprache.

Der Kirchen- und Lehrerchor sang in der Aufbahrungshalle, am Wege zur kirchlichen Einsegnung gab es ein Halt vor dem Schulhaus, der Stätte seines langjährigen Wirkens, mit Gesang, wie auch in der Kirche und am Grabe die Chöre mitwirkten. Beim weiten Weg durch die Stadt zum Friedhof gab es Trauermusik der Blaskapelle, Kameradschaftsbund und Turner gaben mit Fahnen das Geleit. Beim Abspielen des „Guten Kameraden" krachten die Böller und eine Fülle von Kränzen mit Schleifen der Familienangehörigen und Vereine galten als Abschiedsgruß.

Die Fahnen senkten sich am Grabe. Alle Redner würdigten die Verdienste des Verstorbenen um das Wirken um Gemeinschaft, Volk und Heimat. Sein Tod bringt eine Lücke im Ortsgeschehen, hatte er doch durch Jahre in seiner Zeitschrift „Der Pranger" das Geschehen in Zeit und Raum, in Stadt und Land berechtigt kritisch dargestellt, aber auch Leistungen gewürdigt. Besondere Würdigung fand sein Tun durch die Ansprachen der Lehrerschaft, des Kameradschaftsbundes, der Freiheitlichen Partei, der Bienenzüchter und des Vereines „Muttersprache", denn nur durch gute Sprachpflege war der Dienst an Volk und Heimat möglich. Die große Anteilnahme mag der Familie, den Hinterbliebenen Trost gewesen sein.

—

Gedenktage im September 1976

Wir grüßen zu ihrem Geburtstag

den Schriftsteller Wilfried Würl (55.) 5.
den Philosophen Carl J. Burckhardt (85.) 10.
den Holzschneider und Erzähler, Meister Ernst von Dombrowski (80.) 12.
den Volkskundler Univ.-Prof. Richard Wolfram (75.) 16.
den ehemaligen Reichskanzler Großadmiral a. D. Karl Dönitz (85.) 16.
Dr. Nelia Habusch, Geisteswissenschafterin (80.) 21.

Wir denken an den Geburtstag

des „Siegers von Aspern" Erzherzog Karl (205.) 5.
des Dichters Franz Karl Ginzkey (105.) 8.
des Dichters Hans Heyck (85.) 19.
des Freiheitssängers Th. Körner (185.) 23.
den Schriftsteller Ernst Löns (90.) 27.

Wir gedenken des Todestages von

Wladimir v. Hartlieb, Schriftsteller (25.) 2.
Anastasius Grün (Anton Alex. Graf von Auersperg), Dichter (100.) 12.
Hans Carossa, Dichter (20.) 12.
August Sauer, Germanist (50.) 17.
Heinrich George, Schauspieler, umgekommen im kommunistischen KZ Sachsenhausen (25.) 26.
Prof. Ernst Wurm, Schriftsteller (5.) (irrtümlich bei den Geburtstagsgrüßen im Juni unter den Lebenden angeführt) 30.

Wir rufen ferner in Erinnerung

Vor 100 Jahren, am 13. August 1876, war mit der Aufführung „Der Ring des Nibelungen" das Bayreuther Festspielhaus eingeweiht worden.

Vor 30 Jahren, am 5. September 1946, wurde in Paris zwischen Österreich und Italien ein Autonomieabkommen (Gruber-De Gasperi) geschlossen. Österreich verzichtete voreilig auf die Rückgliederung Südtirols, die dem Willen der deutsch-ladinischen Mehrheit entsprach, und handelte dafür ein Knutschukversprechen ein, das zum Teil bis heute noch nicht erfüllt ist.

Die freie Meinung unserer Leser

Mutig, aber stur

Ich bewundere Ihre Organisationskraft, mit der Sie es zustandebringen, durch Heranziehung unzähliger begabter Mitarbeiter die „Salzburger Nachrichten" zu einem der interessantesten und am meisten gelesenen Blätter Österreichs zu machen. Ich empfinde auch oft Ihre eigenen Beiträge, besonders Ihre Leitartikel, als journalistische Meisterleistungen, die ich mit Genuß lese. Was mich aber am meisten beeindruckt, ist der Umstand, daß Sie unter den vielen Leserbriefen Ihrer Zeitung zuweilen auch solche — offenbar unverändert —, zum Abdruck bringen, die Ihre eigenen Äußerungen und Stellungnahmen oft aufs schärfste ablehnen.

Als Beispiel lassen Sie mich den Leserbrief von Herrn Dr. Richard Seeger, den ich persönlich nicht kenne, in Ihrer Nummer vom Mittwoch, 2. August, betitelt „Zum Artikel: Ihr Abtritt, Herr Androsch!" anführen. Ich stimme nämlich mit dem Schreiber dieses Leserbriefes vollkommen überein. Ihr brutal aggressiver Angriff auf Minister Androsch ist Ihrer als dem Chefredakteur einer sich unabhängig gebenden Zeitung ganz und gar unwürdig. Solche Töne waren wir bisher aus Ihrem Munde nicht gewöhnt. Im übrigen brauche ich die kritischen Einwände des erwähnten Briefschreibers gegen Ihren journalistischen Ausrutscher hier nicht zu wiederholen.

Um aber ein anderes, insbesondere wissenschaftliche Leser Ihres sonst so geschätzten Blattes schockierendes Vorkommnis bei dieser Gelegenheit zur Sprache zu bringen, erlaube ich mir die Frage: Weshalb verpflichten Sie die Korrektoren Ihrer Zeitung dazu, in allen Fällen, wo das Wort Wissenschaftler im Text vorkommt — ganz unabhängig davon, wie der Autor es orthographisch geschrieben hat — ganz stur ohne „l" zum Abdruck zu bringen, also statt „Wissenschaftler" die verstümmelte Form „Wissenschafter" zu benützen? Ich weiß sehr wohl, daß der Duden beide Schreibweisen kennt. Aber es ist keine Frage, daß das deutsche Sprachvolk in seiner überwiegenden Mehrheit die seit Jahrhunderten gebräuchliche Form „Wissenschaftler" der als nackt empfundenen Form ohne „l" vorzieht (besonders in der mündlichen Rede), wie es ja auch nie daran denken würde, den Künstler seines „l" zu berauben.

Da Sie doch wohl kaum die Absicht verfolgen dürften, mit der schmalen Durchschlagskraft einer noch so gut geleiteten Tageszeitung im Labyrinth der deutschen Sprachreformversuche Erfolge zu erstreben, wäre ich Ihnen für eine entsprechende Aufklärung dankbar.

Prof. Dr. Otto Folberth,
Ignaz-Rieder-Kai 15,
Salzburg

☆

PS: Im deutschen Sprachraum gibt es verschiedene regionale Abweichungen. So auch bei Wissenschaftlern und Wissenschafter, wobei der Duden den Wissenschafter der Schweiz und Österreich sozusagen zubilligt. Eine Redaktion, noch mehr eine Zeitungssetzerei, muß sich auf eine Rechtschreibung einigen, die ist in diesem Fall schon vor Jahren für den Begriff Wissenschafter gefallen.

Die Red.

Ausstellungen in Stadt und Land Salzburg

Haus der Natur. Täglich von 9.00 bis 17.00 geöffnet.

Museum Carolino Augusteum. Dienstag bis Sonntag, 9.00 bis 17.00. — Sonderausstellung „Ausgrabungen im Lande Salzburg".

Dommuseum mit Sonderschau „Friaul lebt". Werktags 10.00 bis 17.00. Sonntags: 12.00 bis 17.00. — Samstage, 15.00: Führung.

Domgrabungsmuseum. Bis 30. 9. Dienstag bis Sonntag: 9.00 bis 17.00.

Residenzgalerie (2. Obergeschoß der Residenz). 200 Gemälde der europäischen Malerei des 16. bis 19. Jahrhunderts (u. a. Rembrandt, Brueghel, Rubens, Tizian, Maulbertsch, Waldmüller, Gauermann), Dienstag bis Samstag, 10.00 bis 12.30, 13.30 bis 18.00, Sonntag, 10.00 bis 12.30. Führungen in Deutsch, Englisch, Italienisch.

Spielzeugmuseum im Bürgerspital: Dienstag bis Sonntag, 9.00 bis 17.00. — Jeden Mittwoch, 15.00: Kasperltheater.

Burgmuseum auf der Festung Hohensalzburg: Täglich 9.00 bis 17.00.

Rainer-Regimentsmuseum. Festung Hohensalzburg, täglich von 9.00 bis 17.00 (bis 15. Oktober).

Volkskundemuseum im Monatsschlößl Hellbrunn: Täglich bis 30. 10., 9.00 bis 17.00.

Mozart-Museum, mit Sonderausstellungen „Bernhard Paumgartner" und „Mozart auf dem Theater", täglich, 8.00 bis 20.00.

Barockmuseum im Mirabellgarten. Tonbildschau „Visionen des Barock" in halbstündigen Intervallen mit Projektion süddeutscher und österreichischer Deckenfresken, täglich (außer Montag) 9.00 bis 12.00 und 14.00 bis 17.00. — Sonderausstellun[illegible]ber: Bildhauerzeichnungen des 17. und 18. Jahrhunderts.

Museumspavillon des Mirabellgartens. Bis 10. September, Ausstellung Gustav Klimt, Zeichnungen, täglich, 9.00 bis 17.00.

Vereinigung zur Förderung volksnaher Kunst. Bis 22. September, Trakl-Haus: Ausstellung Oberst Josef Buketits, Erna Kalopek, Anna Öllerer, Malerei und Grafik.

Kunstverein. Bis 16. September: Künstlerhaus, Max Ernst, Bilder und Grafik, Wochentage: 10.00 bis 12.30, 15.00 bis 18.00, Sonntage: 10.00 bis 12.30. — Trakl-Haus: Slavko Tihec: Skulpturen, Wochentage: 10.00 bis 12.30 und 15.00 bis 18.00, Sonntage: 10.00 bis 12.30.

Galerie in der Goldgasse. Willi Wernz, Zeichnungen und Bilder, bis 12. September, Montag bis Freitag 9.00 bis 12.00, 14.00 bis 18.00, Samstag: 9.00 bis 12.00.

Salzburg College Gallery, Meierhof von Schloß Leopoldskron. „The Naked Environment" — junge europäische Fotografie, Montag bis Freitag, 9.00 bis 17.00 (bis 27. 9.).

Galerie Alpha & Omega. Bis 19. September: Georg W. Borsche, Aquarelle, Lithographien; Dienstag bis Samstag: 11.00 bis 13.00, 15.00 bis 19.00.

Bildungshaus St. Virgil. Bis 11. Sept.: Johannes und Charlotte Seidl: Schreine und andere Stücke; Jean Charlot: Druckgrafik, täglich: 8.00 bis 12.00 und 13.00 bis 20.00 (außer Sonntag nachmittag und Montag ganztags).

Galerie unter der Burg Großgmain. Bis 10. September: Ursula Schuh, Dienstag bis [illegible]ber: Hans Fronius, Gemälde und Grafik. — 1. Stock: Grafik des deutschen Expressionismus aus „Der Bildermann" und anderen Publikationen. — Montag bis Freitag: 9.00 bis 12.30, 14.30 bis 19.00, Samstag: 9.00 bis 12.30, Sonntag: 10.00 bis 12.30.

Galerie G. Armstorfer. Bis 24. September: Jascha, Neue Zeichnungen, Mittwoch bis Sonntag: 12.00 bis 19.00.

Verkaufsausstellung. Holzbildhauer G. Morgner. Wochentage, 10.00 bis 12.00 und 15.00 bis 18.00, Samstag, 9.00 bis 12.00. Getreidegasse 24.

Stiftsmuseum Mattsee (Propstei). Bis 15. September täglich geöffnet von 16.00 bis 18.00, an Regentagen sowie an Sonn- und Feiertagen auch von 10.00 bis 12.00 (Möbel, Bilder, sakrale Kunst).

Obertrum. Bis 16. September, Galerie Schönstrass: Ausstellung Helga Kaptan-Föll (Malerei, Aquarell, Pastell).

Saalfelden. Bis 15. September: Pinzgauer Heimatmuseum, Schloß Ritzen, täglich, 14.00 bis 16.00; Sonderausstellung: Rudolf Ferbus: „Vögel aus aller Welt". — Möbelhaus Lirk: Gemäldeausstellung Rudolf Ferbus: „Heimische Landschaften".

Alpenverein, Zweig Badgastein. Bis 2. Oktober: Haus Austria: Ausstellung „Gastein, das Tor zu den Hohen Tauern", Stiche und Reliefs.

Gasteiner Heimatmuseum. Bis 10. 10., Badgastein, Haus Austria: Sonderschau: Brauchtum — Perchten; Bergbau — Mineralien; Jagdausstellung; Dias — Schau — Fauna u. Flora in der Gasteiner Bergwelt; Schubert in Badgastein mit Schubertmusik in den Räumen des Museums. — Tägl., 10.30 bis 12.00 und 15.30 bis 18.00.

Salzburger Nachrichten

Gründer: G. A. Canaval † und M. Dasch †. Eigentümer, Herausgeber und Verleger: „Salzburger Nachrichten" Verlagsgesellschaft m. b. H. & Co. KG.

Geschäftsleitung:
Dr. Maximilian Dasch und Dir. Fritz Maier.

Chefredakteur:
Prof. Dr. Karl Heinz Ritschel.

Stellvertretender Chefredakteur: Gerhard Neureiter. Chef v. Dienst: Herbert Godler. — Presserechtlich für den redaktionellen Teil verantwortlich: Hans Rohac. — Anzeigenteil Lambert Werlberger. — Sämtliche in 5020 Salzburg, Bergstraße 14. — Wiener Redaktion: 1010 Wien, Rotenturmstraße 25. — Linzer Redaktion: 4010 Linz, Gesellenhausstraße 21. — Derzeit Anzeigentarif Nr. 29 vom 1. Jänner 1978. — Mit einem + oder PR (Public Relations) bezeichnete Veröffentlichungen sind entgeltliche Einschaltungen. — Die im Inland gültigen Abonnement- und Einzelverkaufspreise beinhalten 8% Mehrwertsteuer.

Druck: Salzburger Druckerei. Inhaber: Salzburger Preßverein 5020 Salzburg, Bergstraße 12.

Der frühere Unterrichtsminister zum Streit über Wissenschafter und Wissenschaftler:

Informationsnotstand des Duden und Stifter

Aus einer Leserzuschrift in Ihrer Zeitung ersah ich, daß es zwischen Redaktion und Lesern in der Frage der Wortformen „Wissenschafter" und „Wissenschaftler" ein Geplänkel gibt.

Keine der beiden ist „falsch". Die Hochsprache hat beide Formen entwickelt. Vollkommen ins Leere gehen jedenfalls die Kampfansagen gegen den „Wissenschafter", die sich zum Vergleich solcher Worte (z. B. „Künstler") bedienen, in denen die Silbe „-schaft-" gar nicht vorkommt. Nur „schaft"-Worte stehen zur Prüfung. Außer Streit und Zweifel stehen etwa der „Botschafter" und der „Kundschafter". „Gewerkschaftler" glaube ich im Volk gehört zu haben. Aber so nennt sich wohl kaum ein selbstbewußter Gewerkschafter selbst.

Obwohl der Österreicher eher zu den abgeschliffeneren „l"-Formen zu neigen scheint, oder gerade deswegen, gelangt in vielen österreichischen Ohren die Wortform „Wissenschaftler" allzunahe in die Laut-Nachbarschaft vom „Gschaftler" und „Gschaftelhuber" und gerade das will ein gewisses Sprachgefühl bewußt oder unbewußt vermeiden.

Als 1966 das Allgemeine Hochschulstudiengesetz zur Beratung stand, kam es zu Überlegungen, welche der beiden je zulässigen und in Österreich gebrauchten Formen bei der Regierungsvorlage verwendet werden solle. Im Kreise der Hochschulexperten und der Parlamentarier entschied man sich damals für den „Wissenschafter". Wenn der Duden, 17. Auflage, verkündet „Wissenschafter (schweiz., sonst veralt., österr. amtl. für: Wissenschaftler)", scheint er mir sich in dreifachem Informationsnotstand zu befinden. „Wissenschafter" ist nicht nur in der Schweiz, sondern durchaus in Österreich neben dem „Wissenschaftler" gebräuchlich. Zum zweiten: es ergibt sich daraus, daß es falsch ist, von „veraltet" zu sprechen, nur weil in anderen als den österreichischen und schweizerischen Sprachgebieten die Entwicklung stärker (aber auch dort nicht ausschließlich) zur L-Form neigt. Nochmals sei unterstrichen, daß beide Formen lebendiges und weder die eine noch die andere absterbendes Sprachgut sind. Zum Dritten: Mir ist eine als „amtlich" zu bezeichnende Entscheidung, daß im österreichischen amtlichen Schrift- oder Sprachgebrauch „Wissenschafter" verwendet werden müsse, unbekannt. Es besteht Wortfreiheit. Die berichtete Wahl anläßlich der Beratung des Studiengesetzes war eine unverbindliche Meinungsfindung ohne „amtliche" Bindung und Weiterverpflichtung.

Einige Zeit nach den damals angestellten Überlegungen legte mir ein Beamter des Unterrichtsministeriums eine Erzählung Adalbert Stifters vor — welche es war, habe ich leider vergessen — in der vom „Wissenschafter" die Rede ist. Wir hielten uns bestärkt. Später meinte Hanns Koren, Professor für Volkskunde an der Grazer Universität und selbst ein feinsinniger Schriftsteller, als ich ihm hievon erzählte, auch ohne Kenntnis der Belegstelle sei er überzeugt, daß Stifters Sprachgefühl sich nur für die Form „Wissenschafter" habe entscheiden können. Hier haben wir also ein sehr interessantes Beispiel dafür, daß Menschen durchaus feiner Sprachkultur „Wissenschaftler" als unschön oder geradezu als falsch empfinden (etwa im Hinblick auf einen „Botschaftler"), andere hinwiederum die ihnen vielleicht zu hart klingende Form „Wissenschafter". Man lasse sich die Sprache entfalten, nicht nur den Dialekt, und sei vorsichtiger und gnädiger mit Zensuren. Die von Stifter gewählte Form ist durchaus jung und lebendig geblieben!

Wiesehr ich es für vertretbar halte, den Setzern einer Zeitung für den redaktionellen Teil eine einheitliche Schreibweise und Wortwahl ans Herz zu legen, so bin ich doch wegen der wiederholten redaktionellen Einfügung eines „l" in die von mir bei Einsendungen an verschiedene Zeitungen gewählte Form „Wissenschafter" der Meinung, daß solche Korrekturen bei signierten Beiträgen ungehörig sind. Ein namentlich genannter Autor hat ein Recht auf Achtung seiner Wortwahl unter mehreren gebräuchlichen Formen. Nur Rechtschreibfehler mögen die Redaktionen — bitte auch bei mir — richtigstellen.

Dr. Theodor Piffl-Percevic,
8020 Graz, Nothelferweg 15

Salzburger Nachrichten Nr 244 v. 20.10.1978

28. Jahrgang, März - Lenzmonat 1980

Eckartbote

deutscher Kultur- und Schutzarbeit

3 Schriftleitung / Verwaltung: 1070 Wien 7, Lindengasse 42, Ruf 93 91 26

Dr. Norbert Mumelter:

Vom Verfall unserer Sprache

Wir Deutsche haben eine ziemlich schwierige, aber sehr schöne Sprache. In einem Lexikon unserer Zeit ist hierüber zu lesen: „Sie ist nicht so prächtig wie die italienische, nicht so klar wie die französische und nicht so handlich wie die englische. Sie gehört aber zu den ausgebildetsten, schönsten aller Sprachen. Gewaltig ist ihre Aussagekraft, vor allem in ihrem Wortreichtum und der Fähigkeit der freien Wortstellung."

Das Deutsche, stellt die Wissenschaft fest, hat einen Wortschatz von etwa 300.000 Wörtern, rund doppelt soviel wie das Italienische; das alles stellt an uns Deutsche beachtliche Anforderungen, die ernst genommen werden sollten. Wir haben es also nicht leicht mit unserer Sprache, auch wenn ihre Schwierigkeit zugleich die Wirkung hat, daß wir Fremdsprachen leichter erlernen als Menschen manch anderer Völker.

Sehen wir zuerst einmal von Südtirol ab und befassen wir uns mit der deutschen Sprache in unserer Zeit im allgemeinen. Im zusammenhängenden Sprachraum Mitteleuropas sprechen etwa 100 Millionen Menschen diese Sprache, etwas mehr als die Hälfte davon in der Bundesrepublik, weitere 17 Millionen in der sogenannten DDR, weitere Millionen in Österreich, der deutschen Schweiz und Liechtenstein, im Elsaß und in Deutschlothringen sowie im Großherzogtum Luxemburg und in kleineren, anderen Staaten zugefallenen Gebieten, zu denen auch Südtirol zählt. Und es ist oft und an vielen Stellen ein rechtes Elend mit dieser Sprache oder — da die Sprache selbst kein eigenes Wesen darstellt, sondern eine Schöpfung und ein Ausdrucksmittel des Menschen, ja sogar sein wichtigstes Ausdrucksmittel ist — es ist heute ein rechtes Elend mit den Menschen, die diese deutsche Sprache sprechen und für ihre Entwicklung maßgeblich sind.

Viel mehr als die Menschen anderer Sprachen in der zivilisierten Welt, viel mehr zum Beispiel als die Italiener, hatten die Deutschen nicht immer in ihrer Geschichte, aber doch sehr häufig, den Drang, die Schwäche — möchte ich es nennen — ihre Rede mit Wörtern und Redensarten aus anderen Sprachen, die gerade in Mode sind, zu durchsetzen und zu vermischen.

Das Lateinische der alten Römer war in Mittel- und Westeuropa immerhin die Schriftsprache für Wissenschaft und Kultur gewesen, als die deutschen Stammesmundarten noch keine Schriftsprache hatten. Als diese dann entstand (beginnend um 765 n. Chr. durch „unseren" Arbeo von Mais, den Bischof von Freising, der das erste lateinisch-deutsche Wörterbuch anfertigen ließ), war noch viele Jahrhunderte lang und besonders stark wieder um 1500 infolge des Humanismus, des Wiedererwachens einer Begeisterung für die klassische Kultur, diese deutsche Sprache begreiflicherweise von vielen lateinischen Wörtern durchsetzt, was zum Teil auch heute noch der Fall ist.

Dann kam bis in unser Jahrhundert herauf die Modewelle des Französischen: den Regierenden in Mitteleuropa und in ihrem Kielwasser allen, die feine Leute sein wollten, war die luxuriöse Hofhaltung französischer Könige samt deren Sprache ein nachahmenswertes Vorbild.

Nach einem sprachlich selbstbewußten Zwischenspiel, das vor 170 Jahren begann und vom Turnvater Jahn, der zum Beispiel die Wörter „turnen" und „Volkstum" schuf, bis herauf zum Ende des Zweiten Weltkrieges reichte, ist jetzt mit dem Wechsel des politischen und wirtschaftlichen Schwergewichts das Englische, besonders das US-Englische, zur beherrschenden Sprache geworden.

Aus dem Badebassin wurde nun der „swimming pool", aus dem Pokal der „cup", und eine Mannschaft oder Werkgruppe kann heute im Deutschen fast nur mehr ein „team" sein. Diese Entwicklung ist vom Praktischen her auch deshalb recht unerfreulich, weil es sich häufig um Wörter handelt, deren Aussprache anders ist, als sie im Deutschen zu sein hätte.

Die Ausbreitung des Englischen in anderen Kultursprachen begann damit, daß England die Meere beherrschte und deshalb seine Sprache zur Sprache der internationalen Schiffahrt wurde; als in unserem Jahrhundert dann die Luft-



Holzschnitt von Otto Feil

Ursel Peter:

Europas Lied

Über Europas Erde
tönt ein neuer Sang,
hebt sich aus tausenden Gräbern
wie eherner Glockenklang,
gleicht der wilden Nordsee
urewigem Schicksalslied,
das brausend und fordernd hinüber
nach England zieht,
das weiterschwingt in der Fjorde
und der Fjelde Land,
das noch hinüberläutet
bis an Finnlands Rand;
das Flanderns hohem Himmel
mit hellem Klang erfüllt,
das noch das ferne Island
in seinen Zauber hüllt;
das Spaniens Felsen grüßen,
dem Frankreichs Küste lauscht,
das seine hehren Grüße
bis zur Ägäis rauscht;
dem alle Ströme folgen,
Themse, Maas und Rhein,
und alle silbernen Quellen
bis in die Alpen hinein;
dem Antwort tönt von ferne
mit vollem, stolzem Klang,
der Donau hochgemuter,
urmächtiger Gesang,
die mit ihren Wassern
mahnend ostwärts zieht;
sie alle singen brausend
Europas Lied.
Mögen seine Völker
erwachen an diesem Klang,
mög' es sie stärken und führen
auf ihrem schweren Gang,
daß sie den Haß vergessen,
der sie so lang entzweit,
daß sie zu neuen Ufern,
zu neuem Weg bereit,
Europa, das sein Banner
stolz um die Erde trug,
das auf der Straße der Menschheit
Markstein um Markstein schlug,
noch einmal hochzuhalten
des Abendlandes Schild,
noch einmal zu beschwören
Europas Bild.

Natalie Beer:

Frühling

Kann es sein,
daß die braune Erde
plötzlich ergrünt,
daß der Atem leicht fällt
und das Herz sich beglückt?
Alles ist schön
und die Freude hat Flügel.

Das Innigste begibt sich selbst
und was Schmerz war,
verflog mit der Nacht.

Du hast eine Blüte gefunden,
als Summe unerschöpflichen Seins.
Über dir das Blau fließt
in Wellen stürmischen Föhns
bergentlang und fort in die Zeit.

Werner Schriefer:

Der Sämann

Der Sämann wirft den Blick nach vorn,
ins Ackerland das Märzenkorn.
Er wägt den Schwung, bemißt den Schritt.
Der Segen schreitet spürbar mit.

Der Abend naht, die Arbeit ruht.
Er schaut sich um: die Saat ist gut.
Er wischt sich von der Stirn den Schweiß.
Der Himmel lohne Müh' und Schweiß!

Beizeiten Regen, Sonnenschein,
gut wird im Herbst die Ernte sein.
Wer redlich schafft, kennt keine Not.
Am besten schmeckt das Bauernbrot!

Josef Schneider:

Mond in der Fremde

Über meiner fernen Heimat
scheint nun auch derselbe Mond.
Alles nächtliche Besinnen
er mit seinem Leuchten lohnt.

Allem nächtlichen Gedenken —
Heimat, immer bist du nah —
gibt er, brüderlich im Schenken,
Bilder, die der Tag nicht sah.

Wie du wachst und wie du wanderst,
wach und wandere auch ich,
und ich grüße im Verweilen,
Heimat, unverlorene, dich!

fahrt entstand, übernahm ohne überzeugenden Grund auch sie das Englische als gemeinsame Fachsprache im Luftverkehr. Als solche ist es unersetzlich geworden.

Als vorherrschende Sprache auf dem Gebiet der Wissenschaft wurde das Deutsche nach dem Zweiten Weltkrieg vom Anglo-Amerikanischen überrundet und aus dem Feld geschlagen; der westliche (und oft auch der östliche) Wissenschaftler muß es verstehen, wenn er zu den Hauptwerken seines Fachs Zugang haben will. Nach einer Zeitungsmeldung ist es kürzlich so weit gekommen, daß ein deutscher Wissenschaftler allen Ernstes vorgeschlagen hat, auch auf deutschen Fachtagungen das Amerikanische als Tagungssprache zu verwenden ...; kein anderes Kulturvolk würde uns das nachmachen!

In manchen Teilbereichen hat sich nun das Anglo-Amerikanische sogar der Sprache der Musik bemächtigt; wenn für eine „show" ein „song" benötigt wird, dann ist sein Text am besten englisch ... Unter den Sprachen der Völker hat das Amerikanische für den unvoreingenommenen Zuhörer nach meiner Meinung wohl die häßlichste Aussprache, die Musik nimmt das ohne Bedenken hin.

Alle diese Schwergewichtsverschiebungen, die sich eigentlich auf beschränkte Personengruppen und bei weitem nicht auf die Gesamtheit der deutschsprechenden Menschen beziehen, haben aber auch in der breiten Öffentlichkeit ihre unverkennbare Auswirkung.

Ursache davon ist natürlich nicht die Sprache selbst, sondern es sind die Menschen, die diese Sprache sprechen, und unter ihnen vor allem jener beschränkte Kreis, der mit seiner Sprache, meistens beruflich, die breite Öffentlichkeit — oft sogar täglich und stündlich — beeinflußt: Personen von Zeitung, Funk und Verlagswesen, einschließlich der Hersteller von Schallplatten, Tonbändern und Kassettenrekordern, Politiker, Werberedner usw.

Es läge nahe anzunehmen, daß die englische und US-Besatzung seit 1945 diese sprachliche Entartungswelle ins deutsche Land geschwemmt hat, aber die politische Bevormundung und die Besatzung allein würde dafür nicht ausreichen, die Amerikanismen sind nämlich überallhin vorgedrungen, wo deutsch gesprochen wird: sie sind auch in der deutschen Schweiz zu finden, die nie eine fremde Besatzung gehabt hat, während in der DDR auf gewissen Sachgebieten zum Teil russische Vokabeln auftreten (und deutschen Ausdrücken mitunter von oben her ein veränderter Sinn gegeben wird).

Wer der Erscheinung etwas genauer auf den Grund geht, kommt letzten Endes zur Feststellung, daß ein solches Ausmaß von Sprachentartung doch mit einem deutlichen Verfall des Sprachbewußtseins im Volk zusammenhängen muß. Und das Sprachbewußtsein hängt sicher mit dem Bewußtsein, ein Deutscher oder Deutschsprechender zu sein, das Deutsche als Sprache der Eltern und Vorfahren sein eigen zu nennen, zusammen: also mit einem Selbstbewußtsein volklicher Art, das jedoch durchaus nicht Stolz oder sogar Überheblichkeit zu sein braucht.

Kernursache des Sprachverfalls ist wohl der auf das schreckliche Ende des Zweiten Weltkrieges folgende, fast totale Zusammenbruch des Selbstbewußtseins der Deutschen in allen vier damaligen Besatzungszonen des Reichsgebietes und auch Österreichs.

Das soll nicht heißen, daß der durchschnittliche Bundesdeutsche von heute kein Selbstbewußtsein hätte, es erstreckt sich aber auf Bereiche der Wirtschaft

---

Rupert Amtmann:

Der Durchbruch der Frau

„Hohes Haus! Wenn man die steigenden Schülerzahlen an unseren Mittel- und Hochschulen betrachtet, so kann man nicht umhin, diesen Umstand als eine revolutionäre Erscheinung in unserem Volksleben zu betrachten, die vielleicht die schwerste Schulfrage der Gegenwart ist. Tatsächlich waren heuer schon Bundesmittelschulen gezwungen, über 400 Bewerber abzuweisen."

Eines der brennendsten Probleme der Gegenwart scheint hier berührt, die Schülerexplosion, das Platzen der Hochschulen aus ihren Nähten. Dennoch dürfte sich gerade hier das stets Wiederkehrende der neuzeitlichen Geschichte zeigen. Als mir vor wenigen Jahren Professor Dr. Maria Schneider ein vergilbtes Bündel „Stenographische Protokolle des Nationalrates der Republik Österreich" reichte, meinte sie noch lächelnd, das heutige Leben mit seinen Problemen sei schon damals, vor einem halben Jahrhundert, erkannt worden. „Wir müssen nur in den Protokollen nachlesen", fügte die „große alte Dame" der Österreichischen Landsmannschaft an. Maria Schneider ging im November vergangenen Jahres von uns, 82jährig.

Da finden sich von ihr eingebrachte Gesetzesvorlagen zu sozialen Anliegen, zum Bauspargesetz, zur Ratifizierung eines Vertrages zwischen der Republik Österreich und der Tschechoslowakei über die Sozialversicherung, zur Errichtung einer Hauswirtschaftskammer, zu landwirtschaftlichen Problemen und zur Schaffung eines Tierschutzgesetzes; und natürlich Beiträge zu ihren Hauptanliegen, den Problemen der Schulbildung (wie etwa der Anfang der eingangs angeführten Parlamentsrede) und der Frau in der industrialisierten Gesellschaft.

Es ist ein Stück Pionierarbeit, der wir in den Parlamentsprotokollen begegnen. Heute möchte man uns einreden, Frauenprobleme seien die Entdeckung der siebziger Jahre gewesen, das Werk „emanzipierter" Frauen (jener Streitsüchtigen, die aus Frauen männerähnliche Personen machen wollen). Maria Schneider hatte für solche Wichtigtuereien nur ein Lächeln übrig. „Als ich 1930 in den Nationalrat gewählt wurde, als einzige Frau der kleinen großdeutschen Abgeordnetenriege, war dies fast eine Sensation." Die Sozialdemokraten hatten damals bereits Frauen in ihren Reihen, aber bei den Bürgerlichen war dies noch unbekannt. Unmittelbar nach der Angelobung kam der Fraktionsführer der Christlichsozialen zu Professor Schneider. „Ich beglück-

und dergleichen und leider viel seltener auf Bereiche der eigenständigen deutschen Kultur.

Daß die zivilisierten Völker anderer Sprachen den Sprachverfall nicht annähernd in diesem Ausmaß haben, können wir am leichtesten bei den Italienern feststellen, in deren Sprache und Zeitungen sich wohl vereinzelt Amerikanismen finden, aber nie in großer Menge: der Italiener hat die Kraft behalten, neue Ausdrücke in seine Sprache und Sprechweise einzuschmelzen; so wie um 1500 aus den mitteleuropäischen Landsknechten auf ihren Kriegszügen im Süden in italienischem Munde „lanzichenecchi" wurden, so wurde noch im vorigen Jahrhundert bei uns nach der Meliorierung des Etschtalbodens aus dem für die italienischen Zuwanderer schwer aussprechbaren Dorfnamen Burgstall in ihrer Sprechweise die Bezeichnung „Postal", die Tolomei dann begierig aufgriff und zum amtlichen Ortsnamen erhob.

Auch im Deutschen gab es früher in mehreren Zeitabschnitten diese sprachliche Einschmelzungskraft, durch die zum Beispiel vor weit über 1000 Jahren Verona zu Bern und Mediolanum zu Mailand, aber auch Tridéntum zu Trient geworden ist. Heute gibt es diese Kraft nicht; das muß nicht heißen, daß die deutsche Sprache ihre Selbstbehauptung für alle Zeit eingebüßt hat.

Der Franzose, der England räumlich und geschichtlich am nächsten sitzt, hat in den letzten Jahrzehnten trotz starken sprachlichen Selbstbewußtseins die Mode englischer Wörter in wachsendem Maße zu übernehmen begonnen. Was aber geschah dann in Frankreich? Vor drei Jahren griff der Staat massiv ein und verbot durch Gesetz die Ausdrücke des „franglais" (wie die Vermischung von français und anglais spöttisch genannt wird) in allen amtlichen Schriftstücken; in Presse und Funk, ja sogar in Schriftstücken des Wirtschaftslebens, wie Handelsrechnungen, stellte er sie unter Geldstrafe.

Wir Deutsche sind von einer solchen staatlichen Zwangsmaßnahme weit entfernt; bisher ist sogar die notwendige zeitgemäße Vereinfachung der deutschen Rechtschreibung letzten Endes daran gescheitert, daß nicht ein Staat, sondern mehrere Staaten zugleich (einschließlich DDR) sich darauf einigen und sie durchsetzen müßten.

Der sprachliche Umschwung kann da nur vom kulturellen Selbstbewußtsein des einzelnen Sprachträgers kommen; wenn nach mehreren Jahrzehnten geistiger Fremdhörigkeit dieses nun langsam entstünde, besonders bei den Sprachträgern der Massenmedien, der Politik und der Wirtschaft, natürlich auch der Schule, dann gäbe es eine greifbare Hoffnung, daß die deutsche Sprache mit neuer, eigener Kraft ihren Weiterweg nehmen könnte und nicht mit immer neuen modischen und vermeintlich unersetzbaren und unübersetzbaren Anleihen beim Anglo-Amerikanischen, die unverändert und in fremder Aussprache ins Deutsche übernommen werden: match, service, marketing, leasing, manager, know how, image, fan und viele viele andere; sie sprachgerecht anzupassen — wie das die anderen Kulturvölker tun —, deutsche Ausdrücke dafür zu finden und einzuführen, ist einfach eine Frage selbstbewußter geistiger Kraft und gesunden Sprachgefühls. Diese Eigenschaften sind uns offensichtlich abhanden gekommen und ihr neuerliches Entstehen ist recht schwierig: Selbstbehauptung ist kulturell seit Jahrzehnten nicht mehr gefragt! Aber fast jede Modewelle verebbt einmal und macht anderen Strömungen Platz; die Hoffnung für die Wiedergesundung des deutschen Sprachgefühls kann und muß aufrecht bleiben!

---

wünsche Sie — und, zugegeben, Ihnen haben wir es zu verdanken, daß nun auch eine Frau in unserer Fraktion sitzt", erzählte Maria Schneider von ihrem ersten Parlamentstag. Denn als die Christlichsoziale Partei im Wahlkampf sah, daß die Großdeutschen eine Frau an vorderster Stelle gereiht hatten, wurde die eigene Liste schnell umgereiht und ebenfalls eine Frau in die „sicheren" Mandate hineingenommen.

Der Durchbruch der Frau im Nationalrat war geschafft. Und Maria Schneider prägte mit am Bild der Frau, die sich bewußt ihrer Stellung in der Familie, bewußt ihres Weiblichen war. Gleichzeitig sollte aber gerade die Mutter und Ehegefährtin darauf achten, daß die Familie nicht in den Rädern der täglichen Gewerbe- und Industriearbeit zerrieben werde. Erst vor kurzem fiel mir ein derartiges, etwas kämpferisch gehaltenes Buch in die Hände. Wir standen in der Wohnung Maria Schneiders, nach ihrem Tod. Bücher über Bücher waren da, für Südtirol, für die Bibliothek der Landsmannschaft, für die Nachwelt bestimmt. „Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen" hieß diese Schrift, Erscheinungsdatum 1908. Ja, schon damals gab es eine Schrift, die sich mit dem Gegensatz von „Familieninteresse und Produktionsinteresse" auseinandersetzte.

„Die Frauenbewegung setzt sich das Ziel, den Kultureinfluß der Frau zu voller innerer Entfaltung zu bringen", wird in diesem Buch das Programm des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins angeführt. Maria Schneider setzte mit Bleistift an den Rand dieser Seite hinzu: „Ziele: Entwicklung der freien Persönlichkeit und dann der Allgemeinheit zur Verfügung stehen".

Karl Emmert:

Auferstehung

Wie grobes Steinsalz, roh und ungereinigt,
schmilzt Märzenschnee ins
Grasgemoder hin,
wo er sich dem vergangnen Jahr vereinigt.
Die Frühlingssonne glitzert bunt darin,

und stiehlt sich heimlich in den steifen Boden,
um, losgeküßt vom atemwarmen Wehn,
mit einem Heer von duftbeseelten, roten
und gelben Blumen wieder aufzugehn.

Hans Carossa:

An ein Kind

Schnee fiel auf das Haus deiner Mutter.
Sie wußte noch nichts von dir,
noch nicht, mit welchen Augen
du blicken würdest auf sie.

Sie ging durch den Tag oft so bang,
als ob ihr ein Leid von dir drohte,
und hielt ihre schwachen Hände
doch schützend über dein Blut.

Wie Wettermorgen die Sonne
trug sie dein Los aus dem Dunkel.
Du warst noch nicht auf Erden
und doch schon überall da.

Hans Bahrs:

Tröste dich!

Erhebe dich aus dem Staub,
in den dich das Schicksal
wieder und wieder geworfen!
Es gibt Menschen,
die ziehn ihre Straße
lachenden Angesichts,
denn jedes Fallen
stärkt ihren Willen,
gibt ihnen Kraft,
noch einmal
und immer wieder
den Aufbruch zu wagen.
Wer das Elend nicht kennt,
die Not und Verzweiflung
des Herzens,
wie vermöchte er wohl,
das Licht der Sonne zu schauen
in Dankbarkeit
und jeden Tag zu beginnen
mit neuem Mut,
das Seine zu geben,
daß sein Werk ihm gelinge,
so gut er vermag?
Tröste dich!
Es gibt eine Kraft,
die dich zeichnet und segnet.

Walter Kainz:

Im Werk

Aus langen Hallen, deren Seitenwände
befenstert sind mit dunkelgrünem Glas,
dringt Motorlärm, und manchmal geistern
Brände
aus Ofenmündern, die sich wie zum Fraß

im Dunkel öffnen, bis bemühte Hände
sie eilends füttern. Kräne, angstvoll blaß
im grellen Blitz des Feuers, ziehn behende
geglühtes Eisen aus der Formen Maß.

In hundert Ecken rollen rastlos Räder.
Die Menschen scheinen klein im Hexentreiben:
am zugeteilten Platz ein Rad auch jeder.

Und draußen, wo die Autos stehen bleiben,
legt sich ein Schornsteinschatten, rutenschlank,
quer über eine leere Wartebank.

Karl Pois zum 80.!

Es ist an der Zeit, unserem Freund Karl Pois zum 80. Geburtstag die herzlichsten Wünsche zu entbieten, der in alter Frische, wenn sich auch der unvermeidliche „Zahn der Zeit" bemerkbar macht, sein Alter genießt. Vier Kinder und eine größere Enkelzahl verschönern sein Leben. Wir hoffen, daß Karl Pois noch viele Jahre sein Leben in Zufriedenheit verbringen möge.

Was Direktor i. R. Pois für unser Volk als Wanderlehrer des Deutschen Schulvereins Südmark, als AH des Akademischen Corps Saxonia zu Wien, als Mitarbeiter des Freiheitlichen Akademikerverbandes und nicht zuletzt als Leiter des freiheitlichen Studentenheimes geleistet hat, wurde zu seinem 75. Geburtstag gewürdigt. Wie vor fünf Jahren wollen wir dem Geburtstagskind ein herzliches „ad multos annos" zurufen! Walter Klemm

Robert Hamerling

Der nachmalige Dichter Robert Hamerling wurde 1830 als Rupert Hammerling in Kirchberg am Walde im nördlichen Waldviertel geboren. Sein Vater war Weber. Seine Bildung erwarb er im Stift Zwettl und am Wiener Schottengymnasium. Waren die Erfolge des Schülers durchwegs gut gewesen, so blieb dies auf der Universität nicht so, da diese zwei Jahre vor der großen Revolution von 1848 unter der vormärzlichen Tyrannei des Metternichregimes nur eine Satire auf jeden Fortschritt in Wissenschaft und Forschung bot. Schon im Schottengymnasium, einem Hort wahren Deutschtums in jenen Tagen, war in Hamerling ein erstes Mal jene glühende nationale Begeisterung erwacht, die sein ganzes späteres Leben und Streben kennzeichnen sollte. Er widmete seinem Volke eine sechsstrophige, metrisch hervorragende Hymne, in der er in jugendlich-flammender Begeisterung sein Volk rühmt und sich glücklich preist, ihm angehören zu dürfen:

„Heil auch mir, daß ich deinen Sohn
Froh im Liede mich nennen darf."

Robert Hamerling wird Mitglied der „Dichtergilde Teutonia", in der er alsbald glänzt, und durch Vermittlung eines Bundesbruders wird 1848 Hamerlings erstes Gedicht gedruckt. Etwas später vertraut er seinem Tagebuch an: „... im September 1848 mach ich mich auf den Weg nach Deutschland ... ich möchte gern mein Vaterland sehen ..."

Als im Spätfrühling dieses schicksalsträchtigen Jahres Erzherzog Johann zum deutschen Reichsverweser gewählt wird, grüßt ihn der junge Dichter mit hymnischen Versen:

„Heil uns, du kommst, dich unserm Glück zu weihn,
Und als die schönste Blume laß im Flore
Des Gartens unsrer Freiheit blühn
Die Farbenpracht der deutschen Trikolore."

Als Mitglied der akademischen Legion bezieht Hamerling wiederholt auf der Universität Wache. Das „Kriegsjahr im Dienste der Freiheit", wie der Dichter jene Zeit in seiner Lebensrückschau nennt, verstreicht und er widmet sich nun gründlich seinen Studien. Er betreibt ein akademisches Breitenstudium und schließt 1854 mit der Lehramtsprüfung aus klassischer Philologie ab. Nacheinander unterricht Hamerling an den akademischen Gymnasien in Wien und Graz, und geht dann im Frühjahr 1855 für zehn Jahre nach Triest. Die Lehrtätigkeit war für ihn allerdings nichts anderes als ein ungeliebter Brotberuf, und so kam ihm die gesundheitlich bedingte Unterbrechung 1856/57 eben recht, um sich wieder ganz der geliebten Kunst widmen zu können. Von nun an folgte Werk auf Werk in ununterbrochener Kette. „Venus im Exil" machte den Anfang, gefolgt von der Gedichtsammlung „Sinnen und Minnen". „Ein Schwanenlied der Romantik" schließt sich an, sowie der „Germanenzug", den Hamerling in nur elf Tagen niederschrieb. War der Dichter im „Schwanenlied" mit seiner Zeit und seinem Volk hart ins Gericht gegangen, hatte die Vergötzung des Mammons angeprangert, so wies er im „Germanenzug" den Weg in die Zukunft, indem er die Sendung des deutschen Volkes preist.

In den folgenden Werken „Ahasver in Rom", „Der König von Sion" (diese beiden in epischer Form und von Zeitgenossen Goethes „Hermann und Dorothea" gleichgestellt) und dem Drama „Danton und Robespierre", schildert Hamerling drei, zeitlich voneinander weit getrennte, geschichtliche Epochen des Verfalles und Übergangs, und hält dergestalt seiner Zeit einen Spiegel vor. Alle Gestalten sind allerdings vom Dichter deutlich idealisiert, mitunter sogar verharmlost, verglichen mit ihrem historischen Urbild.

Mittlerweile war Hamerling aus gesundheitlichen Gründen in den frühzeitigen Ruhestand versetzt worden, hatte sich nach Graz zurückgezogen und so konnte er sich bis zu seinem Tode am 13. Juli 1889 seiner Kunst widmen.

Sein letztes großes Werk, vielleicht sein bedeutendstes überhaupt, ist der Roman „Aspasia". In ihm bietet Robert Hamerling ein hochpoetisches Idealbild Griechenlands im fünften vorchristlichen Jahrhundert. Er verdichtet die historischen Ereignisse zu einem dichterischen Kolossalgemälde. Die Titelheldin trägt sowohl Züge der älteren als auch der jüngeren Aspasia, sie mutet insgesamt, da sie auch noch Vorkämpferin der Frauenbewegung ist, romantisch-jungdeutsch an. Hamerling macht sie zur Verkörperung hellenischen Wesens schlechthin. In „Aspasia" äußert sich Hamerlings allgegenwärtiger, ästhetischer Idealismus in seiner reinsten und unmittelbarsten Form. So hell und freundlich aber insgesamt die Grundstimmung von „Aspa-

Gedenktage im März 1980

Wir grüßen zu ihrem Geburtstag

den Wanderlehrer des Deutschen Schulvereins Karl Pois (80.) 7.
den Volkstumsarbeiter Otto Kanold (75.) 14.
die Kammersängerin Hilde Konetzni (75.) 21.
den Turngeschichtler und Sprachpfleger Erwin Mehl (90.) 28.
den Schriftsteller Ernst Jünger (85.) 29.

Wir denken an den Geburtstag

des Malers und Graphikers Ferdinand Staeger (100.) 13.
des Schriftstellers Frank Thieß (90.) 13.
des Schriftstellers und Nobelpreisträgers Paul von Heyse (150.) 15.
der Schauspielerin Elisabeth Flickenschildt (75.) 16.
des Dichters R. Hamerling (150.) 24.
des Komponisten F. Marschner (125.) 26.
des Schriftstellers Franz Schauwecker (90.) 26.

Wir gedenken des Todestages von

Eugen Klöpfer, Schauspieler (30.) 3.
Alfred von Tirpitz, Großadmiral (50.) 6.
Dr. Karl Lueger, Bürgermeister (70.) 10.
Rudolf von Alt, Maler (75.) 12.
Raimund F. Kaindl, Historiker (50.) 14.
Eduard Pichl, Alpinist (25.) 15.
S. Lagerlöf, schwed. Dichterin (40.) 16.
Anselm Salzer, Literaturhist. (50.) 18.
Hermann Burte, Dichter (20.) 21.
Gottfried Rothacker, Schriftst. (40.) 22.
Fritz Klimsch, Bildhauer (20.) 30.

Wir rufen ferner in Erinnerung

Vor 90 Jahren wurde am 20. März 1890 Fürst Otto von Bismarck aus seinen Ämtern entlassen.

Vor 60 Jahren bekannten sich bei der Volksabstimmung am 14. März 1920 80 Prozent in Südschleswig als Deutsche.

Vor 50 Jahren errang am 25. März 1930 der Dampfer „Europa" des Norddeutschen Lloyd das Blaue Band des Ozeans (Bremen — New York 4 Tage 6 Stunden).

Vor 35 Jahren wurde am 7. März 1945 Köln von den Amerikanern besetzt. Am 12. März wurde Wiens Innenstadt mit einem amerikanischen Bombenteppich belegt (1045 Tote).

Vor 25 Jahren nahm am 31. März 1955 die Deutsche Lufthansa wieder den innerdeutschen Flugverkehr auf.

Vor 10 Jahren wurde am 31. März 1970 der deutsche Botschafter in Guatemala Karl Graf Spreti als Geisel ermordet.

sia" ist, gegen Ende muß sie der Finsternis weichen, die über Uneinigkeit und Kleinstaaterei liebt. Der Dichter läßt den Bezug zu seiner Gegenwart nicht vermissen.

Ein unbequemer Dichter für viele Zeitgenossen. Er paßt rein gar nicht in jenes Feindbild vom Deutschen, das von den siegreichen Nationen zweier Weltkriege beflissen um den Erdball getragen wurde; aber gerade aus diesem Grund scheint es uns wichtig, den Werken des Robert Hamerling wieder weitere Verbreitung zu verschaffen, der mit leidenschaftlicher Liebe an seinem großen deutschen Volk und seiner engeren österreichischen Heimat hing. Alfred Hermann

Helwig Adolph-Auffenberg-Komarów:

Dr. Karl Lueger

Das Leben dieses Mannes erlosch am 10. März 1910 im Alter von 65 Jahren. Es war ein zäh erarbeiteter Aufstieg, denn aus eigener Kraft hatte es der Kleinbürgersohn erreicht, zu den bedeutendsten Persönlichkeiten des Habsburgerreiches aufzusteigen. Mit Luegers Bürgermeisterära (1897—1910) verkörpert sich eine Hochblüte Wiens, der Eintritt dieser Stadt in die neue Zeit. Die wichtigsten Maßnahmen seien aufgezählt: Hochquellewasserleitung, Elektrifizierung der Straßenbeleuchtung, Kommunalisierung des vordem in Privatbesitz gewesenen Straßenbahnwesens und schließlich der an Otto Wagner ergangene Auftrag zum Bau der Stadtbahn. Sogar Kaiser Franz Joseph, der sich anfänglich dreimal gewehrt hat, Dr. Lueger als Bürgermeister zu bestätigen, war sich später bewußt, was er an diesem Bürgermeister hatte; er ernannte ihn zum Geheimen Rat und verlieh ihm das Großkreuz des Leopoldsordens.

Der 1870 zum Dr. juris promovierte Lueger wollte ursprünglich Rechtsanwalt werden, entschloß sich aber dann aus seiner antimarxistischen Weltanschauung heraus, ein Christlichsozialer zu werden. Da er die Marxisten für die Totengräber der freien Wirtschaft hielt, baute sich Lueger eine politische staatstragende Gruppe auf: die auf den gemeinwohlbedachten Ansichten Karl von Vogelsangs fußende „Christlichsoziale Partei". Als deren Fraktionsleiter wirkte Lueger gegen alle zentrifugalen und deutschfeindlichen Machenschaften, er war auch tätiges Mitglied des Wiener Deutschen Schulvereines. Lueger war zwar ein Feind der preußophilen Schönerer-Bewegung, aber ein glühender Anhänger des Bündnisses mit dem Wilhelminischen Deutschland, in dem er den sicheren Garanten für die Behauptung des Habsburgerreiches und der Erhaltung des Charakters Wiens als deutsche Großstadt sah. In diesem Sinne ist auch seine Reichstagsrede vom 13. Feber 1901 zu verstehen, wo er mit jenen Volksgenossen abrechnete, die sich ihre Nationalität stehlen lassen würden, sie als Feiglinge bezeichnete, die nicht verdienen, auf dieser Welt zu sein! Er sagte zum Schluß: „Bei uns sind wir deutsche Leute und wollen es bleiben, solange wir leben!"

Großadmiral Alfred von Tirpitz

Als der in Küstrin geborene Großadmiral Alfred von Tirpitz am 6. März 1930 im Alter von 81 Jahren in Ebenhausen bei München starb, verstummte mit ihm die Überzeugung, von der politischen Führung des kaiserlichen Deutschland nicht verstanden worden zu sein. Seine zweibändigen Erinnerungen „Politische Dokumente" (Deutsche Ohnmachtspolitik im Weltkrieg, 1924—1926) weisen dies aus. Tirpitz war seit 1897 Staatssekretär des Reichsmarineamtes, Flottenbauleiter jener Marine, in der er seit 1865 gedient hatte. Sein Grundgedanke war eine starke deutsche Marine, sowohl der Kriegs- als auch der Handelsflotte. Bei seinem kaiserlichen Herrn Wilhelm II. fand er große Marinebegeisterung, dagegen hatte er es schwer mit seinem Widersacher, dem Reichskanzler Theobald von Bethmann-Hollweg.

Tirpitz war Verfechter des Risikogedankens, der da besagt, eine starke deutsche Seemacht werde Großbritannien eher vom Krieg abhalten als eine schwache Flotte. Dennoch ist dieses Großbritannien in den Ersten Weltkrieg eingetreten, obwohl die Flotte Deutschlands damals schon sehr mächtig war. Die Bemühung von 1912, mit Lord Haldane zu einer Vereinbarung hinsichtlich des Flottenverhältnisses Deutschland — Großbritannien zu gelangen, ist aus unterschiedlichen Gründen gescheitert.

Wichtige Kriterien der Marinekriegsgeschichte sind die Frage des von Tirpitz betriebenen uneingeschränkten U-Bootkrieges wie der baldige Einsatz der deutschen Kriegsflotte, die man als Instrument eines erhofften Siegfriedens möglichst unversehrt bewahren wollte. Die Schlacht am Skagerak (Ende Mai 1916) hat aber bewiesen, daß diese Flotte trotz zahlenmäßiger Unterlegenheit sehr schlagkräftig war.

Großadmiral von Tirpitz war nach dem Ersten Weltkrieg von 1924 bis 1928 deutschnationaler Reichstagsabgeordneter, nachdem er schon 1917 zusammen mit Kapp die Deutsche Vaterlandspartei gegründet hatte. Der würdige alte Herr mit dem typischen w-förmigen Bart ist auf jeden Fall ein großer Mann der deutschen Marinegeschichte gewesen. Bitter beklagte er sich in seinen Erinnerungen „Das deutsche Volk hat die See nicht verstanden. In seiner Schicksalstunde hat es die Flotte nicht eingesetzt".

Helwig Adolph-Auffenberg-Komarów

Wolfgang Schubert:

Der alte Baum

Den alten Baum hat noch kein Blitz zerspellt,
kein Sturm geworfen, keine Axt gefällt.
Die Wurzeln finden, schon jahrhundertalt,
im Urzeitboden Nahrung und den Halt.
Die Äste stehen eng gedrängt und dicht
und gönnen kaum einander Luft und Licht.
Der mächt'ge Stamm erscheint von außen stark,
doch dringt das Gift der Fäulnis tief ins Mark
mit Höhlen, morschem Holz, Befall und Kot,
sodaß am Ende die Vernichtung droht.
Und dennoch sprießen frisch und ohne Rast
stets junge Triebe neu aus jedem Ast.
Europa, alter Baum, das Schicksal mag
dir oft gewähren deinen hellen Tag.
Noch gibt es Echtes, nicht nur leeren Schein,
wir wollen deine grünen Zweige sein.

Ferdinand Staeger

Als Vierzehnjähriger kam Ferdinand Staeger, der am 13. März 1880 im mährischen Trebitsch geboren worden war, an die Webereifachschule nach Brünn und 1896 an die Kunstgewerbeschule nach Prag. Prag beeindruckte den jungen Künstler derart, daß auch sein späteres Werk durch diese Stadt geprägt wurde. 1907 malte er die Kirche von Neuern im Böhmerwald mit Fresken aus, und das Honorar erlaubte es ihm dann, in die Kunststadt München zu übersiedeln. Bald gehörte er zu den bekanntesten Münchner Illustratoren. Nach dem Ersten Weltkrieg, den er als Kriegsmaler mitgemacht hatte, sprach er mit seinen mystischen Wald- und Baumvisionen, seinen beseelten Landschaften und seiner tief empfundenen Mensch-Natur-Beziehung, kurzum mit seinem „mystischen Realismus" vor allem die deutsche Jugendbewegung an.

Er gründete die Münchner Künstlergenossenschaft und war im Münchner Kunstleben bekannt und wichtig. Von 1932 an lebte er eine Zeitlang wieder in seiner Heimat, die er auch zuvor öfter aufgesucht hatte. Im Zweiten Weltkrieg wurde er in München ausgebombt, und sein Landstudio in Penzberg ging bei Kriegsende in Flammen auf. Er mußte dann im Speicher eines Einödhofes hausen, bis er in Waldkraiburg 1957 eine Wohnung bekam. Dort stand er bis zu seinem Tod am 12. September 1976 täglich mehrere Stunden an der Staffelei.

Mitteilungen des Sudetendeut. Archivs

Das Leben

Wer wußte je das Leben recht zu fassen,
wer hat die Hälfte nicht davon verloren
im Traum, im Fieber, im Gespräch mit Toren,
in Liebesqual, im leeren Zeitverprassen?
Ja, der sogar, der ruhig und gelassen,
mit dem Bewußtsein, was er soll, geboren,
frühzeitig einen Lebensgang erkoren,
muß vor des Lebens Widerspruch erblassen.

August von Platen-Hallermund

Professor Erwin Mehl — ein Neunziger

Im März 1890 wurde Fürst Bismarck gestürzt und damit ein bedeutender Abschnitt preußisch-deutscher Geschichte abgeschlossen und eine ganz neue Zeit eröffnet, die freilich nicht immer im erhebenden Sinne verlief. Zwei Weltkriege mit den damit verbundenen Niedergängen und allmählichen Aufstiegen stecken in diesen neunzig Jahren: die Zerstörung der österreichisch-ungarischen Monarchie wie des Wilhelminischen Kaiserstaates, und ein Menschenalter später die Zerstückelung Deutschlands. Diese spannungsgeladene Zeit umfaßt auch deckungsgleich das Menschenschicksal eines deutschen Mannes aus Österreich: Universitätsprofessor Dr. Erwin Mehl. Was dieser Mann in seinem langen Leben auf den verschiedensten Gebieten geleistet hat, ist überwältigend.

Es ist in Festschriften aus früheren Anlässen gewürdigt worden und kann in diesen Blättern weitgehend als bekannt vorausgesetzt werden: Ein Mensch, der stets körperliche Leistungsfähigkeit mit geistigem Bewährungsdrang verbunden hat, ein kriegserprobter Soldat aus dem Ersten Völkerringen, ein Gymnasiallehrer mit fünf Lehrbefähigungen, ein Turner und Bergsteiger, ein Mann des gesunden Lebens ohne Alkohol und Nikotin; ein glühender Vorkämpfer für die Reinheit der deutschen Sprache, ein Kenner aber auch der klassischen Philologie. Nach der Tätigkeit als Lehrer am Gymnasium ein hervorragender Turnerzieher an der Wiener Universität.

Mehl war der erste Universitätsprofessor für Lehre und Geschichte der Leibesübungen. Zu dieser höchst verdienten Stellung hat ihm, trotz im Zwischenstaat Österreich geleisteter Anfänge, erst das Dritte Reich verholfen. Aber eben dieses Reich aller Deutschen, das den Leibesübungen so viel Gewicht, zum Teil aus wehrpolitischen Gründen, eingeräumt hat, hat auch eine andere Tat gesetzt, die Professor Mehl aufs tiefste in seiner Deutschgesinnung verletzen mußte: Es hat 1941 die altgewohnte, wunderschöne, deutsche Frakturschrift (von Mehl Bruchschrift genannt) mit einem Federstrich beseitigt: wir haben seither fast vierzig Jahre erlebt, in denen diese von den Vätern überkommene erste von zwei deutschen Schriften nicht mehr an den Schulen gelehrt wird.

Professor Dr. Erwin Mehl, der schon fast seit einem Menschenalter die „Wiener Sprachblätter" als Sprachrohr des von ihm geleiteten Vereines „Muttersprache" autoritär herausgibt und damit rund zweitausend deutschen Beziehern im In- und Ausland eine wichtige Botschaft gibt, hat dem Kampf um diese Schrift, in der bis 1938 der größte Teil unseres nationalen Schrifttums erschienen ist, seinen Lebensabend gewidmet. Er setzt sich aber darüber hinaus in wehrhafter Weise auch für die Reinheit der deutschen Muttersprache und für die Kenntnis ihrer Wurzeln ein. Erwin Mehl wird gewiß einst zu den bedeutenden Sprachreinigern unserer Nation gezählt werden, sein Ansehen besteht diesseits und jenseits der Grenzen. Wie ein Herrscher steht er seinem Wirkungsbereiche vor und macht sein gewaltiges Wissen all jenen nutzbar, die von diesem Born trinken wollen.

Man muß die Tatkraft dieses Mannes bewundern und auch zur Kenntnis nehmen, daß in seiner Person die Gleichung Körper und Geist aufgegangen ist. Allein die Herausgabe der „Wiener Sprachblätter" bedeutet ein Tagwerk, das diesem alten Mann kaum Freizeit läßt. Wir wünschen ihm weiterhin Schaffensfreude und gesunde Jahre. Nur möge einem Idealisten und Kämpfer wie ihm die Stunde erspart bleiben, da die derzeit in Gang gekommenen Umwälzungen des Buch- und Zeitungsdruckes den Rest all jener schriftmäßigen Ideale hinwegfegen, die da noch geblieben sind. Dank also und Glückwunsch zum runden Lebensfest! Robert Hampel

---

Vom Umweltschutz zur Umweltpolitik

Umweltschutz ist ein recht verständliches Anliegen: Wir alle wollen weniger Staub und Schwefel in der Luft, weniger Öl und Quecksilber im Wasser, weniger Gestank und Lärm in der Stadt, weniger Gift und Chemie in den Lebensmitteln. Das Wort Umweltschutz verleitet jedoch zu einem fatalen Irrtum. Es geht nicht darum, die Umwelt — den Wald, das Wasser, die Luft, den Boden, die Pflanzen und Tiere, die ganze Natur — zu schützen, aus Mitgefühl mit der Kreatur oder aus Schönheitssinn; und dafür unser schwerverdientes Geld auszugeben und auf allerlei Bequemlichkeit zu verzichten, sondern es geht um unser eigenes Schicksal. Nach einer französischen Studie machen die Umweltschäden etwa 5 bis 6 % des Bruttonationalproduktes aus.

Noch vor einigen Jahrzehnten schienen diese Leitgedanken des klassischen Naturschutzes zu genügen, so wie sie von Tier- und Pflanzenfreunden, Bergsteigern und sonstigen naturverbundenen Menschen vertreten wurden. Ihnen allen ging es darum, Natur zu bewahren, um so das Naturerlebnis als Ausgleich zum städtisch-industriellen Dasein zu sichern. Daher das Pflückverbot für seltene Blumen, das Jagdverbot für bedrohte Tierarten, die Schaffung von Naturschutzgebieten und Nationalparks. Das alles war und ist wichtig, aber gleichsam nur ein bescheidenes Eckchen in dem großen Gebiet, das wir viel lieber U m w e l t p o l i t i k nennen möchten. Umweltpolitik — das ist die Summe aller Bemühungen, unsere natürlichen Lebensgrundlagen zu sichern.

Und damit sind wir beim Kern des Problems: Umweltschutz, so wie er bisher verstanden wurde, ist Kosmetik, bestenfalls Symptombehandlung. Er kann die Grundfrage, die Sicherung unserer Lebensgrundlage, nicht lösen, wenn nicht zugleich eine tiefgreifende Änderung unserer Wirtschaftsweise angesteuert wird: Die Halbkreiswirtschaft — der rasche Verbrauch der Energieträger und Rohstoffe, mit denen unsere Erde nur einmal ausgestattet ist, und die Rückgabe unverdaulicher Abfälle und mörderischer Gifte an die Natur — muß gebremst werden und in absehbarer Zeit zu Ende gehen. Sie muß durch eine Kreislaufwirtschaft ersetzt werden. Von einer Energie- und Rohstoffwirtschaft, die sich die erneuerbaren oder — nach menschlichem Zeitmaß — wirklich unerschöpflichen Energieformen und Materialien zunutze macht: Sonne, Wind und Wasserkraft, Erdwärme und Schwerkraft, pflanzliche und tierische Rohstoffe. Metalle und Mineralien müssen wiedergewonnen und wiederverwertet, Gifte vor der Rückführung in die Natur abgebaut werden.

Werfen wir einmal einen Blick auf unsere Geschichte: Der Mensch, so wie wir ihn heute kennen, existiert seit etwa zwei Millionen Jahren. Von diesem Zeitraum hat er 1,990.000 Jahre als Jäger und Sammler in einer Kreislaufwirtschaft verbracht. Vor 10.000 Jahren wurde die Landwirtschaft erfunden, die bis vor hundert Jahren auch noch weitgehend Kreislaufwirtschaft war. Das Industriezeitalter, die eigentliche Halbkreiswirtschaft, währt noch keine 200 Jahre, also ein Zehntausendstel der bisherigen Lebenszeit des Menschengeschlechts. Das ist sehr wenig. Wer wagt zu behaupten, daß es ab nun immer so bleiben kann?

Umweltpolitik, das ist Einsatz aller schöpferischen Kräfte zur notwendigen Kursverbesserung. Kein Streben zurück in die Steinzeit, wie die blinden Wachstumsfanatiker und phantasielosen Technokraten den Leuten einreden wollen, sondern im Gegenteil: weitere Erforschung der Naturgesetze, um dann die neugewonnenen Kenntnisse in neue Technologien umzusetzen und in einer neuen Wirtschaftsweise praktisch anzuwenden, die so wie früher im Einklang mit der Natur, doch auf einer höheren Ebene des Wissens, auf lange Zeit den Fortbestand des Menschen in Freiheit und Würde zu sichern vermag.

Quelle: „Solidarität", Nr. 572

Was ist bedeutsam, was ist geringe?
Erst in der Wirkung wird sich's ergeben.
Heilsamer als „große Dinge"
scheint mir, die Dinge groß zu erleben.

Franz K. Ginzkey

Allgemeiner Deutscher Kulturverband
Hauptgeschäftsstelle: 1070 Wien VII, Lindengasse 42, Tel. 0222 / 93 91 26
Geschäftsstelle BR Deutschland: D 8990 Lindau, Postf. 3128, Tel. 08382 / 12 40

Wilhelm Grehl:

Licht und Schatten über Nordschleswig

Nachdem sich am 10. Februar zum sechzigsten Male der Tag jährte, an dem Nord-Schleswig durch eine Abstimmung an Dänemark fiel, ist es angebracht, einen kurzen Blick auf die heutige Lage der deutschen Volksgruppe in Nord-Schleswig zu werfen:

Nach schwerer Verfolgung, Einschüchterung, Ausweisung und Abwanderung in den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg konnte sich die deutsche Volksgruppe ab 1955 infolge der Bonn-Kopenhagener Erklärungen festigen, und zählt heute etwa 25.000 Angehörige, also etwa zehn Prozent der Bevölkerung.

Die Volksgruppe, deren fester Kern der Bund deutscher Nordschleswiger darstellt, der gleichzeitig auch Trägerorganisation der Schleswigschen Partei ist, verfügt derzeit über 26 Kindergärten mit 640 Kindern, 18 Schulen mit 1506 Schülern und über ein Deutsches Gymnasium in Apenrade. Alle diese Einrichtungen werden durch örtliche Schulvereine unterhalten, die im Deutschen Schul- und Sprachverein für Nordschleswig zusammengefaßt sind.

Aber auch auf wirtschaftlichem, sozialem, kulturell-wissenschaftlichem und jugendpflegerisch-sportlichem Gebiet ist die Volksgruppe durch eigene Vereinigungen mit Erfolg tätig. Der Bereich der Volksgruppenpresse verdient gleichfalls größte Beachtung; vor allem ist die Tatsache bemerkenswert, daß der Bund deutscher Nordschleswiger bzw. der Deutsche Presseverein eine eigene Tageszeitung herausgibt, eine für eine Volksgruppe dieser Größenordnung einmalige Leistung.

Lassen diese aufgezeigten Tatbestände den Schluß zu, daß die deutsche Volksgruppe Nordschleswigs bestens gerüstet ist, frei und unbehelligt wirken kann, und somit ein leuchtendes Vorbild für andere bietet, so sollen dennoch die Schatten, die drohend über sie fallen, nicht unbesprochen bleiben:

Zwei Probleme vor allem gibt es für die deutsche Volksgemeinschaft. Eines davon ist die Frage der parlamentarischen Vertretung. Während nämlich die Schleswigsche Partei bzw. die Volksgruppe in 10 oder 23 Großgemeinden, insbesondere im Süden des Gebietes und in den 4 Städten Hadersleben, Apenrade, Sonderburg und Tondern, und im Amtsrat (etwa den Kreistagen vergleichbar) mit Mandataren vertreten ist, besitzt sie seit 1979, wie schon zwischen 1964 und 1973, keine Abgeordneten im Folketing (Parlament). Nur vorübergehend von 1973 bis 1979 stellte sie infolge von Wahlbündnissen mit den dänischen Zentrumsdemokraten einen Mandatar (Jes Schmidt).

Als nach dessen Tod am 1. August 1979 im Hinblick auf die Folketingwahlen vom 23. Oktober 1979 erneut Verhandlungen seitens der Schleswigschen Partei mit den Zentrumsdemokraten geführt wurden, die am 3. Oktober 1979 mit einem Wahlübereinkommen ihren Abschluß fanden, und die Delegierten der Schleswigschen Partei am 4. Oktober 1979 den Landwirt Peter Wilhelmsen und den Arzt Dr. Uwe Möller kürten, brachen die dänischen Zentrumsdemokraten am 5. Oktober 1979 ihre bereits gegebenen Zusagen und lehnten sowohl Wilhelmsen wegen seines freiwilligen Fronteinsatzes bei der Waffen-SS als auch Dr. Möller wegen der volkspolitischen Tätigkeit seines Vaters, Dr. Jens Möller (Abgeordneter 1939—1943, Volksgruppenführer 1938—1945), als Kandidaten ab.

Dies bewies, daß sogar bei den „europäischen" Zentrumsdemokraten noch immer der Ungeist nationaler Intoleranz vorherrscht. Außerdem wurde damit die grundsätzliche Untauglichkeit des politischen Hucke-Pack-Verfahrens klargestellt; die Reaktion der Volksgruppenvertreter spricht dafür. Sie lehnten die Nennung von anderen, den Dänen genehmeren, Wahlbewerbern am 8. Oktober 1979 ab, und stellten sich geschlossen hinter Wilhelmsen und Dr. Möller. Dies kann der Volksgruppenführung unter den gegebenen Umständen, und ausländischen Einflüsterungen zum Trotz, nicht hoch genug angerechnet werden.

Allerdings wäre es vielleicht noch günstiger gewesen, anstatt auf die Teilnahme an der Wahl zu verzichten, mit Wilhelmsen und Dr. Möller selbständig anzutreten, wenn auch der Mißerfolg abzusehen gewesen wäre. Dies deswegen, weil die Schleswigsche Partei auf Grund ihres Stimmenstandes derzeit allein nicht imstande ist, ein Kreis(Grund)mandat zu erlangen und sie wegen Bestehens dieser Sperrklausel auch bei der Verteilung der Ergänzungs(Rest)mandate nicht zum Zuge kommt. Da diese Hürde aber im höchsten Maße volksgruppenfeindlich ist, muß es weiterhin Ziel der Volksgruppenführung sein, durch Verhandlungen diese Klausel zu Fall zu bringen. Bis dahin aber wäre es in jedem Falle im Interesse der Volksgemeinschaft gelegen, auch bei Folketingwahlen anzutreten, um eine weitere Schwächung des volklichen Selbstverständnisses zu verhindern.

Und damit ist das zweite Hauptproblem der Volksgruppe angeschnitten: das mangelnde nationale Selbstverständnis der Jüngeren.

Der Beweis dafür: War es zum Beispiel der Schleswigschen Partei 1935 gelungen, mit 12.600 Stimmen etwa 70 Prozent und 1939 mit 15.000 Stimmen rund 85 Prozent der deutschen Wähler zu binden, lag dieser Prozentsatz 1978 bei etwa 50 Prozent! In die gleiche Richtung weist die Tatsache, daß die volklichen Mischehen immer mehr zunehmen.

Aber noch ist zu hoffen, daß es zu einer nationalen Erneuerung kommt. Dafür sind Anzeichen vorhanden. Sonst nämlich würde dieser Mangel an Volksbewußtsein die Volksgruppe in tödliche Gefahr bringen.

Aber noch lebt die deutsche Nordmark! Möge daher das Deutschtum Nordschleswigs in seinem Kampfe nicht erlahmen, möge es blühen und gedeihen!

Wichtige Einzelheiten

März 1978: Amts- und Kommunalwahlen in Dänemark: Die Schleswigsche Partei erreicht bei den Amtsratswahlen 6508 Stimmen. Wegen der hohen Wahlbeteiligung geht das zweite Amtsratsmandat verloren. — Bei den Kommunalwahlen gehen zwei Mandate (in Lundtoft und Apenrade) verloren, obwohl ein Stimmenzuwachs zu verzeichnen ist. Auch hier ist die hohe Wahlbeteiligung ausschlaggebend.

August 1978: Die Mehrheit der deutschen Volksgruppe ist mittelständisch eingestellt. Zu diesem Ergebnis kommt eine Forschergruppe von der Universität Aarhus nach einer Untersuchung in Nordschleswig. Diese mittelständische Einstellung der Volksgruppenmitglieder soll nach Ansicht der Forscher auch die Zusammenarbeit mit den Zentrumsdemokraten ermöglicht haben. In der gleichen Arbeit wird eine starke Tendenz zu „Mischehen" in der Volksgruppe festgestellt. Hieraus schließen die Forscher, daß die deutsche Volksgruppe nur noch die nächsten zwei bis drei Generationen lebensfähig bleiben wird.

November 1978: In einer Rede am Deutschen Tag in Tingleff sagt Hauptvorsitzender Gerhard Schmidt u. a.: „Die Schleswigsche Partei wird sich darum bemühen müssen, durch sachliche und bürgernahe Politik in den nächsten drei Jahren die potentiellen Wähler zurückzugewinnen, ebenso wie man weiterhin daran arbeiten muß, die Schleswigsche Partei auch als unabhängige Regionalpartei des Landesteils Nordschleswig zu profilieren".

Quellen (für Artikel und Einzelheiten): „Informationen zum Deutschen Tag 1979", „Jahrbuch Nordschleswig 1979"

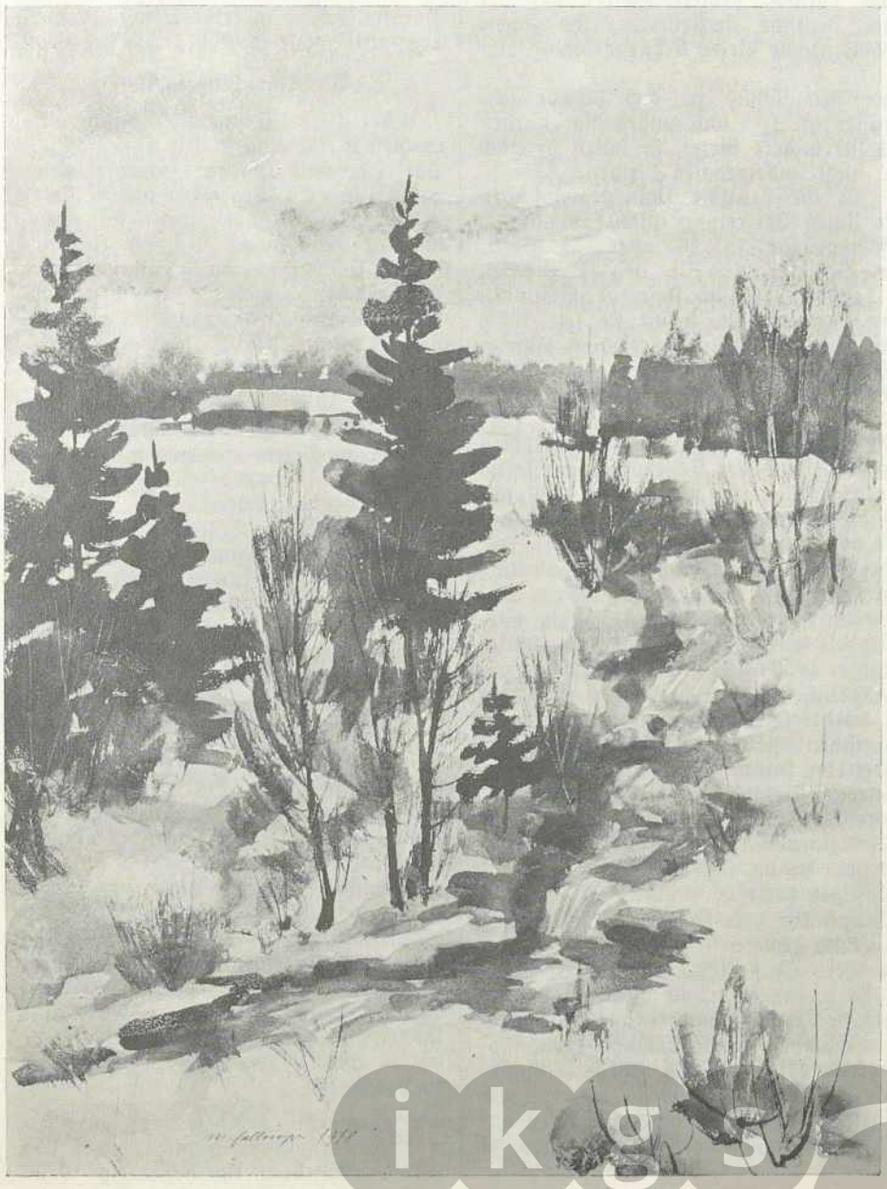
Matthäus Fellinger — Aquarellist und Keramikkünstler

Geboren ist er am 11. Juni 1924 in Neukirchen a. d. Vöckla in Oberösterreich. Gegen alle Widerstände setzte er sich durch. Nach einer kurzen Lehrzeit in einer heimischen Fayencefabrik kam er als Maler in die Kunstkeramikwerkstätte von Franz Schleiß in Gmunden. Prof. Schleiß, dessen Glasuren damals (1942) schon längst weltberühmt waren, erkannte sofort das Talent Fellingers. Bei ihm bekam Fellinger das Verlangen, an der Töpferscheibe zu arbeiten, aber er durfte sie nie drehen. Für Prof. Schleiß waren Keramikmalerei und Töpferei getrennte künstlerische Tätigkeiten. Schließlich kam Matthäus Fellinger an die Wiener Akademie für angewandte Kunst und blieb da bis 1952. Er studierte bei den Professoren Müller-Hoffmann und Bäumer vor allem monumentale Malerei und gewann dadurch noch größere Fertigkeit im Zeichnen und Entwerfen. 1950 erhielt er für einen von ihm geschaffenen Kachelofen, der dann nach Lissabon verkauft wurde, einen Preis.

Bestimmend für den jungen Künstler war sein Wechsel an die Kunstschule in Linz, die Vorläuferin der heutigen Kunsthochschule der oberösterreichischen Landeshauptstadt. Hier fand er in den Professoren Herbert Dimmel, dem bekannten Graphiker und Maler, und Wolfgang von Wersin, der viel für Keramik übrig hatte, völlig unorthodoxe Lehrer, die ganz auf ihn eingingen. Bei Wersin kam Fellinger auch endlich an die Töpferscheibe.



Die Bilder stellen dar: Seite 8 oben: zwei Vasen; unten: Bach im Mühlviertel, Aquarell; Seite 9 oben: Alt-Urfahr, Rohrfeder; Mitte: zwei Krüge; unten links: Landschaft am Plattensee, Aquarell; rechts: Landschaft um St. Oswald, Oberösterreich, Aquarell.



1956 begann Matthäus Fellinger unter den übelsten Verhältnissen und Umständen in einem Stall in Schenkenfelden/Mühlviertel mit der Herstellung keramischer Gegenstände. 1958 übersiedelte er nach Linz und heiratete dort. Vier Jahre später begann er auf der Riesenwiese in Urfahr, hoch über der Donau mit Ausblick auf Linz und den hügeligen Norden am völkerverbindenden Strom, den Bau eines Eigenheimes. 1965 war er mit dem Bau fertig. Daß er sich in diesem Eigenheim mit den Jahren eine technisch hochstehende Keramikwerkstatt eingerichtet hat, war schon lange sein geheimer Plan. Nicht

Fritz Stüber:

Auf Brücken

Hat noch nie dein Herzschlag gestocket
in unerklärlichem Bangen,
hat dich noch niemals der Abgrund gelocket,
wenn du auf Brücken gegangen?

Hat dich nicht hart zum Rande geführt
oft die ziehende Tiefe?
Hast du nicht ihre Versuchung gespürt,
als ob sie dich riefe, riefe?

Dir zu Füßen glänzte der Fluß
zwischen Pfeiler und Bogen.
Hat dich noch nie sein rauschender Gruß
rätselhaft angezogen?

Trugen dich über das gähnende Tal
nur ein paar schwache Streben:
Dachtest du da nicht manchesmal
an dein schwankendes Leben?

Klaffen nicht auch in deinem Geschick
überall Risse und Lücken?
Immer und jeden Augenblick
wanderst du auf Brücken!

Aus dem Büchereinlauf

Unsere neue Eckartschrift Heft 73

Norbert Mumelter: **„Die Selbstbehauptung der Südtiroler".** öS 40.—, DM 5.80.

Solange die Deutschen südlich der willkürlich gezogenen Brennergrenze nicht die ihnen vertraglich zugesagten, aber in der Praxis noch immer nicht gewährten Rechte erhalten haben, bleibt Südtirol ein aktuelles Problem. Fast 35 Jahre sind seit dem Abschluß der Pariser Verträge zwischen dem damaligen österreichischen Außenminister Doktor Karl Gruber und dem italienischen Ministerpräsidenten Alcide de Gaspari



vergangen, ihre endgültige Durchführung aber steht bis heute noch aus. Der Südtiroler Landeshauptmann Doktor Silvius Magnago kennzeichnet die derzeitige Lage so: „Das Jahr 1980 muß in der Frage der Südtirolpolitik einen Abschluß bringen. Das Volk, unsere Wähler, glauben einfach nicht mehr, daß wir die Kraft haben, diese Dinge noch über die Bühne zu bringen. Es könne ein Stadium der Hoffnungslosigkeit mit gefährlichen Reaktionen entstehen".

In dieser Frage erfüllt die vorliegende Eckartschrift eine verpflichtende Aufgabe. Nicht nur die Gefühle unserer völkischen Verbundenheit sollen in ihr zum Ausdruck kommen, sondern vor allem wird hier eine Dokumentation vorgelegt, die sachlich, wesentlich und somit aussagekräftig ist.

Der Verfasser Dr. Norbert Mumelter, seit vielen Jahren sowohl in der Provinzverwaltung als auch vor allem in den Verbänden der Südtiroler tätig, legt eine Geschichte der Entwicklung im Lande vom Standpunkt des Juristen und Rechtshistorikers vor, die gezielt das aussagt, worum es heute geht: Südtirol muß sein Recht bekommen. Wo stehen diese Bemühungen und wie muß der Weg auf Grund der bisherigen Entwicklung weitergegangen werden?

Dr. Michaela Köck

Von verlorenen Räumen

Reinhard Pozorny: **„Österreich-Schlesien".**

Der Münchner Aufstieg-Verlag hat dieses mit dem Untertitel „Land unterm Altvater" versehene Buch in einen gefälligen grünen Einband gesteckt, der ein Waldbild des Altvaters zeigt. Im übrigen ist es ein ziemlich getreuer Nachdruck unserer längst abverkauften Eckartschrift 61 „Das österreichische Schlesien". Dazu haben wir gerne unser Einverständnis gegeben, doch vermissen wir den von uns als einzige Bedingung geforderten Satz „Erstmalig erschienen im März 1977 im Rahmen der Eckartschriften". Abgesehen von diesem vom Verfasser gewiß nicht beabsichtigten Mangel und dem störenden Druckfehler Heidekoppe für Heidelkoppe (bei Jauernig) freuen wir uns über diese Wiederbegegnung und empfehlen das Buch auch in dieser Form unseren Lesern, vor allem den Schlesiern in aller Welt. Rh

Margarete Kubelka: **„Tagebuch einer Kindheit".** Verlagshaus Sudetenland 1980. 127 Seiten.

In gediegener Prosa gibt die sudetendeutsche Erzählerin Kurzgeschichten aus den Tagen ihres Kindseins zum besten. Sie fängt die besondere Stimmung der alten Heimat ein und wird dabei von neun Zeichnungen Charlotte Heisters unterstützt. Dem ganzen aber geht in der Reihenfolge der Monate eine jeweils nur wenige Seiten umfassende Kennzeichnung des Jahresablaufes voraus. Rh

„Aus der alten und der neuen Heimat". Ernste und heitere Begebenheiten. Intergraphica Verlag, München. 343 Seiten.

Dieses schöne Heimatbuch bringt keine große Literatur, dafür sind die vielen Beiträge, oft sehr kurz mit wenigen Zeilen, Ausdruck der Liebe zur geraubten Heimat, zugleich aber Zeichen eines gesunden Humors und einer unzerstörbaren Gemeinsamkeit dieser Heimatvertriebenen. Wer selbst das Schicksal erleiden mußte, aus der Heimat vertrieben zu werden, wird gerne im Geiste mit den einzelnen Mitarbeitern die schönen Bereiche zwischen Kaaden und Klösterle, im Duppauergebiet, wo leider Stauseen mehrere Orte überfluten, und den angrenzenden Gegenden durchstreifen. Aber auch über das Schicksal nach 1945 und in der neuen Heimat wird berichtet.

Fleiß und Lebenswille haben den meisten Heimatvertriebenen festen Boden unter den Füßen verschafft. Daß sie trotz der schweren Aufbauarbeit die Heimat und die heimatlichen Bräuche nicht vergessen haben und immer wieder gerne zu Heimattreffen zusammenkommen, zeigt den guten Geist dieser Menschen, die in der neuen Heimat ein wertvoller Teil der Bevölkerung geworden sind. W. Kl.

Margareta Kubelka: **„Die schönsten Sagen aus dem Sudetenland".** Aufstieg-Verlag. München. 16.—18. Tsd. DM 6.80.

Auch dieses Bändchen haben wir schon 1972 erstmalig empfohlen. Margareta Kubelka aus dem nordböhmischen Haida versteht es sehr wohl, allen Landschaften des Sudetenraumes von der Sage her ein Denkmal zu setzen. Der Mensch von heute wird von den Umerziehern verführt, geschichtslos zu werden. Die Sudetendeutschen, die meist in den Bergen saßen, besaßen aber Geschichte und Geschichten. Die Enkel mögen sie hören, aber auch den vertriebenen Kindern des Raumes werden diese Sagen eine Freude sein. Rh

Dr. Rüdiger Kuhnau: **„Die Freie Stadt Danzig, 1919—1939".** Dowinckel Verlag, Berg am See, 1979; 200 Seiten, 16 Bildseiten; DM 22.—.

Der Verfasser schildert das Schicksal dieser urdeutschen Stadt in der Zwischenkriegszeit. Ein Auszug aus dem „Friedensvertrag von 1919", der Wortlaut der „Verfassung der Freien Stadt Danzig" und der „Konvention zwischen Polen und der Freien Stadt Danzig" vom 9. November 1920 geben die Grundlagen für den Bericht über die schweren Jahre vor 1939 ab.

Polen tat alles, um den Bestand Danzigs zu erschüttern. Immer wieder gab es Schwierigkeiten, Übergriffe sollten den Danzigern zeigen, wie ihre politische Lage tatsächlich war; der neue Hafen Gdingen (Gotenhafen) wurde von den Polen gebaut, obwohl sie Danzig nach dem Ersten Weltkrieg als lebenswichtigen Hafen für Polen verlangt hatten, staatlich gefördert und so zu einem gefährlichen geschäftlichen Gegner der alten Hansestadt.

1939 sprachen die Waffen, Danzig wurde frei! Aber nicht allzulange dauerte diese Freiheit. Heute ist Danzig ein Teil Polens. Die Stadt wurde wohl stilgerecht wieder aufgebaut, aber das alte Danzig ist es nicht mehr. Doch der Geist der Hanse ist auch heute noch fühlbar. W. Kl.

Erik Thomson (Herausg.): **„Reval/Tallinn"**. Liebig Druck & Verlag, Köln-Rodenkirchen 1979. 107 Seiten, zahlreiche Bilder und Karten, DM 37.80.

Der Verfasser unserer Eckartschrift 57 „Die Deutsch-Balten" hat sich in diesem „Porträt einer Ostseestadt" eine wichtige Aufgabe gestellt. Dieser Band erscheint als zweiter der Reihe Ostmitteleuropäische Geschichte in Bildern und Dokumenten, die von der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat herausgegeben wird. Reval, die Hauptstadt Estlands, ist dieser Aufgabe würdig, sie hat eine alte seestädtische Kultur. Vielfach hat der estnische Raum in der Geschichte seine Machthaber gewechselt, nur kurze Zeit der Selbständigkeit war ihm vergönnt. Wenn es im Sommer 1980 zur Austragung der Olympischen Segelregatten in der Ostseestadt Reval kommt, wird jeder Besucher, der von Moskau hierher anreist, noch immer bedeutende Spuren einer großen Vergangenheit vorfinden. Eine alte Hansestadt wird hier zur Einstimmung, aber auch zur Erinnerung vorgestellt. RH

Erzählendes

Mirko Jelusich: **„Der Feldherr Europas"**. Leopold-Stocker-Verlag 1979. 284 Seiten, öS 268.—.

Unter den vielen großen Romanen von Mirko Jelusich hat den Berichterstatter, der das gesamte Werk dieses Schriftstellers und Dichters aus eigener Kenntnis überschaut, kaum eines so gefesselt wie der 1941 erschienene Prinz-Eugen-Roman „Der Traum vom Reich". Gewiß hat Mirko Jelusich mit dem „Cäsar" seinen Durchbruch geschafft und seine höchste Auflagenziffer (bei den meisten Übersetzungen) erreicht, aber „Der Traum vom Reich" war 1941, noch ehe das deutsche Waffenschicksal im Osten im Zenit stand, nicht nur wegen des geschickt und beziehungsvoll gewählten Titels eine Faszination für sich. Vielleicht hat sich nach 1945 eben wegen dieses doch historischen Titels niemand an eine Neuauflage herangetraut. Umso mehr ist dem Grazer Stocker-Verlag für diese Neuausgabe zu danken. Trotz meist umfangbedingter Weglassung von sechs Kapiteln ist es das echte Buch mit seiner damaligen, durchaus auch altösterreichischen, Reichsaussage. Der neue Titel ist mehr als nur ein Bekenntnis zur unbedeutenden Veränderung. Man mußte und muß heute erst recht dieses alte große Reich im Hinblick auf ganz Europa sehen, in dem ein gebürtiger Franzose zum größten Feldherrn des damaligen Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation geworden ist. Eine wahrhaft europäische Lösung! Wahr ist auch der Untertitel „Der Traum von Kaiser und Reich". Fast 300 Jahre später — lange nach Napoleon und nach zwei fürchterlichen Weltkriegen — wissen wir Deutschen gar wohl, daß nur im Hinblick auf ein ehrliches Europa der Zukunft das damals vom Halbmond her so gefährdete Abendland heute vor ganz anderen Gefährdungen gerettet werden kann. Unrichtig ist freilich am sonst sehr geschmackvollen Einband- und Umschlagentwurf der Grazer Künstler Paul Mangold und Helga Davok das runde „s" in Jelusich und im Wort „Kaiser". Wer die Fraktur nicht mehr beherrscht, sollte die Hände von ihr lassen! RH

Philipp Meran: **„Das Abendlicht kennt kein Verweilen"**. Leopold-Stocker-Verlag, Graz und Stuttgart. 208 Seiten. öS 598.—.

Dies ist nun schon das dritte Jagdbuch aus der Feder von Philipp Graf Meran, einem Nachkommen des volkstümlichen Erzherzogs Johann von Österreich! Und wieder ein Prachtbuch mit einmaligen Bildern und spannenden Texten. Ein Jäger sieht seine Zeit — das ist der Untertitel. Und diese Zeit war auch für den heutigen Leiter des steirischen Jagdmuseums Eggenberg schwer genug. Er war ein Jüngling, als der Krieg über das väterliche Gut Csákberény in Ungarn hinging — ein Krieg, der auch für die Deutschen in Ungarn ein wenig anders aussah als für uns — er traf eine heile Welt in Natur und Waidwerk, in Schloß- und Dorfleben. Und der Autor kommt immer auf diese pannonische Waidmannsart in Vergangenheit und Gegenwart zurück. Das Menschliche sucht den Weg über die heute besonders schwer kontrollierte Grenze. Graf Meran verwischt die Gegensätze zwischen hoch und niedrig, hüben und drüben duchaus nicht, doch es klingt schon ein wenig von dem alten stolzen Sprichwort an (Extra Hungaria non est vita, si est vita non est ita = Außer Ungarn gibt's kein [rechtes] Leben, und wenn es eines gibt, dann ist es nicht so). Dieses Buch mit seinen prächtigen Geschichten und Bildern widerlegt die landläufige Vorstellung des Jägerlateins, es ist in höchstem Grade naturverbundene Jagdpoesie in Prosa. Der Leserkreis eines solchen Buches geht wirklich weit über den der Waidmänner hinaus. RH

R. O. Wiemer (Herausg.): **„Liebes altes Lesebuch"**. Aufstieg-Verlag, München. 8. Auflage 1979 (37.—42. Tsd.).

Wir haben dieses wertvolle Volksbuch schon bei seinem ersten Erscheinen 1972 besonders herzlich begrüßt. Dennoch nehmen wir das Erscheinen der 8. Auflage gerne zum Anlaß, unsere Empfehlung dringlich vor allem für jene zu erneuern, die seither zu uns gestoßen sind. Gerade in einer Zeit, die das Lesebuch als wohl wichtigstes Schulbuch abgewürgt hat, muß erkannt werden, durch welche Schule der Geistes- und Herzensbildung der junge Mensch früher ins Leben hinausgeleitet worden ist. Eine Fundgrube von schönen Geschichten, Gedichten, Fabeln und vor allem vorzüglichen Bildern, die meist von Ludwig Richter stammen. Für jung und alt eine rechte Freude. Klugerweise in Antiqua gesetzt, damit die Zugänglichkeit gerade für jüngere Leser erhöht wird. Und dies ist doch schließlich das Wichtigste: lesbar und erlebbar zu sein auch unter den (leider!) veränderten Vorzeichen der Zeit. Wer um das Alte (das Lesebuch und die dazugehörig gewesene Fraktur) trauert, muß dennoch alles daran setzen, daß wenigstens deren Geistes- und Gemütsgehalt weitergegeben werden. Die verhältnismäßig hohe bisherige Auflage beweist, daß dieser Schritt der Erleichterung vernünftig und zielführend gewesen ist. Bei alten Lettern nur kleine Auflagen zu erzielen, ist von einer höheren Warte nicht sinnvoll: das Gute schreit nach Verbreitung. Und gerade sie ist diesem Haus- und Volksbuch auf das innigste zu wünschen. RH

Adalbert Stifter: **„Der alte Hofmeister"**.

Dieser Sonderdruck eines spätaufgefundenen Bruchstückes aus Stifters Schaffen ist, mit einem Nachwort von Franz Glück versehen, zum 80. Geburtstag Franz Glücks am 12. September 1979 bei Heidrich in Wien erschienen. Eine Gedenkgabe der Freunde in Marbach und Wien. Wertvoll vor allem auch durch ein Faksimile der Handschrift Adalbert Stifters und aus dem gegebenen Anlaß. RH

Ringen um Deutschland

Gerhard Schumann: **„Entscheidung"**. 140 Seiten Efalin. DM 29.80. Hohenstaufen-Verlag, D 7762 Bodman/Bodensee.

Im 12. Tausend der Gesamtauflage erschien kürzlich Gerhard Schumanns atemberaubendes Schauspiel „Entscheidung", das 1939 im Jänner gleichzeitig in Leipzig und Stuttgart uraufgeführt und kurz darauf verboten worden war. Es handelt vom tragischen Kampf der Reichswehr und der Freikorps gegen bolschewistische Anarchisten und spielt 1920. Die Stärke des Dichters Schumann und die Bühnenwirksamkeit beruht darauf, daß auch dem Gegner, eindeutig den Roten von damals, Stärke zugemessen worden ist. Mit einseitiger Propagandistik allein ist ein Kampf moralisch nicht zu gewinnen! Hier ging die Auseinandersetzung zwischen zwei alten Frontkameraden, dem Hauptmann Schwarz und dem Leutnant Bäumler, hin und her. Aus These und Antithese erwächst der Kampf zwischen den Freunden und der endliche Sieg der Kameradschaft über die Ideologie. Der gegen den Freikorpsführer eingesetzte Bäumler ringt sich zu dessen Rettung durch und wird von den durch ihn letztlich verratenen Roten schwer verwundet. Schwarz birgt den Freund und fällt dabei. Bäumler wird allem Reichswehrmißtrauen zum Trotz vom Gegner zum Nachfolger. Eine zarte und gar nicht an den Haaren herbeigezogene Liebe zur

Schwester des Freundes bildet den tiefen menschlichen Hintergrund.

Es mag verständlich sein, daß Goebbels angesichts des sich vorbereitenden Paktes von 1939 mit den Sowjets diesen Kampf der Ideologien auf den Bühnen nicht brauchen konnte, aber schon im Juni 1941 hat sich gezeigt, daß Schumann die Akzente richtig gesetzt hat. Es ist dieses Drama kein Tendenzstück, vielmehr eine Tragödie aus schwerster deutscher Niedergangszeit. Was den heutigen deutschen Bühnen nicht passen mag, das Lied vom heroischen Opfer der Kameradschaft für Volk und Freiheit, wird wenigstens im Lesedrama zu einer unvergänglichen Schilderung jener Zeit vor 60 Jahren, da Deutschland nicht so preisgegeben wurde, wie man es heute preisgeben will. Kß

Georg Franz-Willing: **„Der Zweite Weltkrieg".** Druffel-Verlag Leoni 1979. 310 Seiten, br. DM 29.50, öS 147.—.

Der Verfasser hat sich bisher vor allem mit der Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts beschäftigt. In diesem Buch schildert er nun die Vorgeschichte und greift dabei notwendigerweise bis in die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zurück, denn er ist der richtigen Ansicht, daß dieser „zweite Dreißigjährige Krieg" als Einheit gesehen werden muß. Wohl begann am 1. September 1939 der Zweite Weltkrieg, doch er ist nur die Fortsetzung des Ersten Weltkrieges und somit auch die Folge jener Politik, die zum Ersten Weltkrieg geführt hat. Diese Erkenntnis ist für uns alle wichtig, die wir uns weigern, als Deutsche zum Sündenbock für alle Ungemach hingestellt zu werden.

Die Darstellung Franz-Willings ist sachlich und zeigt leicht verständlich auf, was an Ereignissen und Vorspielen wichtig ist. Der Leser wird nicht in Irrgärten herumgeführt, sondern kann dem Gang der Ereignisse gut folgen. Und er wird mit Erstaunen und Empörung feststellen können, daß viele bisher als Tabus hochgehaltene Behauptungen und Dogmen nichts anderes sind als Früchte einer planmäßigen deutschfeindlichen Verteufelungsarbeit, an der im deutschen Raum Massenmedien und Schulen einschließlich so vieler „Wissenschaftler" tatkräftig mithelfen. Seit rund 35 Jahren geht auf deutschem Boden diese Lügenflut über die Deutschen hinweg, viele Jahrgänge haben in ihrer Entwicklungszeit nur diese verlogenen Angaben gehört und sehen in ihrem Volk deshalb nur etwas Verdammenswertes! Dieses Buch wird hoffentlich viele Augen öffnen! Hier gilt das Hutten-Wort: Der Wahrheit eine Gasse! W. Kl.

Otto Weidinger: **„Division Das Reich — 1943".** Munin-Verlag, Osnabrück 1979. 456 Seiten, 110 Bilder. DM 42.50.

Nach rund fünf Jahren kam endlich der vierte Band dieser ausgezeichneten Geschichte der 2. SS-Panzer-Division „Das Reich" heraus. Nun wartet man bereits auf den fünften und letzten Band dieses Werkes. Die Waffen-SS war, mag man zur Politik im damaligen Deutschen Reich stehen wie man will, ein untrennbarer Teil der Deutschen Wehrmacht. Daß sie mit der Parteiarbeit nichts zu tun hatte, müßte langsam auch den Begriffsstützigsten eingehen!

Dieser vierte Teil der Divisionsgeschichte beginnt mit dem 19. 2. 1943 im Osten: Schlacht zwischen Donez und Dnjepr, Rückeroberung Charkows, Unternehmen „Zitadelle" (Schlacht im Kursker-Bogen), Schlacht am Mius, Abwehrschlacht westlich von Charkow bis zum großen Rückmarsch. Dies alles waren Schlachten, an denen diese Division beteiligt war. Und da viele andere Truppen, von Luftwaffe und Heer, an diesen Kämpfen ebenfalls teilgenommen haben, so wird mancher Leser, der nicht dem „Reich" angehörte, von seiner Truppe und ihrem damaligen Einsatz Berichte finden.

Die vielen Kartenskizzen und Kartenausschnitte erleichtern das Studium dieses Werkes. Gerade solche Divisionsgeschichten sind nun einmal ein wesentliches Mittel der Geschichtsdarstellung.

Wer diesen Teil unserer Gesamtgeschichte nicht beachten will, der trachtet sich aus der Geschichte seines Volkes davonzustehlen.

Allen Mitarbeitern dieses Werkes gebührt Dank und Anerkennung. W. Kl.

Heinz Gehle: **„Ringen um Deutschland".** Eine Analyse der Deutschlandpolitik. NWJ-Verlag, Düsseldorf, im Auftrag der Staats- und wirtschaftspolitischen Gesellschaft, 1979, 226 Seiten, DM 12.80.

Angesichts der weltpolitischen Krise, die durch den sowjetischen Einmarsch in Afghanistan entstanden ist, mag das Ringen um ein wiedervereinigtes Deutschland ein wenig aus dem Mittelpunkt der Tagespolitik gerückt sein. Gerade deshalb soll aber hiermit auf das vorliegende Werk besonders verwiesen werden. Unter Anführung zahlreicher Quellen, Äußerungen der führenden Staatsmänner, Politiker und politischen Kommentatoren werden mit großer Genauigkeit die Bemühungen geschildert, den unnatürlichen Zustand der Zerreißung des deutschen Volkes in zwei Staaten zu beenden. Bis dieses Bemühen durch die neue Ostpolitik seit 1969 nicht nur ein jähes Ende gefunden hat, sondern gerade ins Gegenteil umgekehrt wurde: in die Anerkennung des zweiten auf deutschem Boden entstandenen Staates mit allen ihren Folgen. Mit aller Deutlichkeit wird herausgearbeitet, mit welcher Folgerichtigkeit und Hartnäckigkeit die Sowjetunion durch all die Jahre ihr Ziel verfolgt und dank der Mitwirkung deutscher Politiker auch erreicht hat.

Es wird trotz allem Aufgabe des ganzen deutschen Volkes bleiben, dem Auftrag des Grundgesetzes, in freier Selbstbestimmung die Einheit und Freiheit Deutschlands zu vollenden, nachzukommen, ob dieser Auftrag in naher oder fernerer Zukunft verwirklicht werden kann. Ro

Weltpolitik

Paul Schall: **„Rätsel Irland".** Arndt-Verlag, Vaterstetten. 164 Seiten. DM 17.80, öS 130.—.

Der Verfasser unserer vielbeachteten Eckartschrift 66 „Elsaß Lothringen" bringt nun im Rahmen der „Tatsachen-Schriftenreihe" eine Neubearbeitung seines Buches „Eamon de Valera und der Kampf Irlands um seine Freiheit". „Ein Volk im Zwiespalt" lautet der Untertitel. Hier zeigt der welterfahrene, weltoffene einstige Journalist Paul Schall, der selbst elsässischer Herkunft ist, auf einen der Brennpunkte der Weltstreitigkeiten hin. Liegt Irland auch für einen Brandherd zuweit abseits der strategischen Stoßlinien im Bereich der britischen Inseln, so ist es doch ein Musterbeispiel dafür, wie sich starre Gewaltpolitik noch nach Jahrhunderten rächen kann. Die Zeittafel am Schluß des Buches ist ein wertvoller Behelf, sozusagen ein Ariadnefaden beim Besuch im Labyrinth. Kß

Gregor Manousakis: **„Die Rückkehr des Propheten".** Der Wiederaufstieg des Islam. Kurt Dowinckel Verlag KG 1979, 142 Seiten, DM 15.—.

Die Ereignisse im Iran, deren Beginn sich gerade jährt, sind nur die Spitze eines Eisberges, der von der westlichen Welt viel zu wenig beachtet wurde: die Re-Islamisierung. Der Verfasser schildert diese Vorgänge in einigen Ländern — Ägypten, Libyen, Persien, Pakistan, Türkei — genauer, aber nur als Beispiele für die Bewegung in allen arabischen und einer Reihe von afrikanischen und südostasiatischen Staaten. Er sieht diese Bewegung als Antwort auf den „Entfremdungsprozeß, dem sich die islamischen Völker durch die europäischen Einflüsse ausgesetzt sehen". Nicht nur im Zusammenhang mit der steigenden Bedeutung, die die Ölländer vor allem seit 1973 gewinnen, werden die westlichen Politiker sich in zunehmendem Maße mit den dargestellten Erscheinungen befassen müssen. Ro

Helmut von Lichtenfeld: **„Rhodesien wohin?"** Ein Land im Aufbruch. Kurt Dowinckel Verlag KG, 1979, 140 Seiten. DM 15.—.

Einer der besten Kenner des südlichen Afrika zeichnet die Entwicklung Rhodesiens vom Beginn der Besiedlung, dem Einwandern der Negerstämme, dem ersten Zusammentreffen mit den Portugiesen und Briten, deren Kampf um das Land, das Cecil Rhodes für die Briten gewann, dem Aufbau in dem durch seine Bodenschätze und sein günstiges

Klima ausgezeichneten Land, bis in die jüngste Gegenwart, dem Terroristenkrieg und den verschiedenen politischen Plänen und Konferenzen, die eine Lösung bringen sollten. Daß bei letzteren einerseits von politischen Theorien ausgegangen wird, die Interessen der Bewohner des Landes, insbesondere der weißen Siedler, nicht beachtet werden, andererseits den Bestrebungen der Sowjetunion in Afrika Vorschub geleistet wird, bedenken anscheinend die maßgebenden Staatsmänner des Westens nicht. Oder besitzen sie nicht mehr die Macht, ihren Einsichten gemäß zu handeln? Fast scheint es so: die Kapitulation der englischen Ministerpräsidentin, die entgegen ihren Wahlversprechen auf der Konferenz der Commonwealth-Staaten sogar die aus freien Wahlen hervorgegangene schwarze Mehrheitsregierung fallen ließ, weil einige afrikanische Staaten gedroht hatten, sonst aus dem Commonwealth auszutreten, lassen kaum einen anderen Schluß zu. Damit droht Rhodesien dasselbe Schicksal wie anderen „befreiten" afrikanischen Staaten wie Angola, Mozambik, nämlich wirtschaftliches Chaos, Auflösung in blutigen Stammesfehden, Armut und Elend von Millionen Schwarzen. Ein weiteres Stück Afrikas wäre dem kommunistischen Einfluß preisgegeben. Ro

Wego Chiang: **„Die strategische Bedeutung Taiwans".** Seewald-Verlag Stuttgart 1979. DM 12.80.

Wego Chiang, der zweite Sohn des nachmaligen Marschalls Chiang Kai-Shek, am 6. Oktober 1916 geboren, ist ein vielseitig sogar im Ausland ausgebildeter Soldat. Er war auch in den Jahren 1937/38 an der Kriegsschule München und beim 98. Gebirgsjäger-Regiment der Deutschen Wehrmacht. Seit 1975 ist Wego Chiang Präsident der Armed Forces University in Taipai.

In dem reich bebilderten Büchlein schildert der Verfasser die Lage seines Vaterlandes und dessen Wichtigkeit für die Freie Welt. Er spricht eine deutliche Verurteilung der bisherigen „Freunde" Taiwans aus, vor allem der USA, wegen ihres Treuebruches zugunsten der roten Volksrepublik China. Die sicherlich wichtige Annäherung an Peking als Gegenspieler gegen Moskau hätte bestimmt weniger brutal geschehen können. Gerade Chinesen sind auf äußere Formen und Benehmen bedacht; im Verkehr mit ihnen gilt die alte Regel „auf den Ton kommt es an"!

Nun, Taiwan ist so stark gerüstet und wirtschaftlich gesund, daß es sich gewiß zumindest einige Zeit wehren könnte. Für die Freie Welt bleibt jedenfalls Insel-China ein wichtiger Partner!

Daß Wego Chiang seinen Standpunkt zielstrebig vertritt und für sein Vaterland das Beste herausholen will, ist durchaus verständlich. W. Kl.

Hohe Bildkunst

Haye W. Hansen: **„Deutsche Holzschnittmeister des 20. Jahrhunderts".** Uwe Berg-Verlag, D 2096 Toppenstedt. 286 Seiten, 140 Bilder und 126 Tafeln.

In zweiter Auflage ist 1979 dieser wichtige Band von einem Mann herausgegeben worden, der selbst als Graphiker einen leuchtenden Namen hat. Von ihm stammen auch der Umschlagentwurf, die Vorworte zu den beiden Auflagen 1971 und 1979 und eine kurzgefaßte Abhandlung über die Technik des Holzschnittes. Prachtvoll sind die gebotenen Bilder, einfühlsam die Texte. Der Bildanhang ist eine wahre Augenweide. Jeder Freund der Graphik wird begeistert nach diesem Buch greifen, das wirklich einen repräsentativen Querschnitt der Holzschnittkunst dieses zu Ende gehenden Jahrhunderts bietet. Mit einer merkbaren Ausnahme sind auch Österreichs bekannte Holzschnittkünstler in diesem Schaubuch gut vertreten, ja sie haben sogar überdurchschnittlichen Anteil an diesem deutschen Reigen des Schönen, der bekenntnishaft mit Albrecht Dürers Apokalyptischem Reiter und seiner „Maria mit dem Kinde" angeführt wird. Nach fast einem halben Jahrhundert ist hier die Brücke geschlagen zur modernen Kunst, die heute erst recht eine Kunst der Hoffnung und der Menschenwürde sein muß. Kk

Gedichte

Konrad Windisch: **„Vier Zeiten hat der lebendige Wald".** Alma-Verlag, Bassum.

Weihnachtsgedichte mit der Jahreszahl 1980 — verfrüht oder verspätet? Beides zugleich und dennoch eine wertvolle Gabe, eine Sammlung der durchaus zeitnahen, weltlichen, dem Traum verbundenen Weihnachtsgedichte, die Konrad Windisch in den letzten Jahren versandt hat und in denen er dem Kosmos der Jahreszeiten am Erscheinungsbild Baum (Weihnachtsbaum!) gerecht wird. Die freien Rhythmen sind die ungekünstelte Botschaft eines zwar nicht mehr ganz jungen, aber doch noch jüngeren Menschen, der seine eigene Formsprache gefunden hat. Das Büchlein erscheint bereits in zweiter Auflage. Der Holzschnitt-Buchschmuck von Toni Url aus dem Mur-Oberland ist eine kongeniale Ergänzung dazu. Kk

Editha Pöschko-Laub: **„Zwischen Herd und Schreibtisch".** Ledermüller-Verlag München 1980. 45 Seiten, öS 30.—, DM 4.—.

Dieses nette Bändchen, eine Sonderfolge der Baustein-Reihe, enthält Skizzen und Strophen von einer Verfasserin, die unseren Lesern schon aus mancherlei Beiträgen, zuletzt in der Feberfolge, gut bekannt ist. Hübsche Einfälle, dem Alltag entnommen und von der Verfasserin sozusagen als Nebenprodukt der Hausarbeit bescheiden hinuntergespielt. Das Geleit von Sepp Sabath stellt unsere Autorin in ihre familiären Bezüge hinein und erläutert mit wenigen Sätzen ihren Werdegang von der Geburt im mährischen Mißlitz über die Realschule in Waidhofen an der Thaya und die Lehrerbildung bis zur Ehe an der Seite des Diplom-Ingenieurs Edgar Pöschko, vom Leben in der Hansestadt Danzig bis zur abenteuerlichen Flucht mit dem kleinen Sohn Kurt, dem das Bändchen gewidmet ist.

Hübsche, sehr zeitnahe, manchmal recht ironische Einfälle in guten Versen und Worten. Kk

Karl Leipert: **„Blickt zur Sonne wieder auf".** Bläschke-Verlag, A 9143 St. Michael. 96 Seiten. öS 92.—, DM 12.80.

Zum Siebziger des bekannten Tiroler Heimatdichters und Schriftstellers Leipert sind diese „Merkworte volksbewußter Lebenshaltung" als Festtagsgabe für einen Mann gedacht, der sich als Dietwart seines Volkes sieht. Der gebürtige Nordmährer entstammt einer altösterreichischen Soldatenfamilie, seine Mutter war im Hausruckviertel beheimatet. Als Verfechter des Jahnschen Turngedankens und deutscher Wehrhaftigkeit schreibt und dichtet Leipert, wie ihm's ums Herz ist. Hat der Ausgang des Ersten Weltkrieges seine Hoffnung auf die Offizierslaufbahn zunichte gemacht, so hat er doch im Zweiten Krieg seinen Mann gestanden und er ist nach zehnjähriger Kriegsdienstzeit und Gefangenschaft schwerversehrt wieder in die Heimat gelangt. Leipert, der nach dem Krieg in verschiedenen Verbänden führend tätig war, widmet dieses Buch seinen gefallenen Kameraden und der deutschen Jugend. Kk

Margareta Pschorn: **„Mein Ich — Dein Spiegelbild?".** 40 Seiten. 1979. DM 6.—. Zu beziehen bei Frau Margareta Pschorn, Am Eichenwald 3, D 8802 Heilsbronn/Mfr.

Als Folge 72 der im Ledermüller-Verlag erscheinenden Baustein-Reihe erreichen uns diese Gedichte und Gedanken der im Vorjahr mit der Adalbert-Stifter-Medaille ausgezeichneten sudetendeutschen Dichterin. „Es komme, was da mag, dies Herz bleibt heil!" Eine Blütenlese von meist in Reimen gebotenen Festtags- und Alltagsgedanken. Unterwegs vom Ich zum Du! Kk

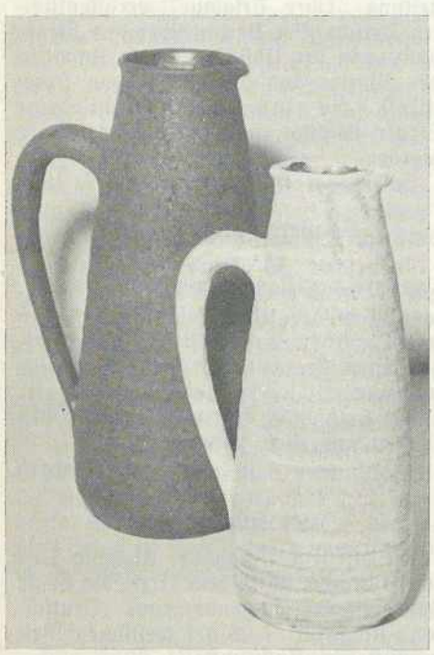
—

Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir. Beide darf ich nicht als in Dunkelheiten verhüllt, oder im Überschwenglichen, außer meinem Gesichtskreis suchen und bloß vermuten; ich sehe sie vor mir und verknüpfe sie unmittelbar mit dem Bewußtsein meiner Existenz. *Kant*

zuletzt ging es ihm um neuartige Glasuren, wie auch sein erster großer Lehrer Schleiß sie avantgardistisch hergestellt hat. Über den Baukeramikkünstler Fellinger wäre gesondert zu berichten.

Diesmal sei nur noch auf den Aquarellisten und Graphiker hingewiesen, der im Lauf seiner Entwicklung zu einer eigenen Note gefunden hat. Er ist ein bedeutender Landschafter mit teils zarten Farben unter Einbeziehung weißer Flächen in seinen Winterbildern vom oberösterreichischen Kremstal und vom Mühlviertel, wo Matthäus Fellinger auch einen Sommersitz hat, teils kräftiger in Bildern vom herbstlichen Burgenland. Fellinger liebt diese Landschaft, so fern sie auch von Oberösterreich liegt. Aber ihre streckenweise bäuerliche Struktur, als Weinland sicherlich völlig anders als die oberösterreichische Erde, mag ihn doch immer wieder an seine Heimat erinnern.

Es ist keine Frage, daß Matthäus Fellingers unbändige Schaffenskraft und





Ausdauer gegen alle Hindernisse, wie sie dem freischaffenden Künstler immer wieder begegnen, in einer höchsten Konzentration bei sich selbst liegt, in seiner dichten Abgeschlossenheit gegenüber der lauten Umwelt. Eine schwere Krankheit hat ihn im Alter von 16 Jahren taubstumm werden lassen. Allerdings kann er seit einigen Jahren durch ärztliche Bemühung wieder verständlich sprechen, muß aber nach wie vor die Gegenrede vom Mund seines Gesprächspartners ablesen. Seiner Frau — drei Kinder befinden sich bereits im Studium — obliegt es, jeweils bei Verhandlungen als Dolmetscherin wirksam zu sein, neben der Führung des Haushaltes eine aufopfernde Funktion. Man könnte auch so sagen: daß der Ernst der künstlerischen Arbeit Matthäus Fellingers auch von dem Bestand einer heilen Familie ausgeht, die, ausgerichtet auf ihren Erhalter, den Künstler selbst unterstützt, wo er nicht eingreifen kann. Das mag wiederum in sein Werk fließen, in alle diese so untrüglichen Aquarelle und Keramiken, die uns ansprechen, weil sie Seele haben. Anders geht es aber nicht in der wahren Kunst. Carl Hans Watzinger

Hans Giebisch:

Apfelbaum

Auf Dorf und Straßen lagern Schnee und Schweigen.
Ein alter Apfelbaum friert hinterm Zaun;
sein greises Astwerk, winternackt und braun,
will seinen kargen Leib zum Grunde beugen.

In seiner Blöße rührend anzuschaun,
läßt nun die Last an dürren Krüppelzweigen
ihn buckelkrumm und müd sich niederneigen.
Ein armer Bettelbaum im Abendgraun!

Und dennoch bist du schön und wuchsest recht,
du, der getreueste von allen Bäumen!
Den Menschen dientest du als guter Knecht.

So darfst du nun von neuen Ernten träumen —
der Herbst bezeugte, daß dein Adel echt, —
und wirst im Lenz von Blüten überschäumen.

Gerhard Schumann:

Die stillen Dinge

Oft steigt aus der kärgsten
armseligsten Krume
die leuchtendste Blume.
Vielleicht sind die stillsten Dinge die stärksten.





ikgs

Man trägt wieder Ritterkreuz ...

In der letzten Zeit waren, wenigstens in Wien, einige Jugendliche im Stadtbild zu sehen, die zu ihrer Arbeitskluft oder ihren Jeans Ritterkreuze trugen: täuschend ähnliche Nachahmungen, allerdings ohne das schwarzweißrote Band. Manche tragen es auch nur wie das EK 1. Ich habe einen der Burschen gefragt, ob er wisse, was das bedeute, und warum er es trage: „A Ritterkreuz, es g'fällt mir halt!" Es war weder ein Linker noch ein Rechter, es war ein netter, junger Bursch, ein Tischlergeselle. Es gefiel ihm eben das Kreuz, vielleicht wie ein anderes Kreuz, das man so trägt. Ich unterhielt mich mit ihm und sagte ihm, das Eiserne Kreuz sei eine Tapferkeitsauszeichnung aus vier deutschen Kriegen. Das Ritterkreuz freilich sei als Halsorden nur im Zweiten Weltkrieg, also vor rund vierzig Jahren, für außerordentliche Tapferkeit verliehen worden, für zahlreiche Feindflüge, für lebensgefährdende Abschüsse von ebenfalls tapferen Gegnern im Flugzeug oder im Panzer, für tapfere Infanteristen, die dabei gesehen worden sind und noch dazu (vorläufig!) überlebt haben, für kühne, erfolgreiche Angriffe, kaum leider für heroische Verteidigung, die oft mehr Opfer gefordert hat als Draufgängertum nach vorne hin ... Eine 7200mal verliehene Kriegsauszeichnung, wie immer man über Kriege denken möge. Auf gar keinen Fall aber ein Spielzeug! Mein junger Mann wurde nachdenklich; ich weiß noch nicht, ob er es ablegen wird.

Unsere Gesetze schützen unsere einstige Soldatenehre nicht. In der Bundesrepublik Deutschland kann man diese Orden tragen ohne das damalige politische Emblem, nun schön! In Österreich auch dann nicht. Keiner der älteren Offiziere des Bundesheeres darf es tragen, nur bei Treffen des Kameradschaftsbundes sieht man gelegentlich ein Ritterkreuz oder eines der damaligen Ärmelbänder. Und das eher in den Bundesländern als in Wien. Aber wenn ein Staat schon die alten Soldaten, die heute mindestens 55 Jahre alt sein müssen, in ihrer Mannes- und Soldatenehre nicht leben läßt und nicht schützt, dann sollte er wenigstens diese Abzeichen als ein Spielzeug für junge Fante verbieten, die oft noch nicht einmal im österreichischen Bundesheer ihre Dienstzeit abgeleistet haben.

Das haben sich die alten Kämpfer im Soldatenrock nicht verdient, auch wenn sie hier nur die Dummheit der Straße in ihrer Ehre treffen will. RH

—

Ach, so viele tausend Menschen kennen, dumpf sich treibend, kaum ihr eigen Herz, schweben zwecklos hin und her und rennen hoffnungslos in unversehnem Schmerz!

Goethe

Wir halten Umschau / Alles, was geschieht, geht mich an. Goethe

Geistig bankrott, banal und langweilig

So bezeichnete der Architekt Peter Blake aus Washington die moderne Architektur. Wie überhaupt nahezu alle Teilnehmer am 10. österreichischen Kulturgespräch in Wien den modernen Kunstrichtungen totale Erschöpfung bescheinigten. Es wurde auch davon gesprochen, daß die sogenannte Avantgarde mit dem Establishment ident sei.

Lauter Weisheiten, die zum Teil von Leuten wiedergegeben wurden, die vor Jahren selbst tatkräftig alles dazu getan haben, um einen Kunstbetrieb zu etablieren, der mit seinen Schocks an eine Grenze gelangt sei. „Eine Welt, die keine Grenzen für künstlerische Äußerungen mehr kennt, bedeutet jedoch das Ende jeder Entwicklung." Mit vielen und starken Worten kommen nunmehr „die Macher" der Moderne selbst darauf, daß das Maß voll ist und daß Umdenken nottut.

Die Krisenerscheinungen, die wir seit Jahren schon erfassen und bekämpfen, werden nunmehr allgemein erkannt. ko

Tips für Atom-Saboteure

Offizielle, für die Sicherheitskräfte der amerikanischen Kernkraftzentralen bestimmte Broschüren sind jedermann zugänglich und könnten von Saboteuren genutzt werden. Dies erklärte der ehemalige Direktor der US-Nuclear Regulatory Commission (NRC), Michael Annast in New York. Laut Annast sind diese Dokumente in zahlreichen Bibliotheken auszuleihen und geben ausreichende Informationen für einen potentiellen Saboteur. In einer dieser im November 1978 auf den neuesten Stand gebrachten Broschüren wird in allen Einzelheiten erklärt, wie man 32 Sperren und Alarmsysteme in nuklearen Anlagen unterlaufen kann. Außerdem werden die notwendigen Werkzeuge und Sprengstoffe sowie die für jede Operation nötige Zeit angegeben. In anderen Broschüren werden alle Details der Alarmanlagen und die Art, sie auszuschalten, erklärt.

Salzburger Volkszeitung, 26. 11. 1979

Eine deutsche Sowjetrepublik?

Sachkundige Beobachter der Sowjetunion stellen fest, daß die bereits vor einiger Zeit für wahrscheinlich gehaltene Möglichkeit Tatsache zu werden beginnt und die obersten Machthaber des roten Regimes den Deutschen von Kasachstan ein autonomes Gebiet einräumen wollen. Schon seit längerer Zeit machen die Deutschen im Sowjetbereich durch ihre Arbeits- und Aufbauleistungen auf sich aufmerksam.

Etwa 800.000 Deutsche leben in diesem Riesengebiet, was nicht einmal der Hälfte der in der UdSSR lebenden Deutschen entspricht. Daß die Sowjets mit diesem Plan verschiedene Absichten verfolgen, ist klar. Hier wird an einer immer unsicherer werdenden Grenze im Fernen Osten ein Volksteil herangezogen und angesiedelt, der Siedlungskräfte und Abwehrmöglichkeiten in sich vereinigt. Gleichzeitig hofft man insgeheim, daß man damit den Wunsch der Deutschen nach der sogenannten Aussiedlung in die Bundesrepublik etwas hemmen kann. Deutsche Wochenzeitung 3/80

UdSSR: Fünf Millionen Zwangsarbeiter?

Fünf Millionen sowjetische Staatsbürger verbüßen derzeit in der UdSSR Zwangsarbeitsstrafen, versichert der sowjetische Physiker und Regimekritiker Juri Orlow in einem in der belgischen Zeitung „Libre Belgique" veröffentlichten Bericht. Der Bericht über den Strafvollzug in der UdSSR ist nach Angaben des Blattes aus dem Lager von Perm (Ural), wo Orlow eine mehrjährige Strafe verbüßt, nach Belgien geschleust worden.

Salzburger Volkszeitung, 15. 9. 1979

Sowjetgefangener frei

Insgesamt 30 Jahre seines Lebens hat der heute 59jährige Svatoslav Karawanski in der UdSSR in Haftanstalten und Lagern verbracht, bevor er im vergangenen September freigelassen wurde und nun mit seiner Frau Nina, die vier Jahre Gefängnis hinter sich hat, in den Westen ausreisen konnte.

Salzburger Volkszeitung, 1. 12. 1979

Zum Schmunzeln!

Die offizielle Moskauer Olympia-Zeitschrift brachte unter dem Titel „Im Geiste von Helsinki" folgende, vom „Deutschland-Magazin" 2/80 der westlichen Welt vermittelten Nachricht:

„Die Olympischen Spiele werden zum erstenmal von einem Land veranstaltet, dessen gesamte Innen- und Außenpolitik an den Idealen von Frieden und Völkerfreundschaft orientiert ist, und wo zum erstenmal in der Geschichte wahre Gleichheit und Brüderlichkeit herrschen." m

Gemischtnationale Bevölkerung im nördlichen Ostpreußen

Im Frühjahr 1945 wurde die deutsche Bevölkerung im nördlichen Ostpreußen vollständig ausgesiedelt. Die heutige Wohnbevölkerung des verwaltungsmäßig zur russischen SFSR gehörenden Verwaltungsgebietes Königsberg besteht — abgesehen von wenigen Tausend Altsiedlern (Litauer, Polen u. a., die bereits vor 1945 dort beheimatet waren)

— überwiegend aus Neusiedlern, die seit 1945 in das ehemalige nördliche Ostpreußen umgesiedelt wurden, und deren Nachkommen. Von den insgesamt 0,732 Millionen Einwohnern (1970) des Gebietes stellen die Russen mit 564.469 Personen (entsprechend 77,15 Prozent der Gesamtbevölkerung), die Weißrussen mit 68.808 Personen (9,4 Prozent), die Ukrainer mit 48.044 Personen (6,6 Prozent) und die Litauer mit 23.376 Personen (3,2 Prozent) die zahlenstärksten Bevölkerungsteile dar. Kleinere nationale Gruppe sind die Juden (4525), Angehörige des finnisch-ugrischen Volkes der Mordwinen (3280) und türkischer Völker (vgl. 2752 Tataren, 2713 Tschuwaschen).

Das Russische ist in diesem Gebiet mit Abstand die wichtigste Kontaktsprache.

Europa Ethnica 4/79

Noch über 500.000 ausreisewillige Deutsche in Ostblockländern

Von den über zwei Millionen Deutschen, die in den Gebieten östlich von Oder und Neiße leben, wollen noch mindestens 500.000 in die Bundesrepublik Deutschland aussiedeln. Das in Prien erscheinende Deutschland-Magazin machte darauf aufmerksam, daß allein in der Sowjetunion die Zahl der aussiedlungswilligen Deutschen, über die die amtlichen Stellen jede Angabe verweigern, bei „einigen Hunderttausend" liege. Erneuerung und Abwehr 2/80

Keine Rückkehr von Besuchsreisen

Seit der Unterzeichnung des Ausreiseprotokolls mit der polnischen Regierung sind aus Polen bis August 1979 17.139 Personen ohne Genehmigung Warschaus in die Bundesrepublik Deutschland übersiedelt. Wie die Staatsministerin im Auswärtigen Amt Hildegard Hamm-Brücher in einer Fragestunde des Bundestages in Bonn mitteilte, blieben sie als Besucher von Familienangehörigen in der Bundesrepublik zurück.

Erneuerung und Abwehr 2/80

Rheinland 1936 und Kabul 1980

Der Pariser Korrespondent der Wiener Tageszeitung „Die Presse" Hans Bartsch verglich am 31. Jänner das Afghanistan-Unternehmen der Sowjets mit der Lage, die durch die Besetzung der entmilitarisierten Zone des Rheinlandes von 1936 entstanden war. Frankreich sei weder einmarschiert noch habe es die Olympischen Spiele Berlin 1936 boykottiert. Wir pflichten dem Korrespondenten bei, daß die Trennung von Sport und Politik eine Fiktion sei. Der Vergleich der beiden geschichtlichen Ereignisse hinkt jedoch erheblich. Zwar war die Besetzung dieser linksrheinischen Zone eine stille Aufkündigung des Diktates von Versailles in diesem Punkte, doch welches Naturrecht konnte bestimmen, daß deutsche Soldaten nicht auch in diesem Teil des übriggebliebenen Deutschland stehen sollten? Es war ja auch die Saar heimgekehrt im Jahre 1935. Die Sowjets aber haben sich durch den Marsch an die pakistanische und iranische Grenze um ein großes Stück den warmen Meeren und den Ölfeldern genähert und damit ein Gebiet besetzt, das ihnen weder so noch so gehört hat.

Afghanistan und Rudolf Heß

Den Einmarsch der Roten Armee in Afghanistan hat jetzt der Verteidiger von Rudolf Heß, der ehemalige bayerische Innenminister Dr. Alfred Seidl, zum Anlaß genommen, den amerikanischen Präsidenten Carter auf den Fall des in Spandau inhaftierten Reichsministers aufmerksam zu machen. In einem Brief nimmt Dr. Seidl auf Carters Fernseherklärung zur Sowjetinvasion in Afghanistan Bezug. Der US-Präsident hatte den Einmarsch unter anderem als „Bedrohung des Weltfriedens" gegeißelt. Trotzdem erwäge Amerika wie auch in anderen Fällen nicht, die für diesen Angriffskrieg verantwortlichen staatlichen Organe der Sowjetunion persönlich und strafrechtlich vor ein internationales Gericht zu fordern. Heß dagegen sei im Oktober 1946 vom Internationalen Militärtribunal in Nürnberg wegen der „Planung, Vorbereitung und Führung eines Angriffskrieges" zu lebenslanger Haft verurteilt worden. Einen solchen Rechtssatz des Völkerrechtes gibt es auch heute noch nicht — wie eben die Reaktion auf die Einverleibung Afghanistans durch die Sowjets zeigt.

Deutsche Nationalzeitung 3/80

Und die Teilung Deutschlands?

Aus einem Hirtenbrief der polnischen Bischöfe vom 11. November 1978, dem Jahrestag der Wiedererlangung der Unabhängigkeit Polens:

„Die Teilungen Polens waren eine Verletzung der moralischen Ordnung in Europa, so wie jede Aneignung fremden Eigentums eine Verletzung der moralischen Ordnung ist. Eine solche ist auch; in unvergleichbar größerem Maße, die Annexion fremden Landes und das Streben nach Entnationalisierung der unterjochten Bevölkerung."

BDD-Nachrichten 6/1980

Deutsche Schulen?

Der Wochenzeitung der Heimatvertriebenen aus Jugoslawien, Rumänien und Ungarn „Der Donauschwabe" Nr. 4/80 entnehmen wir folgende Meinung über die Schulen in Rumänien:

„Sogenannte deutsche Schulen sind ein Mittel zur Rumänisierung. Die einzige deutsche Mittelschule in Temeschburg mit etwa 1600 Schülern besteht zu 75 Prozent aus Andersnationalen. Deutsche Kinder bekommen darin keinen Platz, sie müssen daher rumänische Schulen besuchen, wenn sie etwas lernen wollen."

145 deutsche Zeitungen im Ausland

145 deutsche Zeitungen erscheinen derzeit im Ausland, 15 davon im Ostblock. Den insgesamt 27,1 Millionen Auslandsdeutschen (3,4 Millionen davon im Ostblock) steht nur eine Gesamtauflage von 500.000 Exemplaren zur Verfügung.

Wie anders hingegen sah es beispielsweise 1890 in den USA aus: Damals gab es in der Neuen Welt nicht weniger als 727 deutsche Zeitungen . . .

Zu den größten deutschen Zeitungen im Ausland gehört heute die in Vancouver (Kanada) erscheinende „Pazifische Rundschau" mit einer Auflage von rund 10.000 Exemplaren.

Während die Bundesregierung in Bonn nicht einmal den deutschen Zeitungen im Ausland nennenswerte Unterstützung zuteil werden läßt, unternimmt die DDR alles, um ihr Propagandamaterial an den Mann zu bringen. Ausländische Redaktionen, Schulen und Vereine werden, wie Auslandsdeutsche immer wieder übereinstimmend berichten, laufend mit entsprechenden Veröffentlichungen aus Ost-Berlin geradezu überschüttet. „Globus" 3-4/1979

Rettung der elsässischen Sprache?

60 Schriftsteller, Sänger, Theaterleute und Pädagogen haben jetzt einen Aufruf zur Rettung der elsässischen Sprache veröffentlicht. Sie fürchten, daß im Jahr 2000 die Jugend die Sprache ihrer Vorfahren nicht mehr versteht, wenn die regionale Politik der elsässischen Sprache keinen offiziellen Status verschafft. Im Gegensatz zu anderen sprachbewußten Regionen Frankreichs wie Bretagne, Okzitanien und Korsika wurde dem Elsaß von den Pariser Kulturbehörden bisher die offizielle Anerkennung verweigert. Das Pariser Argument lautete, Elsässisch sei nur eine andere Form einer „ausländischen" Sprache.

Alarmiert wurden die Veranlasser auch durch die Umfragen eines österreichischen Sprachforschers bei knapp 800 Schülern im Alter von 14 bis 16 Jahren. Dabei ergab sich, daß zwar deren Eltern zu 83 Prozent Elsässisch miteinander sprechen, die Geschwister jedoch untereinander nur zu 34 Prozent. 42 Prozent von ihnen benützten Französisch und der Rest eine Mischung aus beiden Sprachen.

Sowohl der regionale Dialekt in seiner gesprochenen Form wie auch das Hochdeutsch als die Schriftsprache soll nach Forderung der Spracheninitiative anerkannt werden. Der Volksbote 2/80

Ortsnamen-Regel

Der Stiftungsrat des Ostdeutschen Kulturrats empfiehlt folgende Regel für ostdeutsche und osteuropäische Ortsbezeichnungen:

„In deutschsprachigen Veröffentlichungen ist bei Ortsnamen und Landschaftsbezeichnungen im Bereich der deutschen Ostgebiete und der Siedlungsgebiete

Deutscher in Ostmitteleuropa und Südosteuropa ein unterschiedliches Verfahren zu beobachten, das zu Verwirrung und Mißverständnissen Anlaß gibt. Daher betrachtet es der Ostdeutsche Kulturrat für seine Aufgabe, eine klärende Stellungnahme abzugeben.

Es ist internationale Praxis, Orte und Landschaften durchgängig mit Namen zu benennen, die sie in der jeweils benutzten Sprache führen. Fremdsprachige Namen können in Klammern hinzugefügt werden. So ist es auch in Gebieten mit einer Bevölkerung unterschiedlicher Muttersprache vielfach gebräuchlich.

Wenn daher in einem deutschen Text Städte wie Breslau und Königsberg lediglich oder an erster Stelle mit ihrem heutigen amtlichen Namen bezeichnet werden, ist das eine Preisgabe bewährter Verfahrensweisen zugunsten politischer Absichten, die niemand gut heißen kann, dem an der historisch gewachsenen kulturellen Vielfalt Europas und an einer auf gegenseitiger Achtung beruhenden Verständigung der Völker gelegen ist."

Lebendige Geschichte

Zweimal in diesem Jahrhundert — vor 45 und vor 25 Jahren — entschieden sich die Deutschen im Saarland in freien Abstimmungen für die Wiedervereinigung mit ihrem deutschen Vaterland. Diese Beispiele zeigen, daß die volksfremden Beherrscher in der DDR die Forderung nach „freien Wahlen" wie der Teufel das Weihwasser fürchten müssen. Allerdings muß auch rühmend vermerkt werden, daß Frankreich den durch Abstimmungen dokumentierten Volkswillen respektiert hat.

Deutsche Wochenzeitung 2/80

Das Museum Rüsselsheim

Der Museumspreis des Europarats für 1979 wurde am 29. Jänner 1980 dem Städtischen Museum von Rüsselsheim (Bundesrepublik Deutschland) übergeben. Dieses Museum wurde erst kürzlich gegründet. Es zeigt die Entwicklung der Lebens- und Arbeitsgewohnheiten einer rheinischen Stadt, vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Rüsselsheim ist seit ungefähr hundert Jahren ein Zentrum der Automobilindustrie.

Gefahren durch das Wirtschaftswachstum für Südtirol?

Südtirol hat in den letzten Jahren einen großen wirtschaftlichen Aufschwung genommen; manche vergleichen ihn mit dem Wiederaufbau in der Bundesrepublik Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg. Jetzt tauchen aber Bedenken auf, ob es so weitergehen soll. Man befürchtet, daß der größte Reichtum des Landes, vor allem seine vielfach unberührte Naturlandschaft, durch die rücksichtslose Verbauung für neue Industrien und die Erweiterung von Hotels und Pensionen zerstört und damit die Grundlage des heutigen Wohlstandes vernichtet wird. Dazu kommt, daß durch das ungeregelte Wachstum die Zuwanderung von Arbeitskräften aus anderen Provinzen Italiens, die man aus volkspolitischen Gründen vermeiden möchte, gefördert wird. 1979 gab es 8700 provinzfremde Arbeitskräfte in Südtirol, die fast ausschließlich Italiener waren. Durch ein neues Landesentwicklungsprogramm will man daher das allzugroße Wirtschaftswachstum einschränken, mit dem landwirtschaftlichen Grünland sparsamer umgehen; im Fremdenverkehr soll in Zukunft der Grundsatz „mehr Qualität als Quantität" maßgebend sein und die Arbeitsmarktentwicklung soll sich den in der Provinz Bozen tatsächlich zur Verfügung stehenden Arbeitskräften anpassen.

JETZT AUCH
Damenkostüme
und
Mäntel
halbfertig
auch in Übergrößen
bei
Huber & Pichler
IV, MARGARETENSTRASSE 35
TEL. 57 44 59

Wille zum Kind weiter im Abnehmen

Laut vorläufigen Ergebnissen des Österreichischen Statistischen Zentralamtes stieg 1979 in Österreich die Zahl der Eheschließungen gegenüber 1978 um 2,2 Prozent, die Zahl der Geburten um 1 Prozent. Seit 1963 war somit erstmals wieder ein Geburtenanstieg zu verzeichnen. Diese Zahl täuscht jedoch insofern, als der allgemeine Wille zum Kind abermals gesunken ist. 1978 entfielen nämlich auf 1000 Frauen zwischen 15 und 45 Jahren noch 55,1 Lebendgeborene, 1979 waren es aber nur mehr 54,9. Die größten Geburtenrückgänge waren im Burgenland und in Vorarlberg zu verzeichnen. Wobei das Burgenland den geringsten, das Ländle den höchsten Lebensstandard zu verzeichnen hat.

Einer starken Abnahme der Säuglingssterblichkeit in der Steiermark, in Niederösterreich und in Vorarlberg stand 1979 eine deutliche Zunahme in Oberösterreich, Tirol und Wien gegenüber. Höher als im Bundesdurchschnitt war die Säuglingssterblichkeit in Wien, im Burgenland und in Niederösterreich.

Whe

Suche
zur Gestaltung einer zeitgeschichtlichen Sammlung Abzeichen, Belege, Stempel zum WHW. Zuschriften erbeten an:
A. Hametner, 3292 Gaming 222

Geburtenhoch in der DDR

In der DDR wurde im vergangenen Jahr die höchste Geburtenziffer seit neun Jahren erreicht. Die Entwicklung: 1973 rund 180.000, 1978 rund 232.000 und 1979 mehr als 235.000 Neugeborene. In der Bundesrepublik Deutschland wurden 1979 bei mehr als 60 Millionen Einwohnern nur noch knapp 500.000 Geburten festgestellt.

Deutsche Wochenzeitung 2/80

Österreichische Schulpolitik — ein bürgerliches Trauerspiel

Wer die Vorgänge kennt, die sich hinsichtlich der Frage, ob Ganztagsschule oder integrierte Gesamtschule, abspielen, kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß gegenüber dem klaren Konzept der Sozialisten kaum entsprechende Gegenvorschläge von anderer Seite zu finden sind. Während bei der linken „Reichshälfte" Klarheit über Vorstellungen und Möglichkeiten der künftigen Schulformen besteht, gibt es im sogenannten „bürgerlichen Lager" die verschiedensten, einander widersprechenden Gegenargumente. Es scheint tatsächlich ein bürgerliches Trauerspiel zu sein, wenn Schulsprecher dieser Parteien andere Meinungen vertreten, als in Resolutionen derselben Parteien festgelegt wurden.

Trotz allem steht fest, daß eine strenge Einführung der Ganztagsschule einen schweren Einschnitt in das Familienleben eines Großteiles der österreichischen Bevölkerung bedeuten würde.

Darüber hinaus würde die Ganztagsschule, die die Kinder den ganzen Tag über an die Schule bindet und erst in den Abendstunden nach Hause entläßt, das Ende jedes unabhängigen Vereinslebens bedeuten. Turnvereine und Kulturvereine hätten kaum mehr die Möglichkeit, an Kinder und Jugendliche in schulpflichtigem Alter heranzutreten.

Es wird Zeit, daß den vorliegenden Konzepten brauchbare und einhellig erarbeitete Gegenvorschläge entgegengestellt werden.

ko

1 Arbeitsplatz — 1 Million Schilling

Der amerikanische Automobilkonzern „General Motors" errichtet in Österreich eine Fabrik. Der österreichische Bundeskanzler gibt dem Konzern für jeden verfügbaren Arbeitsplatz eine Förderung in der Höhe von jeweils 1 Million Schilling. Während die österreichische Bevölkerung unter dem großen Steuerdruck des Finanzministers Androsch stöhnt, schenkt die sozialistische Regierung dem Multi-Konzern Beträge, wie sie bisher noch keinem einzigen inländischen Unternehmen gewährt wurden.

„Europa-Korrespondenz" 291/292

950 Millionen Analphabeten?

Die Zahl der Analphabeten wird trotz erheblicher Anstrengungen wegen des Bevölkerungswachstums der nächsten Jahre noch erheblich größer werden. 1970 wurde die Zahl der Menschen, die nicht lesen und schreiben können, auf 742 Millionen geschätzt, 1980 werden es bereits 814 Millionen sein und 1990 rund 884 Millionen.

Nach den Worten des Generaldirektors der UNO-Organisation für Erziehung und Wissenschaft (Unesco) Amadou Mathar m'Bow sind gegenwärtig etwa drei von zehn Erwachsenen Analphabeten. Die Menschheit werde die Jahrtausendwende mit 954 Millionen Analphabeten überschreiten. Falls die bisherige Entwicklung anhalte, so würden 1985 nur zwei Drittel aller Kinder zur Schule gehen.

Vorarlberger Nachrichten, 12. 9. 1979

Glaserei
Spiegel, Rahmen und Bilder
J. Reisch & Sohn
1140 Wien, Linzer Straße 373
Ruf 94 12 60

Deutsch als Fremdsprache

Rund 17 Millionen Schüler in 61 Ländern lernen Deutsch als Fremdsprache, davon über 12 Millionen in osteuropäischen Ländern. Dies geht aus einem „Sprachatlas" hervor, den Hildegard Hamm-Brücher, Staatsminister im Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, in Bonn vorstellte. An den Hochschulen gibt es rund 1,2 Millionen Deutsch-Studenten und etwa 4 Millionen Menschen in aller Welt lernen Deutsch in der Erwachsenenbildung. In westlichen Industriestaaten ist Deutsch von einer verpflichtenden Zweitsprache in ein Wahlfach umgewandelt worden.

JADM V/VI/79

Aufgespießt!

Wissen Sie, was Face-lifting ist? Die kosmetische Aufgabe, die Gesichtshaut einer ältere Dame zu glätten, zu entfalten! „Die Presse" vom 29. Jänner bringt uns die Neuigkeit: „Der Post steht ein Face-lifting ins Haus!" Ab 1981 soll die „Vollinformation" vorliegen. Das geht natürlich nur mit einem umfassenden „Marketingkonzept". So wird laut Untertitel der Postfuchs vermenschlicht. Jetzt reden die Füchse gar schon Kommerz-Chinesisch!

„Prozent" heißt seit eh und je Hundertsatz, ob man dies nun % schreibt oder 10 von Hundert sagt, was zwar sehr gutes Deutsch ist, sich aber nicht recht durchgesetzt hat. Nun hören wir neuerdings im Fernsehen in zunehmendem Maße nicht mehr von Prozenten, sondern von Prozentpunkten: Sportler N. N. ist um 2 Prozentpunkte zurückgeblieben! Moderner geht's nimmer!

„Eigene Ergänzungstickets für neue Straßenbahntarife", so lautete eine Überschrift in der „Presse" vom 15./16. Dezember 1979. Fein, daß wir die alten Tickets mit einer Ergänzungskarte weiterverwenden konnten. Man kann diese Tickets aber auch in der Direktion umtauschen. Wie arm waren wir doch früher, als wir noch mit einfachen (und billigeren!) Fahrscheinen ausgekommen sind. Immerhin schon ein Fortschritt: man hätte statt Straßenbahntickets doch auch Tramwaytickets sagen können. Der Schmock ist halt gar nicht „auf Draht".

Wissen Sie, was Zement ist? Ei freilich! Ein besonderer Mahlstaub, den man mit Bindemitteln und Wasser anrührt und daraus nach der Erstarrung Beton, somit etwas besonderes Festes gewinnt. Man betoniert also etwas ein, um es ganz fest zu machen. Die meisten Schreiberlinge begnügen sich mit „einzementieren". Die würden aber staunen, wie schlecht das hält, nur so mit Staub. Dr. Hubert Feichtlbauer von der „Furche" (Nr. 6/80, S. 1) muß also nicht eine Zementierung, sondern eher eine Betonierung der SPÖ-Herrschaft fürchten. Auch nicht „ohne"! Rh

Immunisieren wir uns vor einer Reduzierung auf ein Denudativum

Eine halbe Million Schilling hat unser Innenministerium für eine kriminalsoziologische Untersuchung bezahlt. Die beauftragte progressiv-denkende Kriminalsoziologin kommt in ihrer Studie zu folgendem Schluß: „Der Mensch wird als Delinquent auf ein Denudativum reduziert." — Es ist dies wieder einmal ein Beweis dafür, wie unverständlich man in gewissen Kreisen mit dem Gebrauch der Sprache umgeht. Und weil doch viele Menschen ebenso „gebildet" erscheinen wollen, benützen sie selbstverständlich mit Vorliebe die immer neu auftauchenden Fremdwörter. Nun kann man allerdings auch die Beobachtung machen, daß da und dort mundartliche Ausdrücke in den Vordergrund geschoben werden, und leider macht sich's auch die Presse mitunter recht bequem, wenn sie zum Beispiel von „Metallern" statt von Metall-Arbeitern usf. schreibt. Schließlich gewinnt man den Eindruck, daß manche unserer Zeitgenossen ein schlechtes Deutsch offensichtlich für ein gutes „Österreichisch" halten. — Solche Überlegungen mögen dazu führen, daß wir selbst stets um die Reinhaltung unserer schönen deutschen Muttersprache bemüht sind. Plangemeinschaft „Schöneborn"

Bitte, was ist multidirektionell? Dr. Ernst Ziegeleder in Salzburg belustigt sich über die geistige Armut unseres Werbefernsehens. Schwer betroffen war er von der Wucht des Wortes multidirektionell im Zusammenhang mit Ski-Bindungen. Da versagt unsere humanistische Bildung.

Salzburger Nachrichten, 6. 2. 1980

Zankapfel Österreichisches Wörterbuch. Durch notwendige Kürzung einiger Sätze ist in der Stellungnahme von Robert Hampel im Feberheft eine falsche Verlagsangabe erfolgt. Nicht im Auftrag der Wiener Akademie der Wissenschaften, sondern im Auftrag des Bundesministeriums für Unterricht und Kunst ist die 35. Auflage im Österreichischen Bundesverlag erschienen. Weggeblieben ist ferner ein Absatz zum wienerischen Wort „gotikeit".

„Gotikeit"

Manche Kritiken am Österreichischen Wörterbuch werden ohne Bedacht auf die Gesamtkonzeption des Werkes vorgenommen. Das Österreichische Wörterbuch bietet auf knappem Raum Rechtschreibung, grammatische Angaben, Aussprache und Bedeutung unseres Wortschatzes, nicht aber Etymologie. Man kann daher nicht für einzelne Fälle Herkunftsangaben fordern, wie es etwa die „Wiener Sprachblätter" (29. Jg., 6. H., S. 174) für gotikeit tun. Diese österreichisch-bairische Wendung für „gewissermaßen, sozusagen, gleichsam" ist übrigens nicht lateinischer Herkunft (aus quod dicat), wie in den „Sprachblättern" auf Grund einer Volksetymologie angenommen wird, sondern eine uralte deutsche Fügung (durch) got der keit (so wie Gott sagt) zu altdeutsch keden, köden „sprechen, sagen", das jetzt nur noch in den ältesten Sprachinselmundarten erhalten ist. Das zeigen nicht nur die älteren Formen dieser Wendung, sondern auch deren Synonyma, wie gotsprich, gotwolsprich (vgl. auch J. A. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch 1828 ff., 1, 961). Maria Hornung

FAHNEN-GÄRTNER
Ges.m.b.H.
5730 Mittersill, Sbg.
Tel.: 0 65 62 / 247 Serie
Telex: 06-6652
Flaggen und Wimpel in jedem Stil von Fahnen-Gärtner in Mittersill
FAHNEN-DRUCKEREI, -FÄRBEREI, -NÄHEREI, -STICKEREI

■ Veranstaltungsberichte ■

Deutsch-brasilianischer Chor in Wien

Auf Grund einer Einladung der Österreichischen Landsmannschaft, die auch die Kosten für den Aufenthalt übernommen hat, kam im Rahmen einer Reise durch deutsche Großstädte der deutsch-brasilianische Chor „25. Juli" aus Porto Alegre auch nach Wien. Trotz einer Vielzahl von Veranstaltungen und Ferienbeginn konnten zahlreiche Freunde und Mitglieder der Österreichischen Landsmannschaft am Samstag, den 2. Februar, die eindrucksvollen und sehr ansprechenden Darbietungen des Chores miterleben.

Der Chor, der seinen Namen nach dem Ankunftsdatum der ersten deutschen Siedler (25. Juli 1824) in San Leopoldo bei Porto Alegre im südlichen Brasilien erhielt, brachte Lieder und Tänze aus der neuen Heimat. Der Aufenthalt in den bundesdeutschen Städten und in Wien sollte den zirka 50 Jugendlichen, die zum Großteil aus deutschstämmigen Familien kamen, Gelegenheit geben, die Heimat ihrer Vorfahren kennenzulernen.

Die Veranstaltung war ein voller Erfolg. Die Jugendlichen, die mit ihrer frischen Art die Zuhörer begeisterten, verspürten echte Anteilnahme des Publikums. Mit dem von allen gemeinsam gesungenen Lied „Kein schöner Land ..." wurde die Veranstaltung beendet.

Anschließend gab es noch ein geselliges Beisammensein, bei dem gemeinsam gesungen und getanzt wurde. Junge Turner hatten hiezu eigens ihre Spielmusik geholt.

Der Aufenthalt in Wien, bei dem die Gruppe auch eine ganztägige Stadtführung erleben konnte, wird unseren Freunden aus Übersee sicherlich in schöner Erinnerung bleiben und mithelfen, das Bewußtsein ihrer Herkunft zu stärken. Ko

Kanaltaler Kulturverein

Dieser erst kürzlich gegründete Verein veranstaltete zwischen Weihnachten und Neujahr zum ersten Mal ein Weihnachtssingen in Zusammenarbeit mit fast allen Chören des Tales von Malborgeth, Saifnitz, Tarvis und Raibl sowie mit zwei Gesangsgruppen aus Kärnten, und zwar der Sangesrunde Fellach-Oberdorfer, Villach, und dem Almrauschquintett Arnoldstein. Zur musikalischen Gestaltung trugen eine Gruppe des Zithervereines „Draustadt" und die Flötenfamilie Czipot, beide aus Villach, bei. Großen Eindruck machten die in fünf Sprachen gesungenen Weihnachtslieder. Jede Gruppe sang neben einem deutschen Lied verschiedentlich lateinisch, italienisch, friulanisch und slowenisch. Zum Schluß wurde von den Sängergruppen und den Zuhörern gemeinsam „Stille Nacht, heilige Nacht" gesungen.

Mit dieser Veranstaltung hat der Kanaltaler Kulturverein seine Feuerprobe bestanden. Volksbote 4/80

Winterlager bündischer Jugend

Mit etwa 200 Teilnehmern aus allen Teilen der Bundesrepublik veranstaltete der Bund heimattreuer Jugend in den Weihnachtsferien des vergangenen Jahres ein Winterlager in der Jugendherberge Alpirsbach/Schwarzwald. Die Jugendlichen, die in fünf Altersgruppen eingeteilt waren, erlebten ein gedrängtes Programm, dessen Höhepunkte eine Fahrt nach Straßburg und eine Feier anläßlich des Jahreswechsels waren.

Der jungen Führungsmannschaft ist es wiederum gelungen, sinnvolle Freizeitgestaltungsmöglichkeiten zu bieten und die Teilnehmer zu begeistern.

Viel Heiterkeit bei der „Poesie"

Am 23. Jänner gab die Linzer Gesellschaft „Poesie" im Ursulinenhof traditionsgemäß einen „heiteren Abend". Obwohl sie auf Derbheiten verzichtete, gelang es ihr auch diesmal, ihre Zuhörer gut zu unterhalten. Die Sprecher Irmingard Commenda, Josef Viktor Stummer und Rudolf Nowotny. Sie gaben prächtige Stücke der heiteren Muse zum besten. Insgesamt standen zweiundzwanzig Titel auf dem Programm. Willy Rößner mit zwölf Kräften seines Linzer Amateur-Barock-Ensembles gliederte den vergnüglichen Abend in sehr schöner Weise auf.

Hermann Godstätter

Musik der Meister — 4. Abend

Am 2. Februar war das Konzertprogramm des Volksbildungskreises Beethoven und Bruckner gewidmet. Ein Höhepunkt: Kurt Wöß hat dirigiert! Nach Beethovens Dritter Leonorenouvertüre kam opus 37, das Konzert für Klavier und Orchester Nr. 3, in dem der bedeutende Koreaner Nak-Ho Paik nun schon zum zweiten Male als Pianist rühmlichst agierte. Es ist höchst schätzenswert, daß man in diesem Zyklus auch Solisten erlebt, die nicht so bekannt sind, wie sie es längst ihrer Kunst nach verdienten. Nach der Pause kam Bruckners Dritte Symphonie, d-moll, in der Fassung von 1889.

Franz-Traunfellner-Ausstellung in Wels

In der Galerie der Stadt Wels (Museumsgebäude Pollheimerstraße 17) fand am Abend des 7. Februar d. J. unter großer Beteiligung die Eröffnung einer etwa 60 Ausstellungsstücke umfassenden Schaustellung der Holzschnitte, Farbholzschnitte, Radierungen und Ölbilder Professor Franz Traunfellners statt. Sie zeigt, daß der Künstler seinen Stoffen und sich selbst treu geblieben ist und doch immer wieder Neuerschautes vorlegen kann. Diese Ausstellung wird bis 9. März zugänglich sein.

Für Ihre Gesundheit und als Brotdelikatesse
Wiener
Simonsbrot
das hochwertige Vollkornbrot
Simonsbrot Liebich & Co.,
1222 Wien, Meißauergasse 11

Terra Cymbria — Freunde der Zimbern

Die alljährliche Hauptversammlung dieses Volkstums-Schutzvereines hat am 15. Februar 1980 in Horn stattgefunden.

■ Vorschau ■

Oberösterreichisches Jagdmuseum Schloß Hohenbrunn

Das ab 29. März wiedergeöffnete Schloß Hohenbrunn bei St. Florian zeigt heuer aus Anlaß des 150. Geburtstages von Kaiser Franz Joseph eine Sonderschau „Kaiser Franz Joseph I. als Jäger". Diese Ausstellung wird bis 2. November täglich (außer Montag) von 10—12 und 14—18 Uhr geöffnet sein.

Empfehlenswerte Kundfahrten nach Ungarn und Rumänien

Bärbel Schöfnagel legt nunmehr ein genaues Programm für drei Fahrten vor, die uns die Kenntnis jener Räume vermitteln sollen, in denen das Deutschtum einst wichtige Pionierarbeit geleistet hat.

Vom **18. bis 20. April** geht es nach **Budapest.** Professor Nitschmann führt in bewährter Weise. Genächtigt wird in Esztergom (Gran). Reisekosten einschließlich Nächtigung und Verpflegung öS 870.—. Baldige Anmeldung unter 86 09 374 oder schriftlich: Franz-Parsche-Gasse 13, A 1235 Wien-Liesing.

14. bis 21. Juni 1980: Urlaubsreise zu den Donauschwaben nach Südungarn (Schwäbische Türkei). Fahrtkosten für Autobus, Unterbringung, Frühstück und Reiseführung durch Einheimische öS 2500.—. Anmeldung siehe oben, so bald wie möglich.

28. Juni bis 8. Juli: Urlaubsreise nach Siebenbürgen. Für ein reichhaltiges Programm, das an o. a. Adresse angefordert werden kann, sind öS 3000.— als Hauptkosten vorgesehen. Diese Autobusreise ist bereits in ihrer Route mehrfach bewährt. Nützen wir diese Möglichkeit, Siebenbürgen endlich kennenzulernen! Wie lange wird es noch möglich sein?

Alle diese Reisen sollen frühzeitig bestellt und damit gesichert werden!

Deutsche Kulturwoche in Rumänien

Nachdem sich die Bundesrepublik Deutschland bereits im Jänner in Budapest kulturell bemerkenswert gezeigt hat, findet vom 14. bis 21. April in Bukarest die zweite Deutsche Kultur-

woche im Ostblock statt. Neben einem Ballettabend der Hamburger Staatsoper (Sommernachtstraum) bringt das Bochumer Schauspielhaus „Torquato Tasso" in der Inszenierung von Claus Peymann und das Münchner Theater in der Kreide (TIK) die „Dreigroschenoper". Ferner finden Jazzkonzerte, eine Buchausstellung, fünf Filmabende aus der neueren Schaffenszeit und ein Symposion der Münchner Südosteuropa-Gesellschaft statt. Tagespost, 6. 2. 1980

Flandernfahrt des Überbündischen Kreises

Für die Zeit vom 20. bis 30. Juni ist diese Fahrt (Jizerbedevaart) vorgesehen. Kosten etwa DM 800.— einschließlich Unterkunft, Verpflegung, Busfahrt und Besichtigungen. Anfragen an Frau Ilse-Carola Salm, Esterbergstraße 11, D 8135 Söcking.

Auch heuer wieder veranstalten wir unser

Kinder- und Jugendlager

auf Schloß

Trautenfels

vom 13. bis zum 27. Juli 1980

Aufenthalts- und Verpflegskosten:
VBK-Mitglieder 1870 öS (265 DM),
Nichtmitglieder 1980 öS (280 DM)

Leitung: Gerhard Göhhaber

Auskunft und Anmeldung im VBK-Sekretariat

■ Persönliches ■

Dkfm. Dr. Josef Rudolf Gottwald — ein Siebziger

Am 3. März feiert Dr. Gottwald, ein gebürtiger Troppauer, in Gerasdorf bei Wien seinen 70. Geburtstag. Wir wünschen diesem auch in seinem Ruhestand äußerst regen Sudetendeutschen, der sich so begeistert einsetzt für Fragen der Frühgeschichte und des deutschen Volkstums und der auch sehr gute einschlägige Vorträge hält, weiterhin Gesundheit und Schaffensfreude.

Heinz-Georg Rondoch †

Aus Bonn erreicht uns die ergreifende Nachricht, daß dort am 14. Jänner im sechzigsten Lebensjahr unser Bezieher und reger Brieffreund Oberamtsrat Rondoch plötzlich verstorben ist. Heinz-Georg Rondoch war u. a. Bezirksvertreter der Landsmannschaft Ostpreußen für das Kirchspiel Grabnick. Er war stolz darauf, Leutnant der ehemaligen 44. Infanterie-Division der Hoch- und Deutschmeister zu Wien gewesen zu sein. Sein Lebensweg hat ihm vom äußersten Nordosten Deutschlands nach Westen in dessen heutige Hauptstadt geführt. Dazwischen lag viel Kampf und ständige Bewährung in der Treue. So gedenken auch wir seiner in Treue und sprechen seiner Witwe und seinen drei Kindern unsere herzlichste Teilnahme aus.

Großzügige Spende

„Aus Anlaß des zehnten Todestages unseres Vaters und in seinem Sinne schicken wir heute eine Geldsumme für die deutsche Schutzarbeit. Johanna und Renate Osbitsch."

Wir danken den Töchtern des am 6. Feber 1970 verstorbenen Kärntner Malers, Bildhauers und Tondichters Franz Osbitsch für ihre großzügige Spende!

● Stempel, Schilder

Industriegravierungen
A. Margreiter's Enkel
Hans Hilscher
Gegründet 1884
9, Spitalgasse 1
42 74 11, 42 82 68
Stempel, Schilder

● Foto, Optik

Optik Kronfuß
alle Kassenanweisg.
6, Gumpend. Str. 106
12, Dörfelstraße 3 a

Optik
Kronfuß
Wien VI, Gumpendorfer Str. 106
Wien XII, Dörfelstraße 3 a
IHR BRILLENBERATER
Übernahme aller Kassenanweisungen

Eckart-Ratgeber

Jede kulturelle Arbeit bedarf auch der praktisch-wirtschaftlichen Ergänzung. Wer preiswert Schönes, Nützliches und Gediegenes sucht oder anzubieten hat, möge hier unser Bezugsquellenverzeichnis benützen. Jeder kann zur Verbesserung das Seine beitragen.

● Schneiderwerkstätten, Schnitte, Fertigkleidung

Huber & Pichler
Spezialhaus für Halbfertigkleidung
4, Margaretenstr. 35
57 44 59

Gottfried Figerl
Maßschneiderei für Herren- und englische Damenkleidung, großes eigenes Stofflager
4, Kettenbrückeng. 14
57 17 27

ALLA
Betriebseinrichtungen
Fast alles für:
Lager, Transport (innerbetr.), Garderobe, Büro
„ALLA", Ges. m. b. H.
Ing. Alexander Laher
Wilhelminenstraße 1, 1160 Wien, Fach 60
(0222) 45 16 26 Serie

● Möbel- und Vorhangstoffe, Teppiche, Linoleum, Plastik

Teppiche, Bodenbeläge
Plastikdächer - technische u. Haushaltartikel, Kunststoffe
Steinwender
9010 Klagenfurt, Getreidegasse 8

● Bücher, Papierwaren

Dr. Anton & Emma Finze
Papierwaren - Spielwaren - Parfümerieartikel
1060 Wien VI, Liniengasse 15

Eichendorff-Haus
Buchhandlung
1, Stadiongasse 9
42 93 92

ANZENBERGER-CHEMIE

4820 BAD ISCHL
Marie-Louisen-Straße 4
Ruf (0 61 32) 37 31, 24 55
39012 MERAN
Via Schaffer 76
Ruf (04 73) 33 0 12
8228 FREILASSING
Bräuhausstraße 3
Ruf (0 86 54) 13 91

Wasch- und Reinigungsmittel für Haushalt, Gewerbe und Spezialreiniger für Industrie. Boden-, Stein- und Möbelpflegemittel, Autopolituren (1 a-Plastik-Lackschutz)

KOSMETIK:
„Ischler Kräuterbad" und Haarshampoo
„Alpenkräuter-Franzbranntwein"

PREISLISTE ANFORDERN

Gegr. 1884
MARGREITER
Stempel
Gummidruckklischee
Metallschilder
Paginiermaschinen
Industriegravierungen
erzeugt der altbewährte Fachbetr.
A. Margreiter's Enkel
H. HILSCHER
Stempelfabrik und Maschingravieranstalt
WIEN IX, SPITALG. 1
42 74 11, 42 82 63

Schöhl D-1000 Berlin 12
Wielandstraße 45
Galerie Aristides
Bücher und Bilder, Buchhandlung

Sport-Hirsch
Inh. H. KLEMENT
Das Fachgeschäft für Sportausrüstung u. Sportbekleidung, Spezialgeschäft f. d. Angelsport
1020 Wien 2, Praterstraße 11
Telephon 55 16 02

DER halb FERTIGE Anzug, Huber & Pichler
IV. MARGARETENSTR. 35
Auch in Übergrößen

MALEREI UND ANSTRICH
VIKTOR Roisl
Ges. m. b. H. & Co. KG.
1030 Wien III, Rechte Bahngasse 30-32
Telephon 73 44 28, 73 44 29

100 Jahre Schutzarbeit in Österreich

100 Jahre Gründung des Deutschen Schulvereins
Jubiläumsausstellung 9. bis 21. Mai 1980 Palais Palffy Wien

Hundert-Jahr-Feier des Deutschen Schulvereins

Wie schon berichtet, veranstaltet die Österreichische Landsmannschaft anläßlich der Wiederkehr des 100. Gründungstages des Deutschen Schulvereins eine Jubiläumsausstellung im Palais Palffy vom 9. bis 21. Mai 1980. Die Leistungen des Deutschen Schulvereins und der Österreichischen Landsmannschaft als Nachfolgeverein sollen gewürdigt werden. Schautafeln, Bilder, Siedlungskarten, Archiv- und Erinnerungsstücke werden einen Überblick über die Geschichte der Schutzarbeit geben.

Gleichzeitig findet eine Sonderschau des Vereines der Freunde der im Mittelalter von Österreich aus besiedelten Sprachinseln statt. Über die Sprachinseln Pladen, Tischlwang, Zahre, das Fersental und über die 13 Gemeinden der Provinz Verona sowie die Lage des Deutschtums in diesen Gebieten wird berichtet werden. Ein weiterer Teil der Ausstellung soll sich mit der Gottschee beschäftigen.

Im Rahmen dieser Ausstellungen sind zahlreiche Veranstaltungen geplant, zu denen Volkslied- und Volkstanzgruppen aus den genannten Gebieten und Südtirol kommen werden. Am Freitag, dem 9. Mai 1980 findet unter Mitwirkung des deutsch-zimbrischen Chores Asta (bei Rowan/Roana in den Sieben Gemeinden, Provinz Vicenza) die festliche Eröffnung statt.

Hundert Jahre deutsche Kultur- und Schutzarbeit in Österreich sind Anlaß genug, die Arbeit des Deutschen Schulvereins und seiner vielen freiwilligen Helfer für die Erhaltung unseres Volkstums zu würdigen.

Alle unsere Freunde sind aufgerufen, die Jubiläumsausstellung zu besuchen und auch andere, die über Schutzarbeit interessiert werden sollen, auf die geplanten Veranstaltungen hinzuweisen. Ko

■ Veranstaltungen ■

Ballkalender für März

Sa, 1.: Ball des Kameradschaftsbundes IV, Restaurant „Grünes Tor"

Volksbildungskreis

Wien 4, Prinz-Eugen-Str. 44, 65 52 193
Dienststunden 16—19 Uhr außer Di

Mi, 5.: 18 Uhr, Weinhebersaal, Vortrag mit Lichtbildern, Dkfm. Dr. Josef Rudolf Gottwald „Siebenbürgen II". Ein Einblick ins Kulturleben der Siebenbürger Sachsen. Unkostenbeitrag S 15.—.

Do, 6.: 7. Abend Zyklus „Wozu der Mensch lebt — woher er kommt — wohin er geht". Geisteswissenschaftlicher Vortrag von Ernst R. Vicenty.

Do, 13.: 18 Uhr, Briefmarkenrunde, Kernstockzimmer VBK.

Do, 13.: 18 Uhr, Lichtbildervortrag „Marokko" von Dr. Gerlinde Schmidt, Weinhebersaal VBK.

So, 16.: Führung durch das „Österreichische Museum für Volkskunde", 8, Laudongasse 15—19, 10 Uhr beim Eingang. Leitung: Heribert Mißbach.

Mi, 19.: 19 Uhr, Adolf von Thadden, Zwanzig Jahre Deutschlandpolitik. Jugendseminar, Weinhebersaal VBK. Gesamtleitung: Mag. pharm. Helmut Kowarik.

Do, 20.: 19.30 Uhr, Film- und Fotorunde, Weinhebersaal. Leitung Rainer Knorr.

So, 30.: Wanderung auf den Hohen Lindkogel. Treffpunkt: Schnellbahnhof Meidling, Bahnsteig, 8 Uhr. Leitung: Hertha Horky.

Sudetendeutsche Landsmannschaft

Samstag, 1. März: **Märzgefallenen-Gedenkfeier** im Kongreßsaal Wien 5, Margaretengürtel 138—140, 16 Uhr. Es spricht Dr. Franz Pahl von der Südtiroler Volkspartei über das Thema „Überleben".

Sonntag, 16. März: Klemens-Hofbauer-Gedenkmesse in Wien 1, Kirche Maria am Gestade, 10 Uhr Messe und Predigt Prälat Univ.-Prof. Dr. Karl Hörmann, Gestaltung Prof. Dr. Koch.

Wiener Kulturkreis

Telephon 73 61 15

Mi, 12.: 19 Uhr, Prof. Dr. Roland Rainer: Der Garten — Erlebnisraum und Sinnbild. Vortragssaal des Ärztehauses, Frankgasse 8, Wien 9

Do, 27.: 19 Uhr: Dr. Thomas Chorherr: Männer, Mächte, Manipulationen. Vortragssaal des Naturhistorischen Museums

Naturschutzbund Wien

Sonntag, 23. März, Autobus, Abfahrt 7.30 Uhr. Vorfrühlingsfahrt zum Marchfelder Grenzland. Führung Lilli Schwindshackel. Kostenbeitrag: Mitglieder S 140.—, Gäste S 170.—.

Freie Akademie

Festsaal des Österreichischen Gewerbevereines in Wien 1, Eschenbachgasse 11

Mi, 13.: 19.30 Uhr, Monatsschau „Welt und Heimat", Dr. techn. Rainer Pawkowicz, Wien; „Marktwirtschaft und Demokratieverständnis als Idee und Wirklichkeit", Philipp Schoeller, Wien.

Neuer Klub Wien

1, Eschenbachg. 11 (Gewerbevereinshaus)

Mo, 10.: 19 Uhr: Abg. z. NR. a. D. Primarius Dr. Otto Scrinzi: „Nationale Politik in Österreich — heute?"

Neuer Klub Salzburg

Rainerstraße 14 (Hotel Pitter)

Di, 11.: 20 Uhr, Robert Scholz, „Tradition und Antikunst"

Josef-Viktor-Stummer-Abend

Die Gesellschaft „Poesie" in Linz veranstaltet am Mittwoch, den 26. März, ab 19.30 Uhr im Linzer Ursulinenhof zu Ehren des 70. Geburtstages Professor Stummers eine Lesung aus dessen Werken, die von den Schauspielern Eike Baum und Prof. Herbert Baum dargeboten wird! Musikalischer Rahmen: Tassilo-Quartett. Eintritt frei!

Feier zum 90. Geburtstag Prof. Mehls

Am 28. März 1980 findet in der Universität Wien im Sitzungssaal der Philosophischen Fakultät um 18 Uhr eine Feier des 90. Geburtstages von Univ.-Prof. i. R. Dr. Erwin Mehl unter Mitwirkung der Universitätssängerschaft „Barden zu Wien" statt.

An unsere Bezieher!

Aus unerklärlichen Gründen sind die im Jänner dem Eckartboten beigelegten Erlagscheine bei vielen Empfängern nicht eingelangt; wir haben dies aus zahlreichen Anrufen und Briefen erfahren. Daher sind dieser Folge neuerdings Erlagscheine beigelegt. Für jene Bezieher, die bereits bezahlt haben, ist diese neuerliche Beilage selbstverständlich gegenstandslos.

—

Wenn einem die 720 Minuten eines zwölfstündigen Tages ohne besonderen Ärger vergehen, so läßt sich von einem glücklichen Tag sprechen. *Fontane*

Der „Eckartbote" erscheint zum 1. jeden Monats. Jahresbezug S 140.— (DM 20.20), Einzelheft S 13.30.

Der „Eckartbote" ist das Organ der Österreichischen Landsmannschaft, des Schutzvereines nach dem Deutschen Schulverein. Jahresbeitrag S 50.— (DM 7.—).

Mitglieder erhalten den „Eckartboten" ermäßigt: Bezug und Beitrag zusammen S 173.— (DM 25.70).

Zahlungen an „Österr. Landsmannschaft", Wien, Postsparkasse Wien 1559.093, bzw. Berlin-West 332 00-101, oder **Bayerische Landesbank**, Girozentrale München, Kto. 25.553.

Verlagspostamt 1070 Wien; Schriftleitung und Verwaltung: 1070 Wien, Lindengasse 42, Ruf 93 91 26.

Geschäftsstelle in der BR Deutschland, Verlag Palmschriften, D 8990 Lindau, Postf. 3128, Tel. 08382/12 40.

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Schutzverein „Österr. Landsmannschaft", verantwortlich: Mag. Helmut Kowarik, beide: 1070 Wien, Lindengasse 42. — Druck: Karl Werner, 1071 Wien, Bandgasse 34.

P.b.b.
Erscheinungsort Wien
Postamt 1070 Wien
Unbestellbares Zurück nach 1070 Wien, Lindengasse 42

"... was mit der Glut gespielt, muß Aschen werden"

Zu einer großartigen Liebeserklärung an die deutsche Sprache und Dichtung

Johann Rist, Philipp von Zesen, Siegmund von Birken - kaum jemand kennt heute noch diese Namen von Dichtern der Barockzeit, es sei denn, er findet sie beim Blättern in einer Literaturgeschichte oder im Verzeichnis der Liederdichter im Evangelischen Kirchengesangbuch, wo sie sich in der Nachbarschaft der berühmteren Größen wie Simon Dach, Paul Gerhardt und Johannes Scheffler (Angelus Silesius) finden. Alle diese Namen und noch einige mehr werden plötzlich zu lebendigen Gestalten in dem neuen Buch von Günter Grass "Das Treffen in Telgte".

Nun wissen wir, daß es sich hier um eine Schlüsselgeschichte handelt, die die Gruppe 47 meint - schon aus der Widmung für Hans Werner Richter wird das deutlich. Kenner der literarischen Szene und der Mitglieder der Gruppe mögen ihre Freude daran haben, die einzelnen Personen und vielleicht auch einige Umstände der Dichtertreffen zu entschlüsseln und Karikaturen oder liebevolle Überzeichnung zu finden, wobei gewiß auch erfreulich ist, daß der unbefangene Leser weder Bissigkeiten noch ätzenden Spott entdeckt. Den ostdeutschen Historiker, der meint, daß eine Geschichtsschreibung ohne die Berücksichtigung der schönen Literatur keine richtige Geschichtsschreibung ist, freut an dieser Erzählung nicht nur die Idee, sich so ein Dichtertreffen im münsterländischen Wallfahrtsstädtchen Telgte während der Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück auszudenken und den wirklichen Dichtern Grimmelshausens Mutter Courage als nicht eben wundermilde Wirtin Libuschka zusammen mit dem "Jäger von Soest" als wendigem Tausendsassa und Organisator der nötigen Verpflegung gegenüberzustellen. (Grimmelshausen heißt hier nach seinem Geburtsort Gelnhausen). Noch mehr als die Idee aber erfreut die liebevolle, sorgfältige Beschäftigung mit den Dichtern und die starke, natürlich von der Sache gegebene, aber häufig eben nicht selbstverständliche Berücksichtigung der Ostdeutschen, der Ostpreußen und der Schlesier. Organisator und die Gegensätze ausgleichender Moderator ist der Königsberger Professor der Dichtkunst Simon Dach (1605-1659), der den Königsberger Domorganisten Heinrich Albert (1604-1651) mitbringt, und dieser sorgt wieder dafür, daß auch sein älterer Vetter Heinrich Schütz (1585-1672) als "großer alter Mann" den Lesungen zuhört und über Sprache und Musik spricht. Da wird bei der Gegenüberstellung der verschiedenen Mundarten von dem "vorherrschenden Schlesisch" und von dem "zwischen Memel und Pregel gewalkten Preußisch" Simon Dachs gesprochen. Und Schlesier werden wirklich in großer Zahl vorgestellt: von den Großen, wie Andreas Gryphius (1616-1664), dem Epigrammatiker Friedrich von Logau (1604-1655) und dem damals noch studierenden und kaum bekannten Johannes Scheffler (1624-1677) angefangen über Christian Hofmann von Hofmannswaldau (1617-1679) bis hin zu kaum bekannten und damals gar nicht gedruckten Dichtern wie Daniel Czepko (1605-1660), der freilich den jungen Scheffler "entdeckt" hatte. Den Bunzlauer Martin Opitz kann Grass freilich nicht mehr auftreten lassen, denn er war ja schon 1639 gestorben, aber sein Geist und seine Forderungen an eine deutsche Poeterey werden doch noch häufig beschworen, und an ihm wird mancher Jüngere gemessen.

Natürlich geht es bei Grass nicht ohne Abschweifungen ins Drastisch-Sinnliche ab, aber es spielt eine Nebenrolle und ist da, wo ein improvisiertes, von Gelnhausen-Grimmelshausen organisiertes Festmahl beschrieben wird, auch

durchaus zeit- und situationsgemäß. Ebenso natürlicherweise wird auch über die deutsche - oder teutsche - Sprache geredet, und es macht Grass sichtlich Spaß, einige seiner Dichter platt sprechen zu lassen. Simon Dach darf sein im ostpreußischen Platt wie im Hochdeutschen so zart und echt klingendes Lied von der Anke von Tharau sogar in Platt singen. Barocke Wortspielereien, vor allem ein Poem von Andreas Gryphius in originaler Schreibweise, erhalten breiten Raum, dabei auch die auf 1647 wie auf 1947 passende Sentenz: "... und daß kein Schauspiel sei so schön im Rund der Erden, als wenn, was mit der Glut gespielt, muß Aschen werden".

Kein Zufall ist es natürlich, daß fast alle Dichter, die Grass da versammelt, Protestanten sind: Die Norddeutschen und Ostpreußen sowieso, aber auch die Dichter aus dem konfessionell gemischten Schlesien und ebenso natürlich die Nürnberger. Wenn auch viele von ihnen Kirchenlieder gedichtet haben, die noch heute, wie oben erwähnt, im evangelischen Kirchengesangbuch stehen, so nimmt sich Paul Gerhardt, der fruchtbarste und größte Kirchenliederdichter nach Luther, in diesem doch eher weltlichen Kreis mit geistlichem Einschlag ein wenig seltsam aus. Grass weiß auch nicht viel mit ihm anzufangen. Wohl läßt er den frommen Mann sich gelegentlich mißbilligend über Ausschweifungen äußern oder gegen die Calvinisten wettern, aber nur einmal darf er ein paar Anfänge seiner Lieder nennen und das Friedenslied "Gottlob, nun ist erschol= len das edle Fried- und Freudenwort" vortragen. Freilich - und damit sal= viert sich der Autor wieder - läßt er dann den Spötter Logau sagen, "daß das fromme Kirchenlied... zum literarischen Streit nicht tauge".

Etwas künstlich aufgepfropft und wohl vor allem wegen der Gegenwartsbezüge hineingenommen ist der Plan eines Friedensmanifests, das die versammelten Dichter den Diplomaten zukommen lassen wollen, um das lange gestritten wird, und dessen endlich zustandegekommener Text dann mit dem ganzen Telgter "Brückenhof" in Flammen aufgeht. Hier wird der Historiker nicht mehr, wie bei allem anderen, beifällig kopfnickend sagen: So w a r es natür= lich nicht, aber so könnte es gewesen sein!

Aber auch diesen allzu deutlichen Zeitbezug mit dem ein wenig selbstgefälligen Hinweis auf die Ohnmacht der Poesie, die gar so ohnmächtig nun doch nicht ist, läßt man sich gern gefallen. Bleibt das Ganze doch bei aller Versteckspielerei und bei aller Ironie doch etwas, was man lange nicht gelesen hat: Eine kaum verhüllte Liebeserklärung an die deutsche Sprache und ihre Poeterei.

Gotthold Rhode (KK)

==========

ikgs

Die deutsche Sprache im Spiegel unserer Zeit

Fremd- und Modeworte bestimmen den heutigen Wortschatz

VON Prof. KURT HASS

Wer sich über die deutsche Sprache keine Gedanken macht, ahnt und weiß nicht, welche Probleme dieses Thema umfaßt. Wahrscheinlich erkennt sogar nur der Fachmann, was da alles zu behandeln ist. Gleich bei dem Begriff „deutsche Sprache" beginnt es. Was meinen wir damit? Die Sprache der Dichter und Denker, also die Schrift- oder Hochsprache, oder die des täglichen Verkehrs, die Umgangssprache, in der Fachwelt zuweilen Vulgärsprache genannt? Ferner: Gibt es nur eine Umgangssprache oder mehrere, etwa eine in jeder Landschaft, außerdem eine für jeden Beruf, daneben eine besondere für jede Alters- und Wirtschaftsgruppe und für jede soziale Gemeinschaft? Wieviel Sprach- und wieviel Sprecharten sind zu unterscheiden? Und endlich: Wie steht es mit den Beziehungen des Deutschen zu anderen Sprachen, mit dem Einfluß hinüber und herüber?

Es ist klar, daß so viele Fragen nicht in einem einzigen Aufsatz eingehend behandelt werden können. Deshalb wollen wir uns auf einige Tatsachen beschränken, aus denen sich die Antworten ergeben.

Aus gutem Grund beginnen wir mit ein paar Sätzen über die Weltgeltung unserer Sprache. Nach dem Krieg sah es doch so aus, als ob das deutsche Volk zur Bedeutungslosigkeit verurteilt worden sei, als ob es mit der Stellung als Großmacht nicht nur seinen politischen, sondern auch seinen wirtschaftlichen und kulturellen Einfluß verloren habe, als ob die deutsche Sprache in der Welt nicht mehr gehört und nicht mehr gesprochen wurde. Nach drei Jahrzehnten stimmt dieses Bild nicht mehr. Die Deutschen haben sich einen der ersten Plätze in der Weltwirtschaft erarbeitet und wieder Verbindungen zu vielen Staaten geknüpft, nicht nur wirtschaftliche und sportliche, sondern auch kulturelle.

Während 1911 nur 70 Millionen Deutsche in aller Welt Deutsch als ihre Muttersprache bezeichneten, sind es jetzt sogar über 110 Millionen — trotz Krieg und Zusammenbruch und damit Verlust des Ansehens und jedes wirtschaftlichen und kulturellen Einflusses. Mit dieser Zahl

Der deutsche Sprachraum

steht unsere Sprache an siebenter oder achter Stelle in der Welt. Sie ist Amtssprache in ganz Deutschland und in Österreich und sogenannte assoziierte Staatssprache in der Schweiz, im Großherzogtum Luxemburg, in zwei ostbelgischen Provinzen, in Südtirol und in Namibia.

Im vorigen Jahr strengten sich in aller Welt mehr als 20 Millionen Menschen an, die deutsche Sprache zu erlernen. Nur Englisch- und Französischkurse erreichten eine höhere Beteiligung. Seit 1953 bemüht sich das Goethe-Institut als Einrichtung der Bundesrepublik Deutschland um die Pflege der deutschen Sprache und Kultur im Ausland. In über 100 Zweigstellen unterrichtet es zur Zeit fast 100 000 Menschen aller Völker und Rassen. Außerdem besuchen viele fremdsprachige Schüler die 255 deutschen Auslandsschulen und lernen dort unsere Sprache von Grund auf.

Aus Veröffentlichungen des Goethe-Instituts ist zu ersehen, daß 1973 an Hochschulen im fremdsprachigen Ausland über 1,2 Millionen junge Menschen an Deutschlehrgängen teilgenommen oder sogar Deutsch als Hauptstudienfach gewählt haben. Bei dieser Zahl sind die Verhältnisse in Rußland nicht berücksichtigt.

In diesem Zusammenhang müssen wir auch die 50 000 Ausländer erwähnen, die gegenwärtig in der Bundesrepublik studieren und die nicht wenigen Ausländer, die die Hochschulen der „DDR", in Österreich und in der Schweiz besuchen, also auch dort deutsch lernen.

Das Goethe-Institut gibt nicht nur im Ausland, sondern auch im Inland Sprachkurse. Sie wurden im Jahre 1974 von 16 000, seit 1953 insgesamt von 200 000 Ausländern besucht, die 132 Nationen angehörten. Und nicht zu übersehen ist, daß Millionen Gastarbeiter in Deutschland ihr Geld verdienen und dabei mehr oder minder gute Deutschkenntnisse erwerben.

Ohne Zweifel ist das Interesse für die deutsche Sprache in erster Linie auf das wirtschaftliche Wachstum der deutschsprachigen Länder zurückzuführen. Deutsch ist zur internationalen Wirtschaftssprache geworden, am stärksten in den nordischen und in den osteuropäischen Ländern. Handelsdeutsch wird überall als besonderes Fach gelehrt.

Alles das sind imponierende Zahlen und Tatsachen, aufgrund derer man sich über den Umfang des deutschen Sprachraums wundern und sogar freuen darf. Über den Umfang. Ob auch über Form und Gehalt der Sprache, werden wir sehen.

Fragen wir uns zunächst, ob Deutsch nur in Technik, Wirtschaft und Verkehr oder auch als Bildungssprache von internationaler Bedeutung ist. Noch erscheinen die wissenschaftlichen Veröffentlichungen zur Hälfte in englischer Sprache; aber an zweiter Stelle stehen bereits nebeneinander die deutschen, französischen und russischen Publikationen.

Auch in der Politik behauptet sich die deutsche Sprache. Sie ist neben Englisch und Französisch als dritte Amtssprache mit sogenanntem Vollstatus in wichtigen internationalen Verhandlungen anerkannt. In einigen Fällen allerdings erst als Arbeitssprache.

Wir haben von dem Raum gesprochen, den die deutsche Sprache einnimmt, und wir müssen uns fragen, ob es überall dieselbe deutsche Sprache ist, die in diesem Raum gesprochen und geschrieben beziehungsweise gehört und gelesen wird. Ist nicht sogar zweifelhaft, daß in allen Schulen und Lehrgängen dasselbe Deutsch gelehrt und gelernt wird? Haben wir etwa ein Musterdeutsch, nach dem sich Lehrer und Schüler richten können? Zwar gibt es für sie eine Grammatik und bestimmte Grundbegriffe und Richtlinien, aber trotzdem haben Rede und Gegenrede einen gewissen Spielraum. Bei Wortwahl und Satzbau sind uns verschiedene Möglichkeiten gegeben, eine Tatsache darzustellen, einen Vorgang zu schildern und Gedanken, Gefühle und Urteile zu beschreiben.

Das Deutsche verfügt über einen besonders reichen Schatz von Wörtern und Formen. Nach Untersuchungen der Sprachforscher sind bei uns dem Durchschnittsmenschen ungefähr 5000 verschiedene Ausdrücke bekannt, dem Gebildeten sogar 10 000 und mehr. Theoretisch können wir uns also bei jeder Aussage, die wir machen, das treffendste Wort und die beste Wortfolge aussuchen.

Wie es jedoch in der Praxis aussieht, zeigt die Statistik. Etwa 10 000 bis 18 000 Wörter spricht der Mensch täglich, aber beileibe nicht 10 000 bis 18 000 verschiedene Wörter, sondern eine gewisse Zahl in ständiger Wiederholung, zum Beispiel einige Verben und Hilfsverben, die Artikel und die Fürwörter. Mit nur rund hundert dieser Art bestreiten wir fast die Hälfte unseres täglichen Sprachgebrauchs. Wir nutzen also den Reichtum unserer Sprache nicht aus.

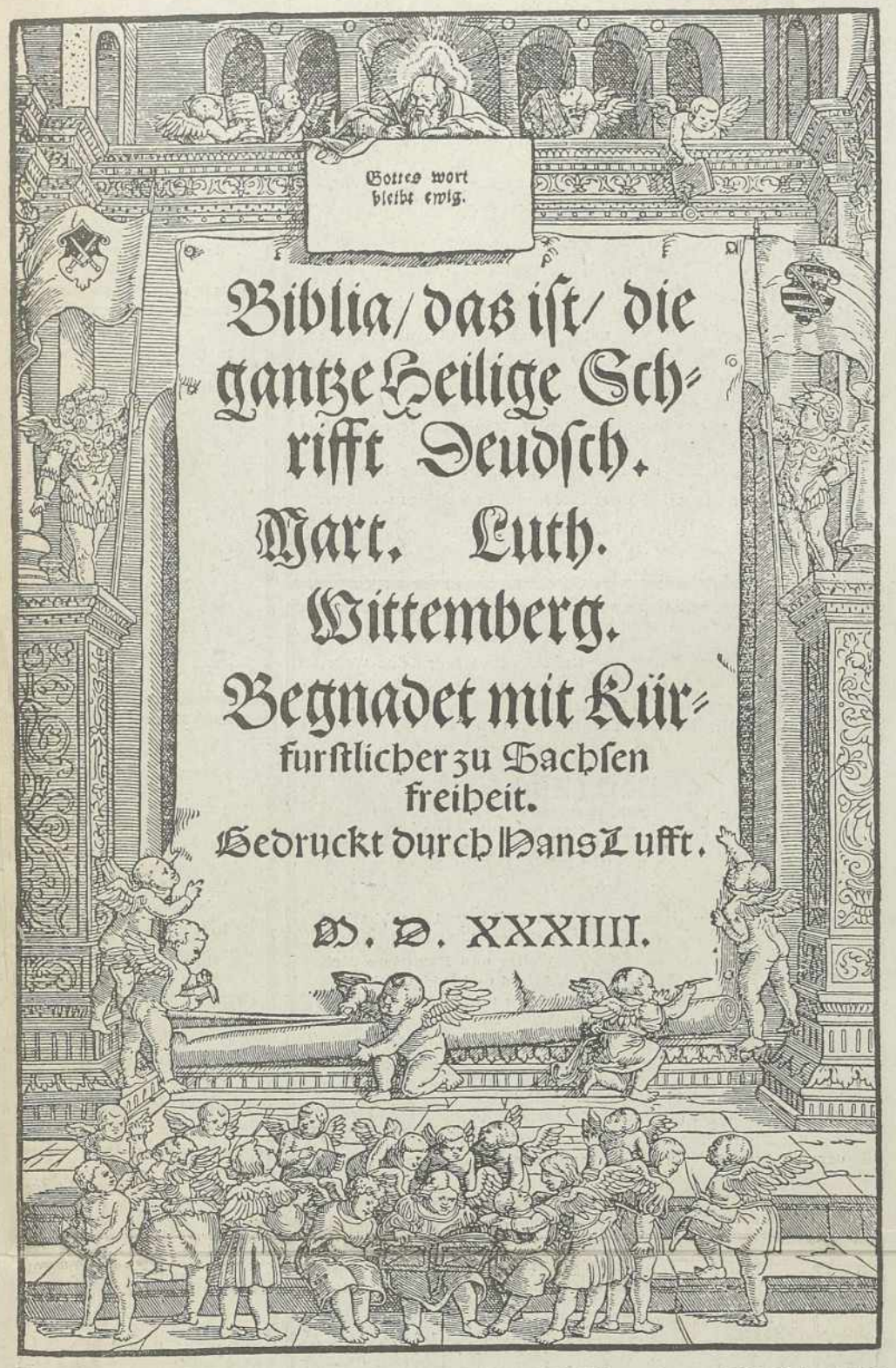
Wir sprechen vom Wert unserer Sprache und von der Verarmung und Wertminderung und müssen uns fragen, ob ein kleiner Wortschatz und ein einfacher Satzbau denn nicht ausreichen. Damit kämen wir doch im täglichen Leben aus; Ausländer könnten unsere Sprache schneller lernen; die Verständigung von Volk zu Volk würde erleichtert; zum Beispiel wäre mit dem geringen Vokabular der Fachsprachen der Fortschritt in Technik und Wirtschaft und Wissenschaft gesichert, auch international.

Aber wie steht es dann mit der Literatur, mit dem Theater, mit dem Wohlklang und der Ausdrucksfähigkeit auf künstlerischem Gebiet? Dürfen wir unsere Sprache so einengen, so verarmen lassen? Der praktische Wert ist doch nicht allein entscheidend. Willkür dürfen wir uns nicht leisten. Vielfalt und Reichtum müssen erhalten bleiben.

Aber wer denkt schon über Wortwahl und Satzbildung nach? In unserer Zeit wird zuviel gesprochen und geschrieben und damit zuviel wiederholt. Ein Wort, das selten gebraucht wird, bewahrt seinen ursprünglichen Sinn. Dagegen nutzen sich die gängigen und noch mehr die Mode- und die Schlagwörter ab wie Münzen, die schnell von Hand zu Hand gehen.

Nehmen wir hierzu ein Beispiel. Wer sagt: „Ich bin glücklich", braucht dem nichts hinzuzufügen. Glücklicher als glücklich kann niemand sein und werden. Trotzdem begnügt sich heute kaum jemand mit dieser einfachen Aussage, sondern preist sich sehr glücklich, echt, zutiefst, unbeschreiblich oder überglücklich. Das klingt überschwenglich und bombastisch und damit oberflächlich.

Wer eine fremde Sprache erlernen will, kann sich eine derartige Gedankenlosigkeit nicht leisten. Er muß unablässig auf Sinn und Form



Titelblatt des Erstdrucks von Luthers vollständiger Bibelübersetzung 1534 Foto Archiv

Um einen klaren und einfachen Ausdruck bemüht bleiben

achten. Aber woher soll er wissen, was richtig und gut oder falsch und schlecht ist? Er muß sich doch an gewisse Muster halten können. Auch und besonders der Lehrende ist auf solche Muster, auf Vorbilder, auf eine Stillehre angewiesen.

Das wurde vor einiger Zeit in einem Lehrgang für ausländische Gymnasiallehrer besonders deutlich. Einer der führenden deutschen Germanisten hatte über neue Wortbildungen und alltägliche Wortzusammenhänge berichtet, hatte sie aufgezählt, ohne sich kritisch mit ihnen auseinanderzusetzen, ohne als Sprachsünde zu geißeln, was Sprachsünde ist, und sah sich am Ende einer ratlosen Zuhörerschaft gegenüber. Die ausländischen Deutschlehrer fragten: Was tun? Dürfen wir diese uns bisher unbekannten Ausdrücke hinnehmen und anerkennen und als einwandfreies Deutsch lehren? Müssen wir uns von dem Deutsch der Dichter und Denker trennen, das uns bisher Richtschnur war? Wie verhalten sich die Lehrer der deutschen Schulen? Lehren sie die Hochsprache oder Fachsprache, Werbesprache, Bierdeckelsprache?

Weiter trugen die Gäste einige bemerkenswerte Beispiele vor, so eine Nachricht über die Schäden, die Bisamratten im norddeutschen Raum an Dämmen und Deichen angerichtet hatten und die wörtlich schloß: „Doch war es im letzten Jahr möglich, die Befallsbereinigung energisch voranzutreiben." Frage: Ist das Wort „Befallsbereinigung" als guter deutscher Ausdruck allgemein in die Sprache aufgenommen worden, oder hat es irgendein Bürokrat konstruiert, weil ihm die schlichte Aussage „Im letzten Jahr wurden viele Bisamratten abgeschossen" zu einfach klang?

Wir können hier nicht untersuchen, wer für solche Sprachsünden verantwortlich zu machen ist, aber wir können uns vornehmen, daß wir nicht helfen wollen, neue Mißgebilde zu Modewörtern zu machen, daß wir uns um einen einfachen, klaren Ausdruck bemühen wollen. Warum wird Ware nicht teurer, sondern preislich angehoben? Warum werden Arbeiter nicht mehr entlassen, sondern freigestellt? Warum wird nicht einfach etwas von der Verwaltung geplant, sondern von seiten der Verwaltung eingeplant? Überall Vertuschen der Wahrheit und Wirklichkeit, überall Heuchelei und Wichtigtuerei.

Seit Jahren ist zu beobachten, daß das Wort „unbewegt" mehr und mehr aus dem Sprachschatz verschwindet und von „unbeweglich" ersetzt wird, obgleich es doch ein himmelweiter Unterschied ist, ob jemand unbewegt steht und zuhört oder ob etwas unbeweglich ist.

Ähnlich geht es mit den Wörtern „verschieden" und „ungefähr". Sie sind fast ganz von den Modewörtern „unterschiedlich" und „in etwa" verdrängt worden. Und manchmal fürchte ich, dem klaren, kurzen „ja" ergeht es nicht viel anders. Wer bei uns auf sich hält und modern sein will, antwortet mit „genau".

Wer von uns bemerkt überhaupt noch die Verwilderung, der unsere Sprache ausgesetzt ist? Wer achtet auf den Ausdruck der anderen und auf seinen eigenen? Ezra Pound hat einmal gemahnt: „Ein Volk, das sich an schlampigen Stil gewöhnt, ist ein Volk, das im Begriff steht, seinen inneren Halt und die Gewalt über sein Reich zu verlieren."

Wie sehr unser inneres Reich, die Kultur unseres Volkes, bedroht ist, obgleich der Sprachraum gewachsen ist, zeigt sich an der Fremdwörtersucht, die viele von uns beherrscht, nicht nur die Halbgebildeten, sondern auch und gerade die gründlich ausgebildeten Spezialisten. Diese Fachleute kommen mit einem geringen Wortschatz aus, vornehmlich mit Fachausdrükken; sie vermeiden Verben und häufen stattdessen die Hauptwörter; sie bedenken nicht, daß lange Hauptsätze das Verstehen erschweren und daß Nebensätze den Fluß der Rede verbessern können. Dagegen drücken sich die wahrhaft Gebildeten einfach und klar aus, auch und besonders, wenn sie komplizierte Zusammenhänge darstellen.

Niemand kann heute die Fremdwörter so entschieden ablehnen, wie es zu Anfang des Jahrhunderts der bedeutende Germanist Rudolf Hildebrand tat mit seiner Mahnung: Es ist eine Ehrenfrage . . ., daß einer nicht erborgt oder erbettelt oder gar stiehlt, was er selbst beschaffen kann. Schließlich liegt Deutschland mitten in Europa, eingekreist von anderen Ländern und Völkern, und ist fremden Einflüssen ausgesetzt auf allen Gebieten des Lebens, auch in Wort und Schrift. Je mehr Europa sich zusammenschließt und je enger die Beziehungen zu den außereuropäischen Staaten werden, um so stärker wirken die fremden Einflüsse, und zwar die guten wie die schlechten.

Nun kommt es aber darauf an, wieviel unser Volk sich davon aneignet, ob es kritiklos hinnimmt, was es hört und sieht, oder ob es sich seinen Sinn für den Wert der eigenen Kultur bewahrt hat und nur Wertvolles übernimmt und Minderwertiges wieder abstößt. Gewiß ist jedenfalls, daß die Deutschen leicht und oft bedenkenlos Fremdes annehmen und dabei nicht kritisch genug sind.

Hier einige Beispiele: Ein Politiker meinte, seine Partei müsse auf stärkere Effizienz bedacht sein und deshalb alle Mitglieder zu mehr Aktivität, Elastizität, Solidarität, Loyalität verpflichten, damit die Arbeit transparent werde. Eine Gewerkschaft forderte eine retroaktive Lohnerhöhung. Die Bahn will eine Kostenminimierung erreichen. In Schleswig-Holstein erfordert die Tollwutsituation eine Verdünnung der Fuchspopulation. Ohne Zweifel hat die Fremdwörtersucht bei uns ein Ausmaß erreicht, das nicht mehr zu überbieten ist. Was wollen wir dagegen tun?

Im 17. Jahrhundert gab es die Sprachgesellschaften, die sich bemühten, die deutsche Sprache von fremden Einflüssen zu reinigen. Sie alle wurden gehört und hatten schließlich Erfolg. — Wer kennt bei uns das Institut für deutsche Sprache und seine Anregungen und Forderungen? Wer liest die Glossen in Zeitungen und Zeitschriften, die der Erziehung zu gutem Deutsch dienen? Wer sucht und erkennt die eigenen Fehler?

Fassen wir zusammen: Die deutsche Sprache zeichnet sich durch einen umfangreichen Wortschatz aus und bietet viele Möglichkeiten zu einem abwechslungsreichen Satzbau. Mit diesem Reichtum dürfen wir nicht willkürlich verfahren, sondern wir sind an Stilregeln gebunden, die sich nicht von heute auf morgen, sondern in Jahrhunderten entwickelt haben. Sprache ist ein wertvolles Kulturgut, das ein Volk nicht ungestraft vernachlässigt. Jeder ist zur Pflege verpflichtet, und niemand sollte die Schriftsprache bedenkenlos mit der Umgangssprache vermischen. Die Hochsprache muß der Maßstab für uns und für die Ausländer bleiben. Gerade wegen der starken Verbindungen unseres Volkes zu anderen Völkern müssen wir unser Deutsch von der Fremdwörtersucht befreien. Wir dürfen nur aufnehmen, was unbedingt nötig ist. Je mehr wir auf reines Deutsch bedacht sind, um so stärker wirkt unsere Sprache in der Welt und mit ihr die ganze deutsche Kultur, um so kostbarer ist ihr Wert für uns und für andere.

ausschneiden !!!

„Substantivische Satzgliedkerne können neben Determinanten und Korrelativen weitere Anlagerungen haben. Ihre Aufgabe ist es, die Person oder Sache, die ein substantivischer Satzgliedkern bezeichnet, näher zu beschreiben, als es die Determinanz allein vermag. Diese Anlagerungen werden Attribute genannt."
„Wort und Sinn" Lesebuch für 12jährige

„Setzt man in die Aussageform a b und a+c b+c für a, b und c je Namen ganzer Zahlen ein, so sind die beiden entstehenden Aussagen stets zugleich wahr oder zugleich falsch (Monotoniegesetz der Addition)."
„Neue Mathematik 7", Schulbuch für 13jährige

„Wirkt ein Bruchoperator auf eine Größe, so entsteht ein Bruchteil der Größe."
„Mathematik 7", Lehrbuch für 13jährige



Dieses Bild stammt aus dem Lehrbuch „sehen beurteilen handeln" für elfjährige Schüler. Daneben steht der Text: „Heute ist zwar Amerika das reichste Land der Erde, und doch lebt ein Fünftel der Bevölkerung, darunter sehr viele Neger, in Armut." Das Foto wurde jedoch nicht in den USA aufgenommen — sondern 1968 während des Bürgerkrieges in Nigeria

„Präpositionen bilden mit Substantiven, Pronomen oder Adverbien zusammen Präpositionalausdrücke. Diese können im Satz stehen als Präpositional-Ergänzung, Präpositions-Adverbial, Präpositional-Attribut. Von Präpositionen hängt der Kasus der Substantivgruppe oder des Pronomens ab."
„Sprachbuch 6 — Grundausgabe", Lesebuch für 12jährige

„Nominalphrasen als Basisglieder stehen immer im Nominativ. Nominalphrasen in der Verbalphrase stehen in verschiedenen Kasus (Fällen) oder mit Präpositionen; das hängt jeweils vom Verb ab."
„Sprache und Sprechen 5", Lesebuch für 11jährige

„Für 9 m Stoff, der 24 DM/m kostet, muß man 216 DM zahlen... Ein solcher Zusammenhang zwischen 3 Größen (3 Zahlen) heißt multiplikativer Simplex."
„Die Welt der Zahl — Neu" Schulbuch für 13jährige

Eltern, Ihr ahnt ja nicht, was in den Schulbüchern steht

Von Günther Dietel und Gerd Mumme

Kurz vor Beginn dieser Serie schob mir Chefredakteur Claus Jacobi einen beschriebenen Zettel über den Tisch: „Herr Mumme", fragte er, „was soll denn das heißen?"

„Das muß irgend etwas mit Mathematik zu tun haben oder vielleicht mit Grammatik", stammelte ich verwirrt, und dann reichte ich die Frage weiter an Mitautor Günther Dietel, Rektor einer Schule und Deutschlehrer. Seine Antwort: „Das weiß ich auch nicht; und ich will es gar nicht wissen."

Unser stellvertretender Chefredakteur Günther Böddecker meinte, es könne etwas mit den „Isobaren" in der Meteorologie zu tun haben. Und Chefreporter Hanns Jürgen Trocha knallte mir einen Fremdwörter-Duden auf den Schreibtisch und verbat sich jede weitere Störung.

Auf dem Zettel hatte ein einziger Satz gestanden: „Eine Relation heißt eine Ordnungsrelation, wenn sie reflexiv, isosymmetrisch und transitiv ist."

Der niedersächsische Kultusminister Werner Remmers fiel „erst einmal in Ohnmacht", als er diesen Satz las. Dann ließ er ihn sich von seinem Ministerial-Experten übersetzen: „Wenn Fritz kleiner als Hans ist, und Hans kleiner als Gustav, dann ist Fritz auch kleiner als Gustav."

Was sechs erwachsene Männer, von denen die meisten ein Abitur, ein abgeschlossenes Studium und hauptberuflich mit Sprache zu tun haben, nicht verstanden, müssen in Deutschland 13jährige Kinder begreifen. Denn der ominöse Satz steht in einem Schulbuch, aus dem Schüler der siebten Klasse in Niedersachsen Mathematik lernen.

Nie zuvor gab es in Deutschland so viele Schulbücher wie heute: Rund 90 Schulbuch-Verlage haben derzeit rund 8000 verschiedene Titel auf dem Markt. Jedes Jahr kommen rund 1500 Erstauflagen dazu.

Nie zuvor waren die Gesamtkosten für die Lehrbücher so hoch: rund 500 Millionen Mark im letzten Jahr.

Doch nie zuvor waren sie schlechter als heute — vor allem aus zwei Gründen: Sie sind unverständlich und damit für die Kinder nutzlos; sie sind politisch einseitig und damit für Schüler und Gesellschaft gefährlich.

● Josef Hardmann, Leiter eines Gymnasiums in Nordrhein-Westfalen, über die Politisierung der Schulbücher: „Die komplette Gesellschaftskritik der neuen Linken geht in die Texte ein. Die Schüler werden ständig mit negativen Erscheinungen konfrontiert, werden dauernd zur Kritik der bestehenden Verhältnisse aufgefordert und müssen zu der Einsicht gelangen, daß bei uns nichts so bleiben darf, wie es ist."

● **Der Schriftsteller Walter Kempowski, 18 Jahre Volksschullehrer, über die unverständliche Sprache der Schulbücher: „Kinder leiden darunter. Da sagt man, schlagt mal Seite soundso auf und lest das Kapitel. Ergebnis: Die Kinder gucken einen lange und traurig an. Eltern berichten: ‚Mein Kind sitzt zu Hause und weint.'"**

● Der Elmshorner Studiendirektor Klaus Bremer schätzt, daß „von den Schulbüchern nur ein Sechstel brauchbar ist".

Einer der Gründe ist die elitäre Sprache der Schulbücher, die „wirklich geeignet ist, die Schüler krank zu machen" (so der Psychologe Schulz von Thun), mit der die Kinder „wirklich gequält" (so Kempowski) werden.

Denn Sätze wie jener, der den Minister Remmers der Ohnmacht nahebrachte, sind in Deutschlands Schulbüchern nicht etwa Ausnahme, sondern die Regel.

● **Da heißt es im Sprachbuch Wort und Sinn für das 5. Schuljahr: „An das Grundmorphem tritt als Pluralmorphem das sogenannte Nullmorphem, so daß die mit dem Singular identische Pluralform entsteht."**

● **In „BSV-Mathematik", Bayerischer Schulbuchverlag, München, heißt es: „Die Zahl 0 ist der Wert einer Differenz, in der Minuend und Subtrahend gleich sind." Will sagen: Wenn ich von einer Zahl dieselbe Zahl abziehe, kommt 0 heraus.**

Seltsam: Diese und ähnliche Sätze (siehe oben) werden Deutschlands Schülern täglich vorgesetzt, obwohl alle, die mit dem Thema Schulbuch befaßt sind, sie gräßlich und unmöglich finden: Wissenschaftler, Lehrer, Bürokraten, Verlage.

Der Hamburger Psychologie-Professor Reinhard Tausch: „Was da Eltern und Schülern zugemutet wird, ist wie ein einsamer Gang durch ein unentwirrbares Dickicht." Günther Neumann vom Duisburger Institut für Schulbuchforschung: „Diese Sprache ist einfach ein Greuel."

Der Göttinger Schulrat und Schulbuchprüfer Dietram Gerlach: „Das ist eine Terminologie über die Köpfe der Kinder hinweg, hanebüchen."

Die deutsche Schule – immer teurer, immer schlechter

Der Elmshorner Studiendirektor Klaus Bremer: „Es ist unmöglich, die Begriffe aus der Linguistik vom Schüler zu verlangen, zumal selbst 50 Prozent der Lehrer sie nicht begreifen."

Der schleswig-holsteinische Kultusminister Walter Braun kritisiert die „inhaltsleeren Formalismen" der Schulbücher. Und sein niedersächsischer Kollege Remmers hält es für unmöglich, „daß ein Kultusminister sich erst übersetzen lassen muß, was er genehmigen lassen soll".

Doch fast alle, die heute so tun, als sei die elitäre Sprache wie ein Naturereignis ohne ihr Zutun über Schulbücher und Schüler hereingebrochen, haben selbst einst kräftig daran gewirkt: Ministerien und Bürokraten, Wissenschaftler und Schulbuchproduzenten. Denn was unsere Kinder lesen müssen, ist das Ergebnis bewußter bildungspolitischer Entscheidungen.

Im Jahre 1970, ein Jahr nach der Machtübernahme der sozialliberalen Koalition in Bonn, leitete der von Wissenschaftlern dominierte Deutsche Bildungsrat, im Auftrag der Bundesregierung und unterstützt von den Ländern, eine grundlegende Reform des Schulwesens ein. Eines der Hauptziele: der Unterricht sollte wissenschaftlicher werden. Die Folge: Die Pädagogik wurde nun an Universitäten gelehrt und legte sich ihren eigenen Jargon der Wissenschaftlichkeit zu, Lehrer-Studenten wurden nicht mehr zu Schulmeistern und Erziehern, sondern zu Gelehrten und Wissensvermittlern ausgebildet, die Schulbücher wurden immer unverständlicher.

Denn die Autoren der Lehrbücher griffen den Trend zum Wissenschaftlichen begeistert auf, gab er ihnen doch die Gelegenheit zur gehobenen Selbstdarstellung, die Gelegenheit, „sich wichtig zu tun", so der Schulbuch-Autor Johann Dietrich Bödeker.

Und in den Kultusministerien sperrten sich die beamteten Prüfer gegen Texte, die ihnen zu einfach und zu verständlich erschienen. Wegen mangelnder Wissenschaftlichkeit und fehlender wissenschaftlicher Sprache, so berichtet der Geschäftsführer des Verbandes der Schulbuch-Verleger, Hans Peter Vonhoff, gab es „Dutzende von ablehnenden Schulbuch-Gutachten".

„Der Lektor des Westermann-Verlages, Fritz Sandrock, klagt: „Wir machen die Schulbücher nicht mehr für die Schüler, sondern für die Prüfer in den Ministerien."

So ist es kaum verwunderlich, daß 1969 bei einer Allensbach-Umfrage nur 19 Prozent aller befragten Eltern die Schulbücher ihrer Kinder „schwer verständlich" nannten, sieben Jahre später aber schon 39 Prozent.

500 Millionen Mark geben die Deutschen für Schulbücher aus. Doch Walter Kempowski, Schriftsteller und Lehrer, sagt: „Mit Schulbüchern werden Kinder gequält."

Der sprachliche Sündenfall begann 1970, so Vonhoff, „genau in der Zeit, in der die Progressivität Einzug in die Schulbücher hielt".

Mit der Progressivität aber hielt seit 1970 nicht nur die elitäre Sprache der Wissenschaft Einzug in die Schulbücher, sondern auch die linke Gesellschaftskritik.

Der nordrhein-westfälische Schulleiter Josef Hardmann hat die vom Düsseldorfer Kultusministerium genehmigte Lesebuch-Reihe „Drucksachen" durchgearbeitet und folgenden Trend festgestellt: „Die Ehe gilt als Joch, als eine überholte Lebensform. Das Familienleben steckt voller Rollenkonflikte. Das Eltern-Kind-Verhältnis wird als ein Macht- und Herrschaftsverhältnis dargestellt. Die Kinder werden zu Hause und in der Schule unterdrückt. Die Schulerziehung dient nur dazu, daß sich die Kinder in die Gesellschaft einordnen lernen, damit sie später um so besser gehorchen und sich ausbeuten lassen. Am Arbeitsplatz hat der Arbeiter keine Rechte, der Unternehmer ist der Ausbeuter. Unsere Gesellschaft ist eine Klassengesellschaft. Überall gibt es ungerechte Herrschaft und unmenschliche Zwänge, die den Menschen unfrei machen. Die Vorgesetzten sind Lakaien des Kapitals. Ethische Werte wie Gehorsam, Treue, Ehrlichkeit, Opferbereitschaft und Nächstenliebe werden relativiert und gelten als Werte, die nur das System stützen."

Daß ein solcher Eindruck nicht unbeabsichtigt ist, geht aus dem Lehrerhandbuch 5 zu diesem Lesebuch hervor. Als Lernziele werden dem Lehrer dort vorgegeben:

● **Die Schüler sollen „zum Widerstand gegen das Falsche und Unwürdige qualifiziert werden und statt Schweigen und Anpassung rationale Strategien zur Problemloösung einüben".**

● **Die Schüler sollen erkennen, daß „Gehorsam, Fleiß und Genügsamkeit Tugenden sind, die Ausbeutung begünstigen".**

Wie einseitig verzerrt die soziale Wirklichkeit in Deutschland dargestellt wird, zeigt das Lehrbuch „sehen beurteilen handeln", erschienen im Hirschgraben-Verlag, mit dem elfjährige Schüler in der Sozialkunde und Gesellschaftslehre arbeiten.

Dort werden als Vorteile des Lebens in der „DDR" gegenüber der Bundesrepublik genannt: „Freiheit von Furcht um den Arbeitsplatz, Freiheit von Furcht vor Mietwucher, Freiheit von Dauerinflation, Freiheit von beruflicher Benachteiligung von Frauen, Studienfreiheit für Arbeitersöhne, Freiheit von aufdringlicher Reklame."

Verschwiegen wird, wie leicht dort Regimekritiker ihren Arbeitsplatz verlieren. Verschwiegen wird, daß in der „DDR" nur 18 Prozent der Wohnungen mit Zentralheizungen und 56 Prozent mit einem Bad ausgestattet sind. Zum Vergleich dazu die Zahlen aus der Bundesrepublik: 46 Prozent der Wohnungen haben Zentralheizung, 83 Prozent ein Bad. Verschwiegen wird bei der Inflationsfreiheit, daß ein Arbeiter in München für einen Kühlschrank 36 Stundenlöhne aufwenden muß, sein Kollege in Leipzig aber 311.

Selbst die exakte Mathematik bleibt vom Zugriff der Gesellschaftskritiker nicht verschont. In einer Schrift mit dem Titel „Curriculare Perspektiven für den Mathematik-Unterricht", die sowohl das hessische Kultusministerium als auch das Bundesministrium für Bildung und Wissenschaft mitfinanziert haben, heißt es: Es müsse ein Nahziel des Faches sein, „den Schüler zur Ideologiekritik zu befähigen".

So solle die Zinseszins-Rechnung zum Anlaß genommen werden, die Macht der Banken „gesellschaftskritisch zu durchleuchten". Zum herkömmlichen Mathematik-Unterricht heißt es, er führe „zur fremdbestimmtem Arbeiten, abstraktem Leistungsdenken und kapitalistischen Tugenden wie Fleiß, Sauberkeit, Genauigkeit, Ordnung, Konzentrationsfähigkeit, Beharrlichkeit (‚Intensivitätsqualifikation') und Sorgfalt, selbständigem Arbeiten, Selbstkontrolle... (‚Zuverlässigkeitsqualifikation') und vor allem zur Betrachtung der Gesellschaft unter dem Verwertungsstandpunkt."

„Vom ersten Grundschuljahr an bringt die emanzipatorische Pädagogik unseren Kindern bei, daß jede Regel, jede Ordnung, jede Norm willkürlich, veränderbar, hinterfragbar sei", schreibt der Soziologie-Professor Helmut Schoeck.

Da aber Kinder bis in die Pubertätsjahre hinein nichts dringender benötigen als Orientierungshilfe, seelischen Halt, Verständnis der Eltern und häusliche Geborgenheit, sei die linke Pädagogik darauf angelegt, „seelisch kranke Menschen zu erzeugen, eine neue Generation total orientierungsloser Menschen, eine Generation haßerfüllter Neider". Die Erziehung zur sogenannten Kritikfähigkeit sei nichts anderes als die „Einübung der Schwermut, des Widerwillens vor sich selbst, des Ekels vor dem eigenen Land und seinen Leuten".

Klagt der Philosophie-Professor Hermann Lübbe, einst Staatssekretär im Düsseldorfer Kultusministerium: „Keine Gesellschaft kann eine Schule als ihre eigene Schule anerkennen, die ihre Schüler eine ganz andere Gesellschaft als die existierende als ihre eigene anzuerkennen lehrt."

Uwe Greve

„er hatte liebe genossen"

Die deutsche Sprache darf nicht den Machenschaften der Ideologen unterworfen werden

Wo immer wir in der Vergangenheit Verfallserscheinungen von Völkern und Staaten beobachten können, stellen wir fest, daß neben dem Rückgang des Rechtsbewußtseins und der Zerstörung unverzichtbarer ethischer Werte auch ein Zusammenbruch des Sprachbewußtseins zu verzeichnen ist. Die übertriebene Verwendung englischer Sprachbrocken, die Dekadenz der deutschen Lyrik, die verhunzte Sprache in der Werbung, die fragwürdigen Ausdrucksformen von Wissenschaften wie Politologie und Soziologie, die teilweise Abschaffung von Sprachschulung und Sprachpflege im Deutschunterrricht an zahlreichen Schulen einer Reihe von Bundesländern – dies sind nur einige Anzeichen dafür, daß sich die Bundesrepublik trotz aller wirtschaftlicher Erfolge in einer Phase geistiger Unsicherheit und Selbstinfragestellung befindet. Zu diesen Kennzeichen gehören auch die jetzt wieder aufflammende Diskussion um die Frage der Rechtschreibreform der deutschen Sprache oder besser: um die Vereinfachung der Rechtschreibung.

Das Problem ist nicht neu! Schon Ende der fünfziger Jahre hatte die Kultusministerkonferenz einen Arbeitskreis für Rechtschreiberegeln eingesetzt, der Vielfältige Regeländerungen vorschlug. Der Buchstabe „ß" sollte durch „ss" ersetzt, die Kommata-Regeln den „Sinn- und Sprecheinheiten gemäß Aussagenabsicht und in Hinblick auf die kommunikative Relevanz" angepaßt und die gemäßigte Kleinschreibung eingeführt werden. In bezug auf die Silbentrennung hatte dieser Arbeitskreis in seinen sogenannten „Wiesbadener Empfehlungen" ebenso freie Formen gewählt wie er vorschlug, den Deutschlehrern anzuraten, künftig Verstöße gegen die Rechtschreibung geringeres Gewicht als bisher beizumessen. Nicht zuletzt gehörte frühzeitig zu den Forderungen der Kommission, in der Frage der Zusammen- und Getrenntschreibung sich für die Getrenntschreibung zu entscheiden. Kernstück der Forderung war jedoch die Einführung der Kleinschreibung!

Nun wäre es in der Tat angebracht, einige allzu schwierige Regeln unserer Rechtschreibung zu vereinfachen. Wenn es Diktate gibt, die selbst von Germanistik-Professoren mit vielen Fehlern abgeschlossen werden, dann wäre es kein Schaden, wenn ausgesprochene „Fallen" unserer Rechtschreibung ausgeräumt und die Fülle der uns allen aus der Schule bekannten „Ausnahmen" verringert würden. Aber je mehr sich der Interessierte mit dem Problem befaßt, um so deutlicher merkt er, daß es zahlreichen Befürwortern nicht darum geht, Veraltetes wegzuräumen und behutsam weiterzuentwickeln, sondern unsere Sprache zu revolutionieren! Aus den Argumenten der Kämpfer für eine sogenannte „gemäßigte Kleinschreibung" wird dies besonders deutlich.

Schon der Begriff ist eine Manipulation, denn wer außer Sozialanfängen, Eigennamen und Anreden alle Hauptwörter kleinschreiben will, strebt nicht eine „gemäßigte", sondern eine radikale Kleinschreibung an. Schlimmer sieht es noch mit den Argumenten dieser radikalen Reformer aus!

Hat wohl ein Volk etwas Lieberes als die Sprache seiner Väter? In ihr wohnet sein ganzer Gedankenreichtum an Tradition, Geschichte, Religion und Grundsätzen des Lebens, alles, sein Herz und seine Seele. Einem solchen Volk seine Sprache nehmen oder herabwürdigen, heißt ihn sein einziges, unsterbliches Eigentum nehmen.

Johann Gottfried Herder

Sie behaupten erstens, den Schülern könne es nicht mehr zugemutet werden, Groß- und Kleinschreibung zu erlernen. Insbesondere Unterschichtenkinder, seien benachteiligt, wenn sie unsere Sprache in herkömmlicher Form erlernten. Unabhängig davon, daß Arbeiterkinder durchaus nicht eine geringere Sprachintelligenz haben müssen als die Sprößlinge „höherer Schichten": was ist das für ein Geist der Gleichmacherei! Aufgabe der Schule ist es doch nicht, alle Kinder einem niederen Niveau anzupassen, sondern möglichst viele Kinder aus allen Schichten auf ein hohes Niveau zu bringen. Die Großschreibung ist in dieser Richtung ein hervorragendes Trainingsmittel, das in seiner Bedeutung gar nicht überschätzt werden kann.

Als zweites Argument hören wir: die Kleinschreibung vereinfache das Schreiben. Dies mag in begrenztem Maße stimmen! Aber sie erschwert zugleich das Lesen. Und da der Mensch durchschnittlich sehr viel mehr liest als schreibt, sollte als Hauptbeurteilungsgrundlage das Lesen herangezogen werden! Gerade bei den im Deutschen üblichen langen Sätzen ist es eine wirkliche Hilfe für den Leser, daß die Hauptwörter großgeschrieben werden. Wieviel schwieriger aber würde das Erkennen von Inhalten, sollten die „Reformer" sich durchsetzen!

Wenn ein Satz beginnt: „Die fremden Sprachen . . .", so ist eben doch ein sehr wesentlicher Unterschied zu: „Die Fremden sprachen . . .". Wenn ein Satz heißt: „Er hatte liebe Genossen", dann verbindet sich damit ein wesentlich anderer Inhalt als mit dem Satz: „Er hatte Liebe genossen". Klein geschrieben müßte der Inhalt erst mühsam aus dem Gesamtzusammenhang heraus erkannt werden. Oder schauen wir uns einen Gedanken Kafkas kleingeschrieben an: „. . . und war mir immer dessen bewußt, daß nur das wirklich bedeutung hat, was man geradezu im schloß erfährt oder erreicht". Der Autor hat in diesem Falle gemeint „daß nur das wirkliche Bedeutung hat"; bei Kleinschreibung könnte der Leser auch meinen, es heißt: „daß nur das Wirkliche Bedeutung hat". Oder ein anderes Beispiel: „Ihr leben war nur treue und ehrliche pflichterfüllung." So kleingeschrieben muß der Leser doch sofort fragen: „Treue" oder „treue"? Heißt es: „den alten Sagen" oder „den Alten sagen?" Heißt es „mit den Arbeitenden teilen" oder „mit den arbeitenden Teilen" – bei Kleinschreibung wären in dieser Richtung jede Menge Mißverständnisse möglich.

Ein drittes Argument, das immer wieder gegen die Großschreibung auftaucht, lautet: Ausländer können unsere Sprache auf Grund dieser orthographischen Besonderheit schwer lernen. Dies gilt aber wiederum nur für das aktive Schreiben. Gerade ausländische Experten haben immer wieder anerkannt, daß die Großschreibung eine besonders wichtige Lesehilfe darstellt. Das „Vorwissen", oder die „Vorinformation", die durch den großen Buchstaben ein Wort als Substantiv ausweist, erschwert nicht, sondern erleichtert die Beschäftigung mit der deutschen Sprache. Die vierte Begründung kommt von Technikern und Datenverarbeitern. Die Großschreibung, so wird

Die deutsche Sprache nämlich ist die einzige, in der man beinahe so gut schreiben kann wie im Griechischen und Lateinischen, welches den anderen europäischen Hauptsprachen . . . nachrühmen zu wollen, lächerlich sein würde. Daher eben hat, mit diesen verglichen, das Deutsche etwas so ungemein Edles und Erhabenes.

Arthur Schopenhauer

gesagt, erschwere die „maschinelle Verarbeitung" unserer Sprache. Jene, die so argumentieren, müssen sich natürlich die Frage gefallen lassen, ob ein so bedeutendes Gut wie eine Sprache

nach ihrer „Computerfreundlichkeit" beurteilt werden kann oder ob es nicht ein „Kulturbanausentum", ungeheuren Ausmaßes ist, technokratische Denkweise auch noch auf die Sprache zu übertragen.

Bei der zunehmenden Informationsflut werden auch wir zwar auf die Dauer nicht ohne Lesemaschinen auskommen, aber diese sollten nicht auf die, wie es Jean-Marie Zemb schon vor neun Jahren in der FAZ schrieb „dünne, terminologische Sprache der Technik, der Naturwissenschaft und der Verwaltung" beschränkt bleiben.

Hinter den Machenschaften vieler Sprachreformer stehen jedoch manchmal auch andere Gedanken, die nicht immer deutlich ausgesprochen werden. So geht es vielen Ideologen darum, marxistische Vorstellungen in Sprache und Deutschunterricht durchzusetzen. Es geht ihnen darum, dem „bürgerlich nationalem Deutschunterricht den Grabstein zu setzen", „mit allen Attributen und Werten des Bildungsbürgertums radikal zu brechen". Mit anderen Worten: der politischen Revolution soll die „Sprachrevolution" vorangehen, und ein Teil der „Sprachrevolution" liegt darin, die „bürgerliche Literatur zur Makulatur zu machen".

Und in der Tat: all die Großen der deutschen Literatur von Gottsched, Klopstock, Wieland und Herder über Lessing, Goethe, Schiller und Kleist bis zu Hölderlin, Uhland, Storm, Hebbel oder Liliencron, sie sind ein bleibendes Hemmnis gegen ideologische Revolutionen, denn ihr humanistischer Geist und ihr ständiges Anknüpfen an die

Denn ein geistigeres und innigeres Element als die Sprache hat ein Volk nicht. Will also ein Volk nicht verlieren, wodurch es Volk ist, will es seine Art mit allen Eigentümlichkeiten bewahren, so hat es auf nichts so sehr zu wachen, als daß ihm seine Sprache nicht verdorben und zerstört werde.

Ernst Moritz Arndt

Lehren der Geschichte hemmt entscheidend die Entstehung jener verkleisterter Gehirne, die zur Durchsetzung z. B. marxitischer Utopien unverzichtbare Voraussetzung sind. Eine radikale Rechtschreibreform würde schon äusserlich die Gestrigkeit und Überholtheit vieler großer Epochen der deutschen Literatur dokumentieren können. „Moderne" Deutschlehrer mit „modernem" Unterrichtsmaterial hätten dann einen entscheidenden Sieg errungen. Sie könnten im „Kulturkampf" der Gegenwart einen bedeutenden Erfolg verbuchen und die Demontage aller alten und gewachsenen Werte, ihre „modernen" Texte voller Schicksalsneurosen, Symbolzerfall und Geschmacklosigkeit noch leichter unter die Jugend bringen, genauso wie ihre Klassenkampftexte über den „Rassismus in Südafrika und den USA", über den „Terror in Chile und Argentinien", über „Hausbesetzung als Mittel des Klassenkampfes gegen das spätkapitalistische Establisment", über „Sex als Mittel der Emanzipation" oder das „repressive Verhalten der deutschen Polizei". Die Deutung von Texten aus der „Regenbogenpresse", Bierdeckeln oder Anzeigen für Konsumgüter könnte noch problemloser in den Mittelpunkt des Unterrichts gerückt werden als dies in manchen Schulen schon heute der Fall ist.

Wenn es gerade im Druckgewerbe eine Reihe von Persönlichkeiten gibt, die die radikalen Reformen besonders unterstützen, dann steckt dahinter der Wunsch nach dem Milliarden-Geschäft, das sich im Bereich von Lehrbüchern und Lehrmaterial daraus entwickeln würde. Interessant, daß die grünen Roten hier keinen Einspruch erheben, obwohl der Schutz der Wälder vor neuerlichen Kahlschlägen aus Gründen zusätzlichen Papierbedarfs doch zu ihren ureigensten Aufgaben gehören müßte.

Doch noch ein anderer Gedanke muß an dieser Stelle gebracht werden! Einige der „Reformer" halten ihre Neuerungsvorstellungen für so notwendig und unaufschiebbar, daß sie am liebsten auch ohne die deutschen Nachbarländer Schweiz, Österreich und „DDR" mit dem „Jahrhundert-Reformwerk" beginnen möchten. Ein solches Verfahren würde zur staatlichen Teilung auch noch auf die Dauer die Einheit der Kulturnation in Frage stellen. Jede Reform darf deshalb nur die aller deutschsprachigen Staaten sein oder sie hat zu unterbleiben.

Was den Deutschen fehlt ist eine Institution nach dem Muster der Academie Francaise. welche die Entwicklung der Sprache beobachtet und – wo notwendig – verbindliche Empfehlungen zu ihrer Weiterentwicklung macht. Die nicht ganz vergleichbaren Institutionen in Mannheim, Leipzig, Bern und Wien arbeiten in manchen Bereichen zu sehr nebeneinander her oder aneinander vorbei, als daß sie fähig wären, für die Entwicklung unserer Sprache gleich prägend zu wirken.

Eine Sprache ist ein Kulturgut ersten Ranges und das Kulturgut eines Volkes schlechthin. Sie ist für uns Deutsche, nachdem uns die politische Gemeinsamkeit und unschätzbare Kulturwerte verlorengegangen sind, ein so kostbarer Bestandteil unseres Lebens, daß sie geradezu ängstlich vor allen Manipulationsversuchen gehütet und bewahrt werden muß – und zwar bewahrt werden muß vor einem Überwuchern mit Amerikanismen oder russischem Parteichinesisch, vor den Vereinfachungen und „slogans" der Werbebranche, vor einer ideologischen Aushölung wichtiger und unverzichtbarer politischer Begriffe, vor den Einflüssen von Subkulturen aber auch vor radikalen Rechtschreibereformern, denen es nicht um Verbesserung und Weiterentwicklung, sondern um ideologische Zielsetzungen geht! ■

Deutsche geliebte Landsleute, welches Reichs, welches Glaubens ihr seiet, tretet ein in die euch allen aufgetane Halle eurer angestammten uralten Sprache, lernet und heiliget sie und haltet an ihr, eure Volkskraft und Dauer hängt an ihr.

Jakob Grimm



Ernst Moritz Arndt



Joh. Gottfried Herder



Arthur Schopenhauer



Wilhelm u. Jacob Grimm

700 Wörter sind genug

Im nordrhein-westfälischen Kultusministerium wird gegenwärtig überlegt, ob für die Grundschulen des Landes ein reduzierter Basiswortschatz festgelegt werden soll, anhand dessen die Schulanfänger in die Rechtschreibung eingeführt werden können. Wissenschaftler hätten festgestellt, das 500 bis 700 Wörter ausreichen, um die Orthographie zu üben, hieß es im Ministerium. Bisher war man von einem Mindestwortschatz von etwa 3000 Wörtern ausgegangen.

„Die Meisten kennen sie dabei sein – in Klöster im Sprachkurs
„Das gleiche ist nicht dasselbe"

Wiener Sprachblätter, Juli 1980. Aus der Festansprache des Bundesrates Otto Hofmann-Wellenhof für den 85 jährigen großen Sprachforscher Professor Dr. Erwin Mehl.

In meiner Kinderzeit hieß es noch „Trottoir" und „Lavoir" und „Kondukteur" und „Gouvernal" und „echauffieren" und „alterieren".

Seien wir also immerhin froh, daß uns zwar viel zu viel Amerika beschieden ist, aber andererseits außer „Sputnik" keine nennenswerte diesbezügliche Einfuhr — bis auf weiteres.

Das — wie mir scheinen will — Gefährlichere ist der Geist, den manche Fremdwörter miteinschleppen. Ohne mich als Muster anbieten zu wollen — aber ich hatte bei meinen verschiedenen Berufsbetätigungen nie das Gefühl, einen „job" zu betreiben und unter allen zivilen oder militärischen Vorgesetzten empfand ich keinen als „Boß", freilich meinen Dienst auch nicht als „service".

Job ist nicht Beruf und Boß nicht Herr und der königliche Wappenspruch „Ich dien'" wohl nicht mit „service" gleichwertig auszudrücken.

In meinem Alter ist es nicht weiter verdienstlich, aber ich glaube auch vor etlichen Jahrzehnten schon der Überzeugung gewesen zu sein, daß „Liebe" durch „Sex" nicht einmal sinngemäß richtig übersetzt ist.

Doch nicht nur aus fremdem Sprachgut droht unserer Umgangssprache Gefahr.

Modewendungen

Denken Sie etwa an die eingesickerten, uns wesensfremden Abschiedsgrüße „Mach's gut!" oder gar „Bis gleich!"

„Mach's gut!" — gut oder nicht gut, das „mach's" allein ist eine Zumutung, die dem Bewünschten eine Art selbstverständlichen Tätigkeitsdranges (Aktivität) aufzwingt, der hierzulande doch nicht als Inhalt eines Segensspruches gelten kann.

Und „Bis gleich!" — das gibt es überhaupt nicht. Bis gleich ist gar nichts im Leben.

„Daß nicht aus ruhendem Schweigen
aufbricht, was nicht gedeiht ..."

dichtete der Westfale Hans Leifhelm, allerdings nachdem er lange genug in Österreich gelebt hatte.

Oder dieses Übertragen technischer Ausdrücke auf menschliche Verhaltensweisen! Wie herzlos-sachlich erweitert das sich immer mehr einbürgernde Wort „durchdrehen" das Bild von der im Hirnkastl gelockerten Schraube, während unser altvertrautes Überschnappen auch dem bedauernswerten Pritschat und Anbrennten noch die Möglichkeit liebenswürdiger Absonderlichkeiten läßt.

Vollends im sogenannten „Makabren", das ja noch hoch im Kurs steht, zeigt sich das Seelische unseres Herrn Karl unvertilgbar wie sein Wohnrecht im Gemeindebau. „Kaltmachen" — wie grauslich! Aus unserem österreichischen „Abkragln" dagegen schimmert noch die soziale oder sogar „resoziale" Zuversicht, daß auch im Raub- oder Lustmörder nicht jeder Sinn für „Gmüatlichkeit" erloschen sei.

Ohne falsche Bescheidenheit und auch ohne Hang zu volksdemokratischer Selbstbezichtigung möchte ich aber doch an diesem Ort und in dieser Gesellschaft um Nachsicht für meine völlig unwissenschaftliche Darlegungen bitten. Schon Christian Morgenstern warnte:

„Denn die Wissenschaft, man weiß es,
achtet nicht des Laienfleißes."

Erziehungs-Chinesisch

Zum Glück kann ich den Abschluß dieser kleinen Geburtstagsansprache durch eine kurze Vorlesung etwas gehaltvoller gestalten. Ich entnehme die folgenden Auszüge einer in der Wiener Tageszeitung „Die Presse" (Anfang November 1974) erschienenen Abhandlung „Die Schule als politisches Schlachtfeld — Erziehung und Kulturrevolution oder: Von der Strategie der Neuen Linken". Als Verfasser zeichnet Wolfgang Brezinka, Professor der Erziehungswissenschaft an der Universität Konstanz. Er schreibt u. a.:

„Das fachspezifische Kauderwelsch ist nicht etwa die Folge eines übermäßigen Zuwachses an erziehungswissenschaftlichen Erkenntnissen, die sich sprachlich nicht mehr bändigen lassen, sondern es entspringt vorwiegend dem Bedürfnis ‚progressiver' pädagogischer Schriftsteller, den Mangel an praktisch brauchbarem Wissen wenigstens durch ein staunenerregendes Vokabular auszugleichen. So spricht man zum Beispiel statt vom Lehrplan vom ‚Curriculum' und die Überlegungen zur Lehrplangestaltung werden als ‚Curriculumforschung' bezeichnet. Der progressive Pädagoge denkt nicht nach, sondern er ‚reflektiert'; er erklärt nicht, sondern ‚expliziert'; er gibt nicht Beispiele, sondern er ‚exempli-

fiziert'; er arbeitet nicht mit Begriffen, sondern mit ‚Konzepten'; er verfolgt keinen Plan, sondern eine ‚Strategie', ... er geht nicht vor, sondern ‚prozediert'; er verdeutlicht nicht, sondern er ‚artikuliert'; er gibt nicht Anregungen zum Lernen und Anstöße zum Denken, sondern er ‚initiiert' Lernen und ‚organisiert kognitive Prozesse'; er versucht, den Schülern nicht zur Sprachfähigkeit, sondern zur ‚kommunikativen Kompetenz' zu verhelfen; er verfolgt nicht einen partnerschaftlichen, sondern einen ‚sozialintegrativen' Erziehungsstil; er tritt nicht für eine Neubewertung der Leistungsmaßstäbe ein, sondern für eine ‚Neuvaluierung der Effizienzkriterien', nicht für Vorschulerziehung, sondern für ‚basale Bildungsförderung' und so weiter."

Ein für Lehrer bestimmter Text über Spracherziehung beginnt folgendermaßen:

„Kommunikation ist Interaktion in symbolischer Vermittlung und impliziert faktisch, genau wie Interaktion, auch ein Herrschaftsverhältnis interagierender und kommunizierender Menschen ... Um auf der Grundlage von Rationalität und in kommunikativer Gemeinsamkeit mit anderen solidarisch handeln zu können, muß der einzelne Sprache nicht nur als Medium der Artikulation analytisch-kognitiver Prozesse einsetzen, sondern gleichzeitig als Mittel reflexiver Kommunikation ..."

Für Lehrer bestimmter Text über Spracherziehung!

Und da soll einer sagen, ein Verein wie der Verein „Muttersprache" und eine Zeitschrift wie die „Wiener Sprachblätter" entbehrten heutzutage eines dringenden Bedürfnisses!

So gelte wie der Anfang auch das Ende der Rede Herrn Professor Mehl.

Herr Professor! In unser, längst in den Wirren einer so oft von schweren Unwettern bedrohten Lebenszeit zugrunde gegangenes häusliches Gästebuch schrieb in den dreißiger Jahren der damalige Bundesstaatliche Volksbildungsreferent für Kärnten, Viktor Winkler von Hermaden, den einfachen Spruch:

„Soll ich Gutes nochmals preisen?
Gutes spricht sich selbst das Wort.
Nicht in Liedern und in Weisen,
doch im Herzen tönt es fort."

Und wieder zeigte nicht enden wollender Beifall, wie sehr sich der steirische Bundesrat in die Herzen der Hörerschaft gesprochen hatte, namentlich mit seiner fröhlichen und daher umso wirksameren Verulkung der Fremdwörterei.

Mehl sagte zunächst, daß er als Jahnscher Turner die Warnung des Turnvaters vor Augen habe, man „solle nicht Lebende unheiligerweise ins Gesicht loben". Er danke dem Redner dafür, daß er das vermieden und sich in den Grenzen der berechtigten Anerkennung der Sorge um die Sprache gehalten habe. Damit sei er dem Beispiel aller anständigen Völker gefolgt, die sich auch um die Sprache kümmern und ihre Sprachpfleger hochhalten, von den alten Indern angefangen, bei denen der geniale Panini (etwa 5. Jh. v. Chr.) in Sprachnöten angerufen wurde („O Panini, o Panini, hilf mir die Sprache reinzuhalten").

Bei den Hellenen galten die drei Sprachfächer Grammatik, Rhetorik und Dialektik als Grundlage jeder Bildung — die Römer sagten später als „Dreiweg" (trivium), wovon unser Fremdwort „trivial" kommt. Die Sprachpfleger besserten sogar Kaiser aus: so bemängelte der Sprachlehrer Florus, daß Kaiser Hadrian statt „plaustrum" unsein „plostrum" sagte, worauf der Kaiser schlagfertig antwortete: „Du hast recht, Phlaurus (Schwätzer)". Eine wichtige Nachricht für das Einsetzen der romanischen Vereinlautung des lat. au zu o im Westromanischen (nicht im Rumänischen). Als weitere Beispiele des Ansehens der Sprachpfleger führte Mehl die romanischen und die deutschen Sprachgesellschaften an, von der florentinischen „Kleien-Akademie" (Accademia della crusca), die die Kleie aus dem Mehl der Sprache aussondern sollte, über die von Richelieu 1637 gegründete und noch heute höchst wirksame „Französische Akademie" bis zum verdienstvollen „Deutschen Sprachverein" (1886). Das sind die richtigen Bahnen, an denen gemessen die Neubearbeitung des österreichischen Wörterbuches ein scharf abzulehnender Pfusch ist, von dem man nur hoffen kann, daß er im Sinne unserer Eingabe an die Akademie der Wissenschaften (H. 3/1979, 75 f.) gründlich überholt wird, und zwar je schneller und gründlicher, umso besser.

Gebt eueren Kindern deutsche Vornamen!

ikgs

I like Deutsch...

Aus einer Anzeige: „Gesucht wird Mitarbeiter für folgende Aufgaben: Allgemeine Supervisorprobleme bei Frage- und Antwortprozessen, Parsing und Pattern-Matching über einer normalen Sprache und Bachtracking- und Multiprocessing-Verfahren. Wir bieten die Möglichkeit zur Einarbeitung in eine very high level language aus dem Bereich Artifical Intelligence."

Bonner Kaleidoskop 8-9/82

Echo Mth
Köln
Nov. /1982
S. 11

Deutschlands Wälder sterben

Von Kaiser Franz Joseph bis Janos Kádár

Ein Rückblick auf die Geschichte Ungarns

Man kann die jüngste Geschichte Ungarns nicht ohne eine kurze Betrachtung der letzten Jahrzehnte der österreichisch-ungarischen Monarchie erzählen, da die historische Entwicklung Ungarns mit Österreich in ursächlichem Zusammenhang steht.

Bismarck, der den Kaiser Franz Joseph ehrlich bewunderte, sagte einmal, daß Franz Joseph das Reich Karl V. nach Osten verlegt habe. Bismarck hatte wohl recht. Doch dieses Reich, die Donaumonarchie, war mit inneren Problemen überlastet.

Die Ungarn wollten sich durch zahlreiche Freiheitskämpfe von dieser Monarchie lossagen, die Slawen träumten von einem großen slawischen Reich, welches die Nord-, Ost- und Südslawen endlich vereinigen sollte. Ihr politisches Streben galt aber auf alle Fälle ihrer Autonomie und Unabhängigkeit.

Politisches und diplomatisches Geschick, eine stabile Währung und eine gesunde Wirtschaft, die k. und k. Armee und eine beispiellose Verwaltungstechnik hielten die Monarchie fest zusammen, die praktisch seit dem Jahre 1713 durch das Unteilbarkeits-Gesetz der „Pragmatischen Sanction" und einer einheitlichen österreichischen Reichsidee bestand. Nachdem die nationale Revolution und der darauf erfolgte Freiheitskrieg der Ungarn unter der Führung Kossuths in den Jahren 1848—49 mit dem Sieg Österreichs endete, sah Franz Joseph doch ein, daß Ungarn sich niemals mit einer untergeordneten Rolle abfinden würde. Um so mehr, als Österreich nur mit russischer Hilfe den Sieg errungen hatte.

Zerstörtes Gleichgewicht

Es wäre zu weitgreifend, die unglücklichen Umstände zu schildern, die von Sarajewo aus zum ersten Weltkrieg führten. In dem Artikel 177 des Staatsvertrages von Saint Germain vom 10. September 1919 ist die Verantwortlichkeit und Schuld Österreichs für den Ausbruch des ersten Weltkrieges festgesetzt. Dasselbe galt für Ungarn im Friedensvertrag von Trianon. Mit dem Friedensdiktat von Saint Germain und Trianon war nicht nur das Staatsgebilde Österreich-Ungarn liquidiert worden, nicht nur Ungarn tausend Jahre alter Gebiete beraubt, sondern auch das Gleichgewicht in Mittel- und Südosteuropa zerstört worden.

Schon Maurice Paléologue, der kluge französische Diplomat, behauptete, daß die gewaltsame Auflösung der Donaumonarchie ein grober politischer Fehler war. Diese Überlegungen westlicher Politiker und Diplomaten erwiesen sich als richtig, als der Anschluß Österreichs kam und 1939 Ungarn keine andere Wahl blieb, als ein Bündnis mit Deutschland einzugehen.

Aufstieg zur Großmacht

Im Jahre 1867 nahm dann das Schicksal Österreichs und Ungarns eine bedeutsame Wendung. Die Versöhnung der Ungarn mit den Habsburgern wurde vollendet. Franz Joseph ließ sich 1868 in Budapest zum ungarischen König krönen und Franz Liszt schrieb dazu die „Krönungsmesse". Nachdem Preußen die Repräsentation Deutschlands an Stelle Österreichs übernommen hatte und nun Österreich das bis dahin reichsfremde Ungarn als gleichberechtigten Doppelstaat anerkannte, begann ein gemeinsames weltpolitisches Handeln. Die Historiker betrachten dieses Datum als Beginn einer Epoche, in der Österreich-Ungarn zu einer europäischen Großmacht aufstieg. Wenn sich nun auch die inneren Spannungen und Probleme der Monarchie auf einen anderen Sektor, nämlich auf den der drohenden panslawischen Bewegung verlegten, blieb Österreich-Ungarn doch stark genug, um sich als Großmacht zu behaupten. Eigentümlicherweise waren gerade die Ungarn die begeisterten Anhänger der Donaumonarchie geworden, gegen die sie jahrhundertelang gekämpft hatten. Und es ist eine Ironie des Schicksals, daß die österreichisch-ungarische Monarchie genau dann zerrissen wurde, als schon sämtliche Garantien dafür gegeben waren, daß niemals einer der Doppelstaaten an eine Trennung denken würde, weil die Schicksalsgemeinschaft eine historische Tatsache geworden war.

Horthys Fehler

Freilich bezeichnete die kommunistische Terminologie das antibolschewistische Horthy-Regime als „faschistisch".

Im Grunde genommen war aber die Horthy-Ära — wie das unter anderem der ehemalige Botschafter der Vereinigten Staaten in Budapest, Montgomery, in seinem Buch festgestellt hat — sehr konservativ und nannte sich selbst „Christlich-nationales Staatssystem". Horthy strebte, gemäß der alten ungarischen Traditionen, eine parlamentarische Demokratie an. Im ungarischen Parlament saßen sogar selbst diejenigen Sozialdemokraten, die zusammen mit Béla Kun im Jahre 1919 eine „Einheitspartei" gründeten. Man kann also nicht behaupten, daß in Ungarn eine Diktatur war.

Ein grober politischer Fehler des Horthy-Regimes war es jedoch, daß Horthy und seine aristokratischen Ratgeber und Mitarbeiter wieder die „feudalen" Lebensformen der k. u. k. Monarchie einführten, daß sie nichts von einer radikalen Bodenreform hören wollten. Die Erhaltung des Großgrundbesitzes, die nur zögernd und schrittweise vorgenommenen sozialen Reformen, gaben links- und rechtsradikalen Parteien immer mehr Aufschwung. Immerhin, als der Krieg ausbrach, war Ungarn doch ein wirtschaftlich gesundes Land geworden, und die Währung — der Pengö — stand dem Schweizer Franken gleich.

Bis zur Lösung der Thronfrage

Als im Jahre 1918 die Fronten zusammenbrachen, stand kein einziger Soldat des Gegners auf österreichischem oder ungarischem Boden. Doch zeichnete sich eine nationale Katastrophe deutlich ab, als die heimgekehrten Soldaten sich an der Oktober-Revolution 1918 beteiligten. Unter der Führung des Grafen Mihàly Kàrolyi wurde in Ungarn die Republik ausgerufen. Sie wurde

V das taten die Rumänen schon am 4. August 1919

von Sozialdemokraten, Linksliberalen und Kommunisten regiert. Es dauerte keine zwei Monate, da wurde aus der Republik eine „Proletardiktatur" unter Béla Kun, Jenö Varga, Rákosi, Geró, Rönai usw. unter der Führung also der in Moskau ausgebildeten gleichen Kommunisten, die nach dem zweiten Weltkrieg mit der Hilfe der Sowjetunion abermals die Macht an sich gerissen haben. Ungarn wurde nunmehr eine Räterepublik mit marxistisch-leninistischer Prägung, in der nur eine Partei, die Kommunistische, zugelassen wurde.

Schon damals leistete das ungarische Volk Widerstand und in der von den Kommunisten nicht besetzten Stadt Szeged organisierte der letzte Befehlshaber der k. u. k. Kriegsmarine, Admiral Miklós von Horthy, eine nationale Honvèdarmee, marschierte im November 1919 in Budapest ein und verjagte die Kommunisten. V Horthy selbst war nicht nur Oberbefehlshaber der Armee, sondern auch der Verteidigungsminister in der in Szeged schon vorher gebildeten Gegenregierung. Fünfzehn Monate später fanden die Wahlen statt und die konstituierende Nationalversammlung beschloß, daß *Ungarn Königreich* bleibe. Es wählte 1921 „bis zur Lösung der Thronfrage" Horthy zum Reichsverweser Ungarns. In Ungarn begann eine nationale Aufbauarbeit unter revisionistischen Aspekten.

Lage

Bis zur völligen Niederlage

Am 15. Oktober 1944 ersuchte Horthy die Sowjetunion um Waffenstillstand. (Die Truppen Schukows standen 60 Kilometer vor Budapest.) Darauf wurde Horthy von der SS verhaftet und in Deutschland interniert. Der Pfeilkreuzler-Führer Szálasi bildete eine Regierung und führte den Krieg gegen die Sowjetunion bis zur völligen Niederlage Ungarns fort. Inzwischen bildete sich in Debreczen eine Gegenregierung unter der Führung des Horthy-Generals Béla Miklós, in der die „Unabhängigen Kleinlandwirte", die Sozialdemokraten, die kryptokommunistische Bauernpartei und die Kommunisten teilnahmen.

Im Jahre 1945 fanden die Wahlen statt. Die Partei der Kleinlandwirte erhielt die Mehrheit, trotzdem wurde auf dem Wunsche des Marschalls Woroschilow eine Koalitionsregierung unter der Führung von Zoltán Tildy gebildet, der kurz danach Staatspräsident wurde. In den darauf folgenden Regierungen erhielten die Kommunisten und die Bauernpartei wichtige Ministerposten, der Kommunistenführer Rákosi wurde stellvertretender Ministerpräsident; — und schließlich übernahmen 1948 die Kommunisten die Macht, das heißt die Gewaltherrschaft über Ungarn. Über acht Jahre lang regierten sie mit Unterstützung der Roten Armee unter Anwendung unglaublicher Terrormaßnahmen.

Nach der Rehabilitierung der „Titoisten" wurde der einmal schon abgesetzte Ministerpräsident Imre Nagy wieder Ministerpräsident, aber es war schon zu spät. Das Volk wollte nichts mehr von den Kommunisten wissen. Die Revolution begann.

Nach den blutigen Unterdrückung der Revolution durch die Sowjet-Armee, die einem sowjetisch-ungarischen Kriege gleichkam, verhalfen die Sowjets den alten Kommunisten János Kádár zur Macht bzw. machten ihn zum Ministerpräsidenten und Diktator des Landes.

Ein internationales Problem

Was das Kádár-Regime seit der Unterdrückung der Revolution gemacht hat, ist wohl bekannt. Schätzungsweise wurden 2000 Freiheitskämpfer zum Tode verurteilt und man schätzt die sonstigen Verurteilten auf 10 000. Die blutige Unterdrückung des ungarischen Volkes geht weiter. Aber die freie Welt hält immer ein Auge auf dem tapferen ungarischen Volke. Der Gedanke der kriegslosen Befreiung lebt weiter und damit wird das ungarische Problem ein internationales Problem und ist für Deutschland umso interessanter, als die Befreiung der osteuropäischen und südosteuropäischen Völker von dem russischen Machthaber in ursächlichem Zusammenhang mit der deutschen Wiedervereinigung steht.

Cornel von Lates

Friedrich List - Zeitgenosse Szèchènyis

Deutscher Planer eines fünfzig Millionen umfassenden ungarischen Reiches

Hundertundzehn Jahre sind vergangen, seit Europa auf der Schwelle einer gleichen Epoche stand, in welcher wir heute leben. Alles kam ins Rollen. Die beginnende Epoche des Kapitalismus ließ alle Herrscher, Kasten und Völker wissen, daß die Zeit der großen Umwandlungen und Reformen gekommen sei.

In jenen Jahren um 1840, als die Fahnen der Revolution noch nicht auf den Barrikaden wehten, erhob sich in Deutschland die Gestalt eines großen Reformers vom Format eines Széchényi über die angehäuften Probleme. List erkannte bereits klar die sich allmählich abzeichnenden Konturen der neuen Welt. Er bereiste Amerika und von dort sah, was zu dieser Zeit außer ihm nur Széchényi, Wesselényi und Kossuth bemerkt hatten: das in seiner Macht heranwachsende Rußland, das geheimnisvolle große Reich von welchem sie fühlten, daß es dereinst Europas Freiheit und die europäische Welt bedrohen würde.

Die Deutschen sollen nicht nach Amerika

Friedrich List brachte aus den Vereinigten Staaten — deren Bevölkerung damals fast zur Hälfte aus Deutschen bestand — die Überzeugung mit, daß die dort ansässigen Deutschen früher oder später sowohl volksmäßig als auch wegen der großen Entfernungen wirtschaftlich dem Deutschen Reich verloren gehen würden. Friedrich List suchte also für die deutschen „Bevölkerungsüberschüsse" einen Platz, an welchem sie dem Deutschtum wenigstens als wirtschaftliche Pioniere erhalten blieben — wenn sie schon völkisch in andere Nationen einschmelzen würden.

Er ist bereits der Vorstand und Leiter des Deutschen Zollvereins, als sich ihm die bedauerliche Erfüllung seiner großen Vision offenbart. Im Osten wird das türkische Reich, der große Schutzwall gegen den Panslavismus, früher oder später zusammenbrechen und Rußland wird auf dem Balkan das Erbe des osmanischen Reiches antreten. Also muß eine Lösung gefunden werden, welche Europa vor dieser verhängnisvollen Möglichkeit bewahrt. Die Deutschen sollen nicht zum Erie-See auswandern, sondern gleich bis zum Schwarzen Meer. Friedrich List, der große Bahnbrecher des Vereinigten Europa, blickte nach Osten und entdeckte ein Volk, welches zwar damals noch unter primitiven Verhältnissen lebte, dessen hervorragende Eigenschaften er jedoch mit deutscher Gründlichkeit erkannte. List, der deutsche „Europäer", wollte nicht germanisieren, sondern hoffte, daß die Eingliederung deutscher Arbeitskraft und deutschen Stammes Ungarn zur Blüte bringen würde. Davon sollte nicht nur der Deutsche Zollverein profitieren, sondern in erster Linie Ungarn selbst.

Jährlich 500 Tausend Deutsche nach Ungarn

Im Jahre 1842 entwarf er seinen diesbezüglichen Plan, in welchem er in bewunderungswürdiger Wärme und Weitsicht über die deutsch-ungarischen Beziehungen schrieb..

„Nirgend kann es noch eine so wunderbare Verbindung, solch schöne Harmonie, reichen Ehesegen und mehr materielle und ideelle Prosperität geben, wie sie zwischen Ungarn und Deutschen zustande kommen könnte. Der eine Teil bringt die Fruchtbarkeit, die befruchtende Kraft in Landwirtschaft, Kunstgewerbe, Wirtschaft und bürgerliche Ordnung gleichzeitig mit dem hohen Niveau der wissenschaftlichen Bildung. Der andere Teil — der ungarische — steuert zu all diesem seinen ritterlichen Kampfgeist, politische und rhetorische Fähigkeiten, glühende Heimatliebe und das Fundament seines naturbedingten Reichtums bei. Die ungarische Flamme wird das deutsche Phlegma beflügeln, während erstere von letzterem besänftigt wird.

Deutschland kann jährlich eine halbe Million Auswanderer an Ungarn überlassen und kann mit dieser Maßnahme gleichzeitig seine eigene Bevölkerung vermindern. An Stelle von 11 bis 12 Millionen kann Ungarn zusammen mit Siebenbürgen 25 bis 30 — im Verein mit den Donaustaaten sogar 50 bis 60 Millionen Menschen ernähren und erhalten. Ungarn wird dadurch innerlich in außerordentlichem Maße gekräftigt, das deutsche und ungarische Element werden wie ein Herz und eine Seele nebeneinander unter der Kgl. Ungarischen Oberhoheit stehen. Das ungarische Slawentum aber wird die Notwendigkeit empfinden, sich mehr und mehr dem Ungarntum anzupassen. Keine Macht kann danach das Ausbreiten ungarischer Herrschaft auf dem Balkan bis an das Schwarze Meer, und Ungarns Erhebung zu einer der führenden Nationen Europas verhindern."

Es ist klar, daß Friedrich List nicht „germanisieren" wollte. Vor seinem geistigen Auge stand ein ungarisches Reich von fünfzig Millionen, welches das Erbe des türkischen Reiches antritt. Ungarn kann, gestützt auf Österreich und sein Bündnis mit Deutschland, Haupterbe der Türkei werden und damit dem sich auf die Eroberung des Balkans vorbereitenden russischen Imperialismus zuvorkommen. Gleichzeitig setzt der Zollverein alles daran, Ungarn wirtschaftlich zu stärken.

Groß-Ungarn mit Deutschtum und Magyaren

Er betonte, daß die deutschen Einwanderer — leider — ihr Deutschtum verlieren und in das ungarische Volk einschmelzen würden. Sollten die Deutschen nach Amerika auswandern, so wären die Nachteile viel größer.

Hier dagegen wäre der Gewinn doppelt, denn auf Grund des mit Ungarn betriebenen Handels und des auszubauenden Verkehrs, werden auch Deutschlands Wohlstand und Macht wachsen. Der Einfluß des deutschen Bündnisses wird sich über Österreich und Ungarn bis an das Schwarze Meer ausbreiten. Viele Ungarn — betonte er weiterhin — träumen von einer reinblütigen Großungarischen Nation.

Dies ist jedoch ein gefährlicher Wahn, denn Ungarn — welches sich verhältnismäßig langsamer vermehrt — hat keine Zeit, um die biologische Vermehrung der Russen und Slawen einzuholen. Dies kann nur durch den Zustrom deutscher Elemente gelingen, während die herrschende Schicht ungarisch verbleibt. „Lieber also eine

gemischte, doch starke Nation, als ein reinblütiges Ungarntum, welches zu Verstümmelung und Verelendung verurteilt wäre."

An der Spitze des Ungarntums stand im Fieber dieses Reformzeitalters der große ungarische Schöpfer und Reformer Graf Stephan Széchényi, der Freund Lists. Auch er erkannte die große Realität und Erneuerung, welche zweifellos Lists Plan innewohnte. Aber nicht nur er, sondern selbst Kossuth billigte anfangs diese Idee. Der „Pesti Hirlap", das Organ Kossuths, schreibt in seiner Nummer vom 11. 12. 1842 wie folgt: „Von den Deutschen, welche nach Ungarn einwandern wollen, haben wir für unser Ungarntum nichts zu befürchten. Wenn die Deutschen richtig zwischen die Ungarn verteilt werden, so werden sie bald ungarisch fühlen und wirtschaften und sich sehr schnell unseren Verhältnissen anpassen."

List äußerte sich dagegen wärmstens zu den Idealen Kossuths, zu den Gedanken der ungarischen nationalen Unabhängigkeit dahingehend, daß er seine Ideen verwirklichen möge. Er legte seine Pläne in dem Memorandum: „Über die nationalökonomische Reform des Königreichs Ungarn" an Fürst Metternich dar. Auch hierin vertrat er die Ansicht, daß Ungarn nicht nur das stärkste Bollwerk gegen Rußland sei, sondern auch ein ausgezeichnetes Mittel zur friedlichen Gewinnung der Gebiete an der unteren Donau.

Innerhalb zweier Jahre war die Lage bereits dahin gediehen, daß er im Dezember 1844 schon wesentliche Verhandlungen mit Metternich führte, ja sein Memorandum von König Ferdinand V. persönlich gelesen wurde, welcher dem hier Zusammengefaßten außerordentlich zustimmte. Offensichtlich war es dieser Tatsache zu verdanken, daß Széchényi vom Kgl. Kanzleramt an die Spitze des ungarischen Verkehrswesens berufen wurde.

List in Preßburg

Auf richtiges Verständnis stieß Friedrich List jedoch nur in Ungarn, wo er im Jahre 1844 von den Führern der Preßburger Diät und der ungarischen Öffentlichkeit derart gefeiert und geehrt wurde, wie es dieser reinherzige, idealistische Freund des Ungarntums nicht anders verdient hätte. Franz Pulszky, der Freund Ludwig Kossuths, schrieb den Bericht über Lists Aufenthalt in der „Allgemeinen Zeitung". „Vielleicht", so schreibt er, „wurde noch nie ein Ausländer in Ungarn mit solch großen Ehren empfangen." Die Magnaten, Mitglieder des Parlaments und höheren Amtspersonen überhäuften ihn mit Einladungen. Seitens der Konservativen Partei gaben Graf Felix Zichy und György Andrássy, von der Gegenpartei Kazmer Batthyányi ihm zu Ehren Bankette. Der Palatinus empfing ihn in außerordentlich langer Audienz. Die ungarische Übersetzung seines Werkes „Das nationale System der politischen Ökonomie" war bereits drei Jahre vorher in Ungarn von Hand zu Hand gegangen. Neben dem leidenschaftlichen Interesse Ungarns für das Reformzeitalter liefen die wirtschaftlichen und politischen Verhandlungen, über welche die Chronik vermerkt: „Noch nie wurden in Ungarns führenden Kreisen derart viele Worte über Gewerbe, Handel und wirtschaftliche Fragen gemacht."

„Lists Besuch hat der ganzen öffentlichen Meinung Ungarns eine andere Richtung gegeben. Aus der Privatperson wurde in Ungarn eine geistige Macht." — So schreibt Gottfried Fittbogen über ihn.

Auch Wiens wirtschaftliche und politische Kreise empfingen diese Koryphäe deutschen öffentlichen Lebens mit einem gewaltigen Festbankett.

Kossuth sagt: - zu spät!

Dieses großzügige Ereignis wurde eingehend von dem damaligen Organ des Zollvereins gewürdigt, welches am 21. Januar 1845 berichtet, daß auch die Stadt Wien List derart feierte wie noch nie einen Privatmann je zuvor. Der Journalist betont geradeheraus, daß die Kaiserstadt hiermit „nicht den blassen, weibstollen Pianisten Franz Liszt", sondern Friedrich List feierte.

Natürlich war gleichzeitig auch die Rede von Friedrich Lists ungarischen und balkanischen Besiedlungsprojekten und der ungarische Sprecher des Banketts betonte, daß Ungarn zum Westen gehörte, ja er begrüßte sogar den Besiedlungsplan — jedoch nur unter Wahrung der ungarischen Selbständigkeit und Verfassung.

Zu jener Zeit liefen auch noch andere Besiedlungspläne in Richtung auf Ungarn und den Balkan. Solche waren die Vorhaben von Stefan Ludwig Roth und Gustav Höfken. Diese entstanden größtenteils im Geiste Lists, lediglich Höfken mißbilligte es, daß die Balkanvölker unter die Oberhoheit eines Großungarischen Reiches kommen sollten. Seiner Meinung nach wäre es richtiger, aus diesen eine Donaukonföderation, einen Pufferstaat zwischen Türkei und Rußland zu bilden. Kossuth meinte jedoch, es gäbe in der ungarischen Geschichte ein endgültiges Wort: „Zu spät!"

Es war auch bereits zu spät! In dem Reformeuropa Friedrich Lists und István Széchényis begann bereits ein anderer Wind zu wehen. Ein blutiger, bitterer Wind der Revolution und des Nationalismus! Roths Siedlungsexperiment scheiterte an der Eifersucht der Siebenbürger Sachsen, der ganze große Staat jedoch zerstob im Sturm der Freiheitskämpfe. Die Völker des Donauraumes standen sich infolge der Politik des Wiener Hofes feindlich gegenüber. Friedrich List mußte bald in Ungarn die Fahnen des imperialistischen Rußlands erblicken, in deren Gefolge Kosakenpferde die Freiheit und die modernen Träume eines konstruktiven Europa zertrampelten.

Danach sprach Fürst Schwarzenberg, Ungarns verhaßtester Widersacher, in Wien bereits von einer andersgearteten Besiedlung. — Die Ungarn, diese rebellische Nation, müssen samt und sondern ausgesiedelt werden — nach Marokko.

Genau vor hundert Jahren erschien in Wien das Werk „Blick auf den anonymen Rückblick" von István Széchényi, Lists großem Freund. Er zerpflückte darin mit bitterer Leidenschaftlichkeit jene Wiener Pläne, welche mit der Einschmelzung Ungarns die Gesamtmonarchie zustande bringen wollten. Wie Lists Biograph bemerkt, wurde es jetzt klar, daß das Ungarntum unbeugsam in der Frage seiner nationalen Unabhängigkeit und der Zeitpunkt für Besiedlungsprojekte nicht mehr geeignet sei. Das fünfzig Millionen umfassende ungarische Reich fehlte jedoch, als sich Stalins Tanks in Bewegung setzten, um Osteuropa — und mit diesem die Freiheit aller kleinen Völker niederzuwalzen.

Lists Stern hat sich infolge der Schicksalstragödie gegen ihn gekehrt. Dies hindert uns jedoch nicht daran, seiner zu gedenken, der ein so großer Freund des Ungarntums, eine der sympathischsten Gestalten der deutsch-ungarischen Schicksalsgemeinschaft und einer der edelsten Bahnbrecher eines künftigen modernen Europa war.

Die Vertreibung der Sudetendeutschen

Der grundlegende, auch tiefschürfende Artikel von Viktor Meier, „Doppellichtige Tschechoslowakei" in der F.A.Z. vom 30. November bedarf trotz seiner Länge und Ausführlichkeit einer folgenschweren Ergänzung. Nach den unfangreichen wirtschaftspolitischen Daten, die der Verfasser aufführt, muß der Leser den Eindruck bekommen, daß hier die Lückenhaftigkeit tendenziös beabsichtigt wurde. Wenn der Verfasser schreibt: „... Sie (die Tschechoslowakei) hatte einen hohen Stand der wirtschaftlichen Entwicklung, auf manchen Gebieten eine europäische Spitzenposition. Dann kam der Schlag von München, gefolgt von den Erfahrungen der Kriegszeit, die wiederum abgelöst wurden durch die Zustände der fünfziger Jahre und dann vom Jahr 1968 ... Solche Schläge innerhalb einer verhältnismäßig kurzen Frist verträgt kaum ein Volk ..." Ein wahrheitsoffener, ehrlicher Journalist und Wirtschaftsfachmann kann hier die Folgen der Vertreibung 1945 nicht einfach außer Betracht lassen und nur vergessen. Hier kann nur offizielle, tendenziöse Absicht der Hintergrund sein. Die Vertreibung von 33 Prozent der Bevölkerung, darunter fast 50 Prozent der industriellen Fachkräfte der Tschechoslowakei und die damit verbundene Zerstörung von über 60 Prozent der hochrangigen Exportindustrie, wiegt in der Nachkriegsentwicklung der Wirtschaftskapazität der Tschechoslowakei unvergleichbar schwerer als München 1938, die Wirtschaftsentwicklung in den Kriegsjahren — in vielen Branchen ein Aufschwung — und die Jahre 1950 und 1968.

Nachdem fast 40 Jahre seit 1945 — der Vertreibung — vergangen sind, sollte man wenigstens in fachlichen Abhandlungen und Untersuchungen solche gravierende geschichtliche Tatsachen nicht einfach unbeachtet lassen und aus offiziellem Opportunismus ganz verschweigen. Der Verfasser disqualifiziert sich dadurch nur selbst. Aus vielen Nachkriegsbesuchen, besonders in den letzten Jahren, weiß ich, daß der Großteil des tschechischen Volkes, besonders freie Wissenschaftler und Wirtschaftsfachleute, im privaten Gespräch die Fehler der Vertreibung 1945 einsehen und die folgenschweren politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Auswirkungen für die Tschechoslowakei und ihre Bevölkerung heute klar erkennen. Und dies trotz 40 Jahre offizieller Tatsachenfälschung und Schweigekampagne.

Alois Wanka, Zell

9. August 1987

sterben die Serben aus?

(Oder: Den heutigen Deutschen ins Stammbuch!!)

„Wir sterben langsam aus" – erklärte Mirjana Marinko, die Präsidentin der Frauenkonferenz von Zaječar im östlichen Serbien. Auf die Frage, warum sie nicht mehr Kinder zur Welt bringen, antworteten die Frauen des dortigen Kreises, das sei heute „ein Luxus"!

Laut Statistik gebären die Frauen Alt-Serbiens gegenwärtig in ihrem ganzen Leben 1,7 Kinder; nur wenig besser stehen die Frauen der Wojwodina da, die 1,8 Kinder je Frau zur Welt bringen. Es folgen Kroatien mit 1,9 Kindern, dann Slowenien und Bosnien-Herzegowina mit 2 Kindern, Montenegro (Crna Gora) mit 2,2 und Mazedonien mit 2,5 Kindern. Allein in Kosovo, wo sich die Bevölkerung heute schon zu fast 90% aus Albanern zusammensetzt, gebärt jede Frau in ihrem Leben im Durchschnitt 4,5 Kinder.

Wohin das in nur wenigen Jahrzehnten geführt hat, zeigen die Änderungen, die in den letzten Jahrzehnten in Kosovo eingetreten sind. Der Anteil der Serben liegt bei 10%.

Die Serben haben in der Zeit, in der sie über uns Schwaben in Jugoslawien hergefallen sind (1944–45), einen Teil unserer Menschen ermordeten bzw. in KZs verhungern ließen, den Rest aber aus der Heimat vertrieben – zur selben Zeit haben sie ihr altes Kernland Kosovo, die „Wiege ihres Volkes", praktisch verloren.

Gottes Mühlen mahlen langsam! Aber auf seine Gerechtigkeit ist Verlaß. Das gilt für alle Menschen und alle Völker. („Borba", 20./21. 6. 87, S. 5).

Dr. Anton Lehmann

Es ist ein

9. August 1987

Ostblock-Gehe
auf Menschen

Verletzungen des deutschen Staatsgebietes g

Die Grenze der CSSR zur Bundesrepublik Deutschland sieht für den unbefangenen Betrachter im Verhältnis zu den Grenzsperranlagen der DDR relativ harmlos aus. Flüchtlinge aus der CSSR, die unbemerkt über die Grenze in die Bundesrepublik Deutschland kommen wollten, waren sehr erstaunt, als sie im Grenzgebiet von Zivilisten festgenommen wurden. Anschließend erfolgte ein strenges Verhör durch Angehörige des tschechoslowakischen Geheimdienstes. Soweit es sich um DDR-Bürger handelte, mußten die Festgenommenen in der DDR eine Haft wegen versuchter Republikflucht verbüßen. Den [illegible] suchen, über

auf einen 50 Kilometer breiten Str
fen auf dem Territorium der Bund
republik Deutschland. Ihr Auftrag
steht darin, Erkenntnisse über d
Verbleib von Flüchtlingen zu gewi
nen sowie Fluchtgründe, Fluchtweg
und sicherheitsgefährdende Aktivitä
ten von Flüchtlingen festzustellen
Weiterhin sollen Flüchtlingswohn
heime, Organisationen und Behör
den, von denen Erkenntnisse über di
persönlichen Verhältnisse vo
Flüchtlingen zu gewinnen sind, aus
gespäht werden. Im Großraum Mün
chen wurden diesbezügliche geheim
dienstliche Aktivitäten der CSSR be
merkt. Ausspähungsobjekte ware
auch Einwohnermeldeämter, Diens
stellen der Bayerischen Grenzpoli

Arbeitskreis für Zeitgeschehen, 1070 Wien, Zollergasse 16/1.

Die deutsche Sprache

Betrifft: Bitte um ein Sprachgesetz.

Französisch wird von ungefähr 60.000.000 gesprochen, die ihre Muttersprache mit einer kindlichen Liebe und Hochachtung gepflegt wissen. Am 4. 1. 1977 trat in Frankreich nach einjähriger Übergangszeit ein Sprachgesetz in Kraft, das in der Geschichte der franz. Sprachpolitik das dritte Gesetz dieser Art ist. Der Erlaß von Franz I. aus dem J. 1539 hatte den ausschließlichen Gebrauch der franz. Sprache im Gerichtswesen durchgesetzt. Das auch heute noch gültige Gesetz vom 20. 7. 1794 verpflichtet jeden Beamten und im öffentlichen Dienst Tätigen, in Ausübung seiner Amtshandlungen nur die franz. Sprache zu verwenden, d. h. keine der verschiedenen Minderheitensprachen wie bretonisch oder okzitanisch, die ausgemerzt werden sollen.

Das neue Gesetz schreibt den Gebrauch der franz. Sprache auf mehreren Teilgebieten zwingend vor und verbietet den Gebrauch von Fremdwörtern mit Strafen bei Rückfälligkeit bis 5.600 FF wie bei Betrug. Es betrifft die Bezeichnung von Erzeugnissen, Angebot, Aufmachung, Werbung, Gebrauchsanweisung, Rechnungen, Rundfunk, Fernsehen, Inschriften an und in öffentlichen Einrichtungen, sämtliche Verträge mit Körperschaften und Anstalten des öffentlichen Rechts, schriftliche Arbeitsverträge, Abfassung von Stellenangeboten. Die Bewilligung staatlicher Zuschüsse wird an die Einhaltung des Gesetzes gebunden.

Unter de Gaulle wurde durch Dekret v. 31. 3. 1966 ein Hoher Vorstand zur Verteidigung und Verbreitung der franz. Sprache gegründet.

Amerikas Machtzuwachs nach dem 2. Weltkrieg zieht den Wunsch nach sich, auch zu befehlen anstatt zu überzeugen und Verhältnisse und Verhaltensweise aufzuzwingen — Giscard d'Estaing in „Times" v. 24. 5. 76 — Amerika will seinen „american way of life" in der ganzen Welt einführen. Diese Amerikanisierung hängt vor allem mit der wirtschaftlichen Abhängigkeit, in Technik und Wissenschaft von den USA ab.

Chirac ruft auf zum Kampf gegen die unverständliche Sprache — 2. 1975 — Sprachverderb! — Das Fremdwort bringt in vielen Fällen keine inhaltliche zusätzliche Leistung, wodurch seine übertriebene Verwendung zu Recht mit dem Ausdruck „Manie" bezeichnet werden kann.

Die sprachliche Kolonisierung ist eine Art Betäubung — Narkose, — unter der die politische Kolonisierung vollzogen wird.

Die Bedrohung der deutschen Sprache, die Bedrohung des kulturellen Erbes ist ernst zu nehmen!

Die Pflege des Nationalbewußtseins und der nationalen Übereinstimmung — Identität — in Vergangenheit und Gegenwart hat man in Frankreich als Selbstverständlichkeit betrachtet.

Die deutsche Sprache soll nicht pigeonisiert werden wie Chinesisch in Hongkong! — ein Wort chinesisch, das andere englisch!

„Die deutsche Sprache ist eine der ersten und schönsten Kultursprachen der Welt" — Die Monatszeitschrift „Stimme Elsaß-Lothringens" vom 1. 2. 1974.

Die in der ganzen Welt verbreitete engl. „Times" hat uns schon am 16. 6. 1960 hohnvoll nachgesagt, wir hätten vergessen, daß Deutsch eine Kultur- und Weltsprache ersten Ranges sei.

Laut der „Deutschen Literaturgeschichte von Engel" hat die deutsche Sprache den größten Wortschatz: 500.000 Worte, erst in weitem Abstand folgt Englisch mit nur 120.000 Worten.

Deutsch wird in Europa von 100.000.000 gesprochen — in der ganzen Welt von 120.000.000 — Englisch in Europa nur von 56 Millionen, Französisch nur von 53 Millionen.

Auf dem Buchmarkt erscheinen 22 Prozent aller Bücher amerikanisch-englisch, 16 Prozent aller Bücher deutsch.

Deutsch ist die zweite Bildungssprache der Welt!

Die Deutschen gehören zu den begabtesten Völkern der Welt.

Wir bitten daher höflichst um ein Sprachgesetz zum Schutze der deutschen Sprache, damit sie nicht mit häßlichen, unverständlichen Fremdwörtern entstellt, verschandelt und mißhandelt wird!

Für Ihre Mühewaltung herzlichen Dank!

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Arbeitskreis für Zeitgeschehen, für den Inhalt verantwortlich: Viktor Kunz, beide 1070 Wien, Zollergasse 16/1.
Druck: Friedrich Sommer, St. Pölten, Kremser Gasse 21.

MITTEILUNGEN

DER STIFTUNG SOZIALES FRIEDENSWERK

28. Jahrgang, Folge 4 | Ausgabe Salzburg | Oktober/Dezember 1979



Spät,
liebe Freunde,
legen wir diese letzte Folge des ausgehenden Jahres in Eure Hände.

Schon stürmen die erzernen Glockenklänge den dunklen Himmel der Neujahrsnacht. So spät die Stunde?
Vielleicht würde uns darüber bange, wüßten wir nicht um das weite Zutrauen, bewährt im Wissen um eine Liebe, die uns so lange gemeinsam in schweigender Front sah. Denn in wenigen Monaten vollenden sich drei Jahrzehnte opfervollen Wirkens! Sie, liebe Freunde, wie wir, wir wissen beide, warum und wofür.

Der Griffel eines Höheren brachte das von Krieg, Gefangenschaft und unentwegter Arbeitsfülle gezeichnete Herz des Verantwortlichsten dieser Arbeit aus seiner gewohnten Bahn. Und warf damit Sand ins Getriebe. Das büßte auch unsere Zeitschrift.

Spät deshalb, liebe Freunde! Laßt Euch dennoch von einem versichern, der es wissen muß: Liebe kommt nie zu spät, auch wenn ihre Sternstunde gar manchesmal unser Verlangen warten und zweifeln läßt. Der gläubigen Mithilfe bedürfen wir weiterhin also sehr, unser Helfenkönnen ist nicht leichter geworden. In unserer Zuversicht aber wird uns niemand beschämen, deß' seid gewiß! — Kraft und Mut ins neue Jahr!

Dr. Norbert Scharnagl

Kinder-Erwartung

Horch!
Auf der Treppe ein Rauschen!
Ist ein Engel herabgehuscht? Nein!
Man hört nichts als draußen die Autos,
ein Lärmen auf Straßen und Gassen
und unterm Haustor steht wartend
der Nachbar.

Worauf wartet er?
Weiß er die Tage im Kalender,
die wir anzeichnen mit kleinen Sternen,
am Sonntag rote, am Werktag blaue,
in denen wir Vater und Mutter ehren
und das Vaterunser beten?
Noch sind es zwanzig, dann sind es zehn,
sind fünf, sind drei, oh, und dann
zweimal schlafen, beten, horchen —

Glocken, und ein Gesang in der Luft,
vor der Türe ein feines Klingeln —
jetzt, jetzt, hört ihr? Näher kommt es,
näher, das Singen, das Rauschen
von goldenen Flügeln, und da —
Posaunen über den Dächern,
ein riesiger Stern, ein Tor geht auf,
ein Tor ins Licht, und drinnen,
im kleinen Gemach, gebettet
in Windel und Streu das Kindlein
der Weihnacht, frierend und arm.

Wärm es mit deinem Hauche, mit deinem
Hemd, mit deinem Leibe und bringe
der Mutter die Milch vom Herde, und
die weißen Brötchen, die wir gebacken,
und den Kranz mit den Kerzen,
unser Spielzeug und ein wenig auch
unsere Ungeduld, unsere Unzufriedenheit,
unsere dunklen Gedanken, alles, alles
was wir haben, als Gaben der Liebe,
klein und gering zur heiligen Weihnacht.

Unter dem Haustor der Nachbar
wartet gewiß auf die Könige,
denn er hat Gold im Fenster, Ketten
und Ringe und glitzerndes Sattelzeug.

Aber die Könige, unerkannt,
sind schon vorüber.

Natalie Beer

Glocken und Raketen

Am letzten Abend des Jahres saßen die Eltern wie immer über ihren Abrechnungsbüchern und überlegten, welche Ausgaben im neuen Jahr eingespart werden könnten. „Aber ja nicht Geschenke!" rief Justine aus.

„Und an welcher anderen Stelle?" Sie wußte es nicht. Magnus lächelte. Es war jedes Jahr das gleiche. Und wie in jedem Jahr hatte sie auch diesmal, trotz des sorgfältigen Anschreibens, ein Defizit — kaum der Rede wert —, aber es ärgerte sie. Das durfte nicht sein. Ihre klare Stirn zog sich in angestrengtem Nachdenken zusammen. Sie konnte den Fehler nicht finden. Da stand der Mann auf, machte mit seinem Rotstift einen dicken Strich durch die Abrechnung ihres Wirtschaftsbuches und nahm sie lachend in die Arme. „Rechnen, aber nicht sorgen, geliebte Frau."

Sie ging in die Küche, das Nachtessen zu richten. Und während sie von dem großen Brotlaib schnitt, dachte sie: „Möchte Gott uns am Ende des Lebens gleichermaßen das Fehlende erlassen."

Schon ging es auf Mitternacht zu. Da fiel es dem Professor ein, daß er vergessen hatte, Justine am Weihnachtsabend ein Geschenk auf den Tisch zu legen — ihr Hauptgeschenk.

„Du hast es bestimmt zu gut fortgepackt." Dankbar nickte er ihr zu. „Du verstehst einen doch immer."

„Na, dann hol's mal, Vater, ich bin gespannt. Sicher ist es noch in seinem braunen Packpapier."

„Dieses ist nun etwas Besonderes", sagte Magnus, ein Büchlein, in grünes Leder gebunden, auswickelnd. Seine Augen strahlten die Frau in kindlicher Freude an. „Ein Tagebuch des Dankes."

„Des Dankes?"

„Ja, so hab ich mir's ausgedacht, daß du jeden Tag kurz aufschreibst, was du dem vorhergehenden Tag zu danken hast."

Sie sah ihn still an.

„Nicht wahr, es vergeht kein Tag, der einem nicht etwas gibt, das des Dankes wert ist — und sei es allein, daß man die Sonne wieder sieht, daß man gesunde Glieder hat, die sich regen können, daß man arbeiten kann."

„Oder daß ein Rotkehlchen auf das Fensterbrett kam. Du hast recht, nichts ist selbstverständlich. Es könnte auch anders sein. Man vergißt es immer wieder." Sie horchten auf. Die ersten Feuerwerksraketen pfiffen über die Dächer der Stadt. Böllerschüsse krachten. Rote und grüne Blitze huschten, schlangengleich, über Fußboden und Wände. Der Höllenspektakel der Silvesternacht schwoll an, als wären alle Dämonen losgelassen. „In Berchtesgaden schießen sie mit großen Holzpistolen. Mit ihrem Böller wollen sie die bösen Geister vertreiben."

Die Mutter begann die Lichter am Christbaum zu entzünden. Die Standuhr im Flur setzte mit einem kleinen Ruck zum Schlagen an.

Die Mutter öffnete die Verandatür. Von allen Türmen kündeten die Uhren Mitternacht. Aus der Höhe stürzte der Schwall der Glocken, als wollte sich der Himmel öffnen, als kämen die himmlischen Heerscharen herab, das zischende, giftig gelb- und grün züngelnde Gewürm der Erde zu besiegen. Dann entrollte sich langsam wie eine Siegesfahne der vom Turm geblasene Choral: „Nun danket alle Gott".

Justine stand vor dem Danziger Schrank. Aufrecht stand sie, still, vom Kerzenlicht der Tanne golden umrandet, vom Blitzen der Raketen zuckend umspielt, die schwere Schranktür aus Nußbaumholz wie einen Schild im Rücken. So horchte sie in die Zeit. — Magnus richtete sich im Dunkel des Zimmers aus seinem Sessel auf. Hatte er eben nicht schon wieder, ohne es zu wollen, seinen Puls gezählt?

Er sah zu seiner Frau hinüber. Und plötzlich glaubte er, die Reihe ihrer Vorfahren aus der Schranktür hervorgehen zu sehen. Er schloß die Augen.

Justine löste sich vom Schrank. Er stand auf, ging ihr entgegen. Sie reichten sich die Hände: „Ein gesegnetes neues Jahr!"

FRIDEL MARIE KUHLMANN

Wir freuen uns über unsere bewährte Kalenderillustratorin



EIN FROHES
NEUES JAHR
WÜNSCHT

HEDWIG zum TOBEL

Wünsche an das neue Jahr

Nimm den Ehefrauen das letzte Wort
und erinnere die Männer an ihr erstes!

Setze dem Überfluß Grenzen
und lasse die Grenzen überflüssig werden!

Schenke unseren Freunden mehr Wahrheit
und der Wahrheit mehr Freunde!

Gib den Regierungen ein besseres Deutsch
und den Deutschen bessere Regierungen!

Aus der ‚Bergischen Volkszeitung' 1864

Herausgeber: „Freundeskreis zur Förderung begabter Jugend" 5020 Salzburg, Ignaz-Harrer-Str. 50/VI. Eigentümer und Verleger:
Landesst. Salzburg, 5020 Salzburg, Ignaz-Harrer-Str. 50, Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Norbert Scharnagl, 5020 Salzburg, Ignaz-Harrer-Straße 50/VI — Druck: Ernst Ploetz, Druck- und Verlagshaus, Ges. m. b. H., 9400 Wolfsberg.



STIFTUNG
SOZIALES FRIEDENSWERK
WEIHNACHTLICHES NOTOPFER

Holzschnitt von Ernst von Dombrowski
aus „Die Versöhnung mit der Schlange"
18 Rudolf Schneider Verlag München 90

Herzhafter Hauskalender 1980

Natalie Beer

Hüte die Flammen,
die Jahre.
Noch sind sie dein,
einen Tag — eine Nacht,
einen Stern,
einen Mond lang —

Frag nicht, mein Herz, —
hüte die Flammen.

Eindringlich, um den tiefen Ernst ihres Anrufs wissend, gleich einer Seherin uralter Mythik, mahnt die Dichterin. Denn die Stunde des letzten Abschieds schlägt jedem, früher, später, Jungen und Alten — wer kennt sie?
Unsere Zeit aber, wer wollte es leugnen, dient mehr der Zerstörung denn dem Aufbau und der Höherentwicklung. Das sichtbar werdende Leben in ihr scheint nicht mehr dem Schöpferischen ergeben, sondern dem Niedergang. Kein Wunder, denn des gewaltsam entleerten Ich-Feldes bemächtigen sich zunehmend die Dämonen.
Mit sadistischer Freude an der Abwertung aller bestandenen und mühsam noch erhaltenen Werte hat der Nihilismus und die krankhafte Sucht, alles zu nivellieren, was den Durchschnitt überragt, unserem ausgehenden Jahrhundert zwar nicht die laut verheißene Freiheit, wohl aber eine lebensgefährdende Verzweiflung eingetragen. Im sinkenden Zutrauen, ohne Liebe und Demut, ohne Gewissen und Verantwortungsbewußtsein, entartet der Mensch zum geschworenen Feind seiner selbst, mehr noch — seiner ganzen Art. Liefern die Ereignisse der jüngsten Geschichte in Europa, in Asien wie in Afrika nicht den blutigen Beweis für diese Feststellungen?
Hüte die Flammen!
Mehr denn je gilt es also wohl die Herzen anzusprechen, weil **die Welt in uns** erst die äußere zu formen und umzugestalten vermag. In dieser vielleicht schon irreparabel geschändeten Umwelt haben wir allen Grund, unsere innere Welt wie ein letztes Reservat unantastbar vor den Einflüssen eines perversen Zeitgeistes abzuschirmen. Und deshalb spricht unser Hausbuch noch „die Sprache des Herzens, jene schier verloren geglaubte Sprache, in der — wie in der Musik — die Pausen nicht überspielt werden, jene Pausen, in denen wir ganz still und dankbar werden, dankbar dafür, daß wir Menschen noch und trotz allem an die Kraft des Herzens glauben dürfen".
Davon kündet im besonderen die Haupterzählung des neuen Jahrbuchs, des 29. in seiner Reihe, die Bachnovelle „Die Pilgerfahrt nach Lübeck" des ostdeutschen Dichters Hans Franck, unseren langjährigen Lesern von den Jahrgängen 1956 und 1962 her bekannt, leider inzwischen gestorben. Es ist, als ob über der geschilderten schicksalshaften Begegnung des jungen Bach mit dem Altmeister Buxtehude der Satz Richard Wagners stünde: „Alles, was die Musik berührt, wird durch sie verklärt."
Um die Haupterzählung aber rankt sich die Fülle großartiger Beiträge unserer namhaften Kalenderautoren vom Range **Karl Heinrich Waggerls,** der **Agnes Miegel,** von **Dorothea Hollatz** über **Heinz Steguweit** und weitere bis zu **Heinrich Zillich, Erna Blaas** und der unseren Lesern neuen, lebendig erzählenden **Lise Gast,** mit ihren 71 Lebensjahren heute im Württembergischen lebend. Zwischengestreute Gedichte lockern das Gesamtgefüge und freuen Auge und Herz mit den Illustratoren: für den Einband **Ernst von Dombrowski,** für die Textzeichnungen die nun auch bewährte **Hedwig zum Tobel.**
Die wir die äußere Not seit nahezu drei Jahrzehnten so nachhaltig bekämpfen, dürfen wir die innere sich selbst überlassen? Auch auf diesem Wege mitzuhelfen und zu Geschenkbüchern dieser Art zu greifen, gehört wohl zum nachdrücklichen Gebot an jegliche Einsicht.

Von Menschen und Büchern, die uns etwas angehen

Hermann Claudius wurde 101 Jahre alt

GRÖNWOHLD (dpa). Seinen 101. Geburtstag feiert am Mittwoch der Dichter Hermann Claudius, der besonders auch mit niederdeutscher Lyrik hervorgetreten ist. Er ist ein Urenkel des „Wandsbeker Boten" Matthias Claudius. Während der 100. Geburtstag vor einem Jahr gleich mit fünf Feiern begangen wurde, verreiste Hermann Claudius diesmal mit seiner Frau Gisela. Gratulanten werden daher vergeblich an der Tür seines Einfamilienhauses in Grönwohld (Kreis Stormarn), geläutet haben. Das Ziel der Geburtstagsreise wurde natürlich nicht verraten.

Häufig sitzt der vitale alte Herr noch an der Maschine und schreibt Gedichte auf Hoch- und Niederdeutsch. Die Neuauflage zweier seiner Bücher wird gegenwärtig vorbereitet. **Bei Rudolf Schneider in München erscheint der Lyrikband „Das Wolkenbüchlein",** der 1948 herausgekommen und jahrelang vergriffen war, **in Neuauflage.**

„Verstand ist stets bei wen'gen nur nur gewesen", sagt Schiller im „Demetrius", und auch heute folgt die Mehrheit den Tagesmoden bereitwillig.

So ist auch die Sprache in unseren Tagen auf das Wirken einer Minderheit von Sprachbewußten angewiesen, damit die Dummheiten von heute nicht zu Regeln von morgen werden.

Univ.-Prof. Dr. Erwin Mehl

Manfred Jasser:

Mit Dombrowski unterwegs

Anfang November erhielt ich die Einladung des mir bis dahin unbekannten Besitzers einer Keramikfabrik in Hasede, das liegt zwischen Hildesheim und Hannover, an der Feier zum 25jährigen Bestand des Betriebes teilzunehmen. Es werde zu diesem Zeitpunkt im Haus eine Ausstellung von Zeichnungen und Holzschnitten Ernst von Dombrowskis veranstaltet, und der Künstler sei gebeten worden, Freunde mitzubringen. Dann schrieb auch Dombrowski, es läge ihm sehr daran, mit seinen 83 Jahren die Reise nicht allein machen zu müssen, wir könnten uns in Salzburg treffen und in einem schönen Expreßzug plaudern.

Ich sagte nicht gleich ja, weil ich nicht gern so weite Strecken mit der Eisenbahn (oder mit dem Auto) fahre, aber dann lockte es mich doch. Ich übernachtete in Salzburg, um die Sache in zwei, wenn auch ungleiche Hälften zu teilen, und wir langten auch glücklich zu abendlicher Stunde in Hildesheim ein, wo wir sehr gut untergebracht und köstlich verpflegt wurden. Auch der Wein war nicht so übel, wie wir befürchtet hatten, doch kosteten zwei Zehntel, das ist dort das Maß für ein schwaches Viertel, fünf Mark, also gut 35 Schilling, und wir waren froh, daß wir es nicht selber zahlen mußten. Doch gibt es genug Dinge, die in der Bundesrepublik billiger oder mindestens nicht teurer sind als bei uns, Möbel etwa, alles, was mit Bekleidung zusammenhängt und alle mechanischen Sachen, Rundfunk- und Fernsehapparate.

*

Am 24. November, einem Samstag, um elf Uhr vormittags wurde die Dombrowski-Ausstellung feierlich eröffnet, mit Streichquartett, Festrede und Buffet. Es waren Menschen da aus ganz Deutschland, Berliner, Hamburger, Ostpreußen, Rheinländer, Frankfurter, Stuttgarter, nur Bayer kam mir keiner unter. Von „drüben" konnten sie natürlich nicht herüber, obwohl es sehr nahe ist, so nahe, daß man kaum einen anderen Rundfunksender als den ostdeutschen ins Kastel bringt. Die Nachrichten, die einem von dort serviert werden, sind für unsere Ohren sehr ungewohnt: Nichts von dem, was wirklich in der Welt passiert, also zum Beispiel die Geiselnahme in Teheran oder die Tragödie in Kambodscha; es scheint, wenn man diesen Leuten zuhört, keine Gefahr auf der Welt zu geben außer der „faschistischen", und in Westdeutschland wimmelt es angeblich von schwarzen Uniformen und Hakenkreuzen am Sturzhelm.

Unglaublich viele Menschen besuchten Samstag und Sonntag die Dombrowski-Ausstellung in den beiden Fabrikshallen, sie zeigten sich entzückt und begeistert und kauften die aufliegenden Bildbände in größeren Mengen, obwohl sie teilweise gar nicht so billig snd.

Sonntag abend, zum Abschluß, ein „Gespräch über Kunst", von M. J. sorgsam und fast ohne Provokationen geleitet, aber doch, gemeinsam und ohne Absprache übereinstimmend mit Dombrowski, die offenbar sehr konservativen und der Kunst des 20. Jahrhunderts weitgehend abholden Zuhörer und Gesprächspartner deutlich darauf aufmerksam machend, daß man zwar den linken Schwindlern und Scharlatanen die Pest an den Hals wünsche, sich aber im übrigen durchaus als „modern" denkend empfinde und sogar über allermodernste E-Musik noch mit sich reden ließe, selbst wenn subjektiv der Genuß bei Haydn und Mozart noch immer merkbar überwiege. Es sei doch höchst unwahrscheinlich, daß im nun schon fast 80 Jahre alten 20. Jahrhundert in der Kunst nur Mist gemacht worden sei.

*

Dombrowski gab mir ein handgeschriebenes Manuskript (und bat mich auch, es zu lesen), das ihm eine sehr junge Dame überreicht hatte: „Uschi und die Rache an Camarillis, von E. von Dombrowski, erschienen im Rudolf Schneider Verlag München. Matura-Hausarbeit von Reinhild Voigts, Frankfurt am Main, Mai 1979." Autor und Verlag werden vorgestellt, der Inhalt des Buches erzählt, anschließend „Perspektive, Erzählweise und Erziehungsabsicht des Autors dargelegt, alles sehr ansprechend und bemüht, in jener etwas dünnen Berichtsweise, der noch keine Vergleichsmöglichkeiten zur Verfügung stehen.

Und dann stückelt die Frau Professor einen bemerkenswerten Ausspruch an: „Zu bedenken ist auch die Biographie des Autors (in der NS-Zeit) und damit von seiner Zeit." Man ahnt ungefähr, was sie sagen will — Deutsch kann man von ihr bestimmt nicht lernen. Und Zeitgeschichte auch nicht. Sonst hätte die Frau Professor nicht widerspruchslos die folgende Bemerkung des Mädchens durchgehen lassen: „Da er während des Krieges auch an Kämpfen teilgenommen hat, wurde er anschließend zwei Jahre lang interniert." Auch wenn was Wahres dran ist, wäre eine Belehrung der jungen Leute an dieser Stelle wohl nicht zu entbehren.

Doch quengeln wir nicht zuviel herum: Es ist schön, daß in der Bundesrepublik Schularbeiten über Ernst von Dombrowski geschrieben werden. Und daß ein so hübsches Fest, wie Willibald Völsing es in Hildesheim arrangiert und finanziert hat, so großen Zulauf findet.

Weihnachtlen tuet's

Es hat toll hergeschniebn,
Der Schnea ist liegn bliebn,
Es ist die Weihnachtszeit
Gar nimmer weit.

Jetzt höbn an die Zeitn
Voll lauter Hoamlichkeitn,
Dös mueß woll a so sein,
Ist sovl fein.

Sein sovl schiane Sachn,
I mueß grad allweil lachn,
Und bin voll gueten Muets,
Weihnachtlen tuet's.

Franz Abler



Ernst von Dombrowski

Unsere Kinder, ein Kalender für das Jahr 1980

3. Jahrgang, 22,5 x 31,5 cm, 25 Blätter mit gezeichneten Kinderdarstellungen, Zweifarbentondruck, S 100.—. Dieser Kalender mit Dombrowskis Lieblingsmotiven, nämlich sprechenden Kindergesichtern, kann schon auf eine Überlieferung zurückblicken und hat sich einen großen Freundeskreis geschaffen, obwohl er erst im 3. Jahr erscheint. Der vollendeten Natürlichkeit dieser teils liebreizenden, teils schelmischen Darstellungen kann sich niemand entziehen.



Freundesgabe 1980

15. Jahrgang, 17 x 33 cm, 12 Kunstblätter mit zahlreichen Holzschnitten und Sprüchen hinter bunten Rahmenblättern, S 90.—.
Die Auswahl der Holzschnitte in diesem Kalender unterstreicht wieder einmal die Erkenntnis, daß Dombrowski zu den bedeutendsten noch lebenden Holzschneidern unserer Zeit zu zählen ist. Seit 16 Jahren erfreuen diese meisterlichen Holzstiche Monat für Monat im Kalender und sind für viele ein unentbehrlicher Begleiter durchs Jahr geworden.

Bestellung und Auslieferung:
Stiftung „Soziales Friedenswerk", 8010 Graz, Schillerstraße 8, Ruf: 34 0 11

Von der Kunst, richtig zu schenken

Konrad WINDISCH:

„Vielleicht hat die Weihnachtswerbung Schuld, daß die Weihnachtsgeschenke größer und die Weihnachtsfreude kleiner geworden ist. Schon deshalb, weil sie jetzt Ende Oktober und demnächst schon Mitte August beginnt. Vielleicht nimmt man auch aus diesem Grund am Weihnachtsabend gar nicht so ungern eine Fernseh-Show in Kauf, hat man doch schon wochenlang vorher Tannenreisig, beleuchtete Christbäume, strahlend die Auslagen musternde Kinderaugen und gar Schneeflocken gesehen, bzw. die Stimme des Weihnachtsmannes und verschiedene Glöckchen bimmeln gehört. Und wochenlang die gleichen Lieder in allen Kaufhäusern; in vielen Geschäften, immer die gleichen Lieder. Und wo sie nicht tönen, stehen die Schallplatten in Wühlkörben. So wird Stimmung nicht erzeugt, sondern getötet".

So lasen wir es **in seinem Büchlein „Als man sich auf Weihnachten noch freuen konnte".**

Manch einer der bekümmerten Städter wollte der Plage wie dem Trubel nur zu gerne durch einen abendlichen Spaziergang durch den Park oder in einen nahen Wald entrinnen. Doch die Unsicherheit, die Frauen und Mädchen selbst in einigermaßen belebten Straßen schon ängstlich hinter, neben und vor sich blicken läßt, weil vor Überfällen in Schulen, von Elternvereinigungen und aus den Erfahrungen täglicher Pressemeldungen begründet gewarnt werden muß, will einsame Gänge nicht einmal im hellen Tageslicht recht empfehlen ...

Übertreibung? „Nostalgie" höhnen die dreimal gescheiteren Besserwisser von hoher Warte, wenn man sich der so ganz anders gearteten eigenen Kinderzeit erinnern möchte.

Und von ihr erzählt uns nun

Otto ERNST:

Es ist schon eine hübsche Zeit her, daß ich in erster Frühe aus dem Schlafe geweckt wurde durch ein eifriges und andauerndes Geplapper aus der Schlafstube der Kinder. Es war noch ganz dunkel. Ich horchte.

„Sechsundsechzigmal."

„Nein, siebenundsechzigmal! Sieh mal: heut ist der achtzehnte, nicht? Bleiben also noch dreizehn Tage.

„Zwölf!"

„Ach, Junge! Oktober hat doch einunddreißig."

„Na ja: dreizehn."

„Und November hat dreißig und dann noch vierundzwanzig vom Dezember, macht siebenundsechzig. Noch siebenundsechzigmal schlafen; dann ist Weihnachten!"

So früh schon vernehmen die Kinder aus dem Winterdunkel das ferne Schimmern und Singen. Und dann ziehen sie jeden Morgen eins ab; jetzt noch sechsundsechzigmal schlafen — jetzt fünfundsechzigmal.

Ganz so früh fängt für mich das Weihnachtslied nicht an. Aber doch schon früh. Man entfesselt bei Tisch oder in der Dämmerung ein Weihnachtsgespräch unter den Kindern. Mein Neunjähriger erzählt aus der Schule. Der Lehrer hat gesagt: „Wenn ihr nicht fleißig seid, kriegt ihr nichts vom Weihnachtsmann!" Da haben die Jungen gelacht und gerufen: „Es gibt ja gar keinen Weihnachtsmann!" Da hat der Lehrer gesagt: „Soo? — Wer glaubt, daß es einen Weihnachtsmann gibt?" Da hat ein einziger Junge aufgezeigt, meiner. Und da haben die anderen ihn ausgelacht. Komm, Junge, ich muß dir die Augen küssen; ich habe dich grenzenlos lieb in deiner einsamen Schande!

Wir haben immer unsere stille Freude an meinem Experiment, meine Frau und ich. So um den September und Oktober herum sind die älteren unter den Kindern noch fest überzeugt, daß der Weihnachtsmann nirgends anders existiere als im Portemonnaie des liebenswürdigen Vaters. Natürlich genießen sie Glaubensfreiheit. Nur gelegentlich fällt ein Wort, daß man den Knecht Rupprecht auf der Straße getroffen, sich mit ihm über die diesjährige Tannen- und Puppenernte unterhalten habe, daß gestern abend sein rauhhaariger Kopf hinter den Eisblumen des Fensters aufgetaucht sei.

Im November etwa werden die Überzeugungen schwankend; die Nachrichten vom Weihnachtsmann werden mit einem merkwürdigen Schweigen aufgenommen. Wenn man ganz heimlich um den Lampenschirm herumschaut, dann sieht man große, stille Augen mit nachdenklichem Blick in die Ferne gerichtet. In einem Augenblick der Stille hört man tiefes Atmen. Im Dezember erfolgt dann die Kapitulation. Man nimmt den Glauben an den Weihnachtsmann an und entsagt dem heidnischen Glauben an das Portemonnaie. Wer jetzt noch Zweifel äußert, wird von den anderen schon entrüstet zurückgewiesen. Wenn dann der Heilige Abend da ist und man hinter der Tür mit gräßlich verstellter Stimme fragt: „Seid ihr denn auch artig gewesen?" — dann kann es allerdings geschehen, daß gerade das Jüngste mit pietätloser Unschuld antwortet: „Ja, Papa."

Wie gesagt, man entfesselt ein Weihnachtsgespräch unter den Kleinen. Das ist nicht schwer: „Was wünscht du dir?" frage ich die Kleinste.

„Ich wünsch' mir 'ne Puppe, die schlafen un schreien un trinken kann — aber richtig trinken! — un dann 'ne kleine Babyflasche mit 'n klein niedlichem Lutscher auf un 'ne ganz, ganz kleine Klingelbüchse. Ist das ungeschämt?"

„Nein, das ist nicht unverschämt. Was schenkst du mir denn?"

„Ja, was wünscht du dir?"

„Ja, wieviel Geld hast du denn in deiner Sparbüchse?"

„Mama, wieviel hab' ich?"

„Fünfundachtzig Groschen."

„Na, dann wünsch' ich mir ein großes, schönes Haus."

„Mm. Und und was noch mehr?"

„Und dann einen schönen Wagen mit zwei wunderschönen Pferden davor."

„O ja! Un was noch?"

„Und ein großes Bauerngut mit lebendigen Pferden und Kühen und Schweinen und Ferkeln — aber richtige Ferkel mein' ich, nicht solche wie Ihr seid."

„Nein! Un was dann noch?"

„Ja — wenn du mir dann noch einen Original-Böcklin schenken willst —"

„Was?"

„Na laß nur, dazu reicht's doch nicht."

Dem Jungen brennt so ein Haupt- und Herzenswunsch auf der Seele, das sieht man. In seinen Augen glüht ein traumfernes Entzücken.

„Was möchtest du denn haben?"

„Vater — sag erst 'mal, ob das Buch von Robinson teuer ist!"

„Furchtbar teuer."

Sein Kopf sinkt auf die Brust.

„Aber es geht vielleicht."

Da entbrennen seine Augen.

„Vater, ich will auch gar nichts anderes haben, wenn ich nur das Buch vom Robinson kriege!"

Solch ein Verlangen stillen: das nenne ich eine Weihnachtsfreude! Merkwürdig ist es, daß sie sich gar nichts Praktisches oder Nützliches wünschen wie wollene Unterjacken und dergleichen. Mein Nachbar, Herr Schraffelhuber, hat einen Jungen von acht und einen von sechs Jahren: „Ich schenke meinen Jungen grundsätzlich nur nützliche Sachen zu Weihnachten", sagte er zu mir, „wie Stiefel, Strümpfe, Mützen und dergleichen. All der andere Tand und Kram verleitet sie nur zu Torheit, Faulheit und Unaufmerksamkeit und bringt sie dahin, den Wert des Geldes gering zu achten. Die Großmutter schenkt ihnen ein Stück Spielzeug, und das genügt. In ein paar Tagen ist es doch wieder kaputt."

„Herr Schraffelhuber", sagte ich darauf, „wissen Sie, was ich Ihnen gönne?

Daß der Herrgott Ihnen, wenn Sie in den Himmel kommen, einen großen und dauerhaften Regenschirm schenkt und sagt: ‚Hier, mein lieber Schraffelhuber, hast du einen großen dauerhaften Regenschirm als Krone des

Lebens. Dein Platz ist nämlich draußen in meiner dicksten Regenwolke. Da wirst du diesen nützlichen und zweckmäßigen Regenschirm zu schätzen wissen. Ich wünsch' dir eine nutzbringende Seligkeit'", sagte ich ihm.

Seitdem haßt er mich, aber wenn solche Leute mich hassen, das wärmt mich recht innerlich, als wär's der herrlichste Weihnachtspunsch.

An solchen Festen soll ja der Beschenkte „von dem goldenen Überfluß der Welt" kosten, und man soll ihm spenden, was ihm unter gewöhnlichen Umständen nicht erreichbar wäre! Wenn der arme Teufel barfuß läuft, so schenkt ihm Stiefel und Strümpfe; wenn er aber des Leibes Notdurft hat, so schenkt ihm eine Trüffelwurst oder einen Holzschnitt von Dombrowski oder — warum nicht, wenn er sich's wünscht — eine kleine Drehorgel, gerade weil es Verschwendung ist, weil es Luxus ist, weil es ein Spiel ist!

Ach, mein Gott, wir haben ja alle das Spiel so nötig! Dazu sind uns ja Tage des Festes gegeben, daß wir einmal herauskommen aus der Trivialität der Regelmäßigkeit. Darum verzehrt man ja auch am Weihnachtsfeste so viele Hasen, Gänse, Karpfen, Kuchen, Äpfel, Nüsse, Mandeln, Rosinen, Feigen und Apfelsinen mit den dazugehörigen Getränken, weil selbst die geregelte Verdauung unterbrochen sein muß, wenn sie nicht langweilig werden soll.

Ich kann euch sagen, ich hab' die Nützlichkeit geschmeckt. Als ich vierzehn Jahre alt war, da hieß es: „Der große Junge braucht wohl kein Spielzeug mehr; der kriegt diesmal was Praktisches." Natürlich stimmte ich stolzen Herzens zu; es war ja noch vierzehn Tage vor Weihnacht. Ich, ein junger Mann von vierzehn Jahren, soll mir Spielsachen schenken lassen — lächerlich! Als dann aber die Bescherung kam, da waren wirklich keine

DREIFALTIGKEITS-APOTHEKE
Mag. pharm. Charlotte Toriser
8020 GRAZ, Lazarettgasse 1, Ruf 91 19 87

da. Die jüngeren Geschwister hatten niedliche Windmühlen, Baukästen und Hühnerhöfe, aber ich hatte nicht ein einziges Stück. Nur Krawatten, Strümpfe, Halstücher. Geweint hab' ich sehr, aber nur nach innen. Zwei oder drei bitterheiße Tropfen. Nach außen hab' ich den jungen Mann aufrechterhalten. Ein paar Mal hab' ich mich wohl vergessen und heimlich mit den Sachen der anderen gespielt, aber mit vierzehn Jahren ist man auch noch ein recht junger Mann. Als ein jüngerer Bruder mich verspottete, vermochte ich ihm mit Hoheit und einem tiefen Jungenbaß zu erwidern: „Du Dummbart, ich wollte nur sehen, wie sie eingerichtet ist."

Wenn eure Kinder, mit vierzehn, sechzehn, achtzehn Jahren und später noch spielen wollen, so stört sie nicht, denn das sind gewöhnlich die Menschen, die draußen in der ernsten Welt ihr Werk mit froher Kinderkraft angreifen und die mit Lächeln bewältigen, was dem Pedanten unmöglich schien.

Eine unglaubliche Entgleisung

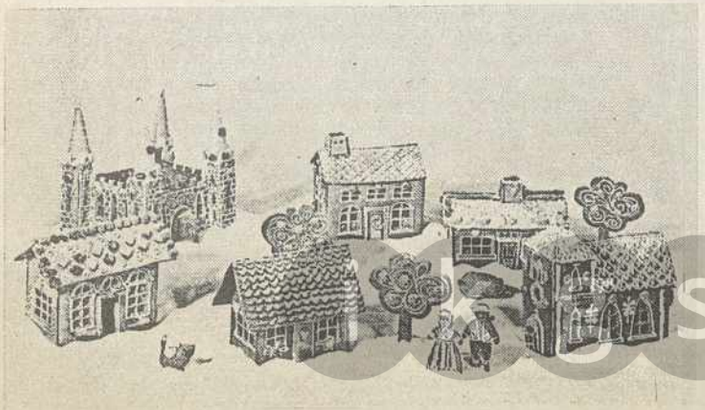
Im Verlag Jugend und Volk erschien vor kurzem in der Reihe „Pädagogik der Gegenwart" der Band 408 **„Zeitgeschichte als Auftrag politischer Bildung. Lehren aus der Vergangenheit"**. In diesem Buch werden Beiträge verschiedener Verfasser veröffentlicht, die natürlich auch von verschiedener Qualität sind, wie schon beim flüchtigen Durchblättern zu bemerken ist. Es soll auch hier nicht auf Einzelheiten eingegangen werden.

In dem Beitrag eines Herrn Peter Dusek, nach dem Autorenverzeichnis Dr. phil., Journalist und Mitarbeiter des ORF, mit dem Titel „Am Beispiel Holocaust — die Verarbeitung von Zeitgeschichte in den Medien als Anlaß für politische Bildung" heißt es u. a.: „Immer wieder stößt man jedoch auch auf die bekannte Formel ‚Und was ist mit Dresden, Vietnam und den Racheakten der Tschechen und Russen?' ... Nicht selten geben sich diese ‚Holocaust-Kritiker' aber damit nicht zufrieden, da taucht dann womöglich ein nebuloser ‚Völkermord' an den Donauschwaben und den Sudetendeutschen auf, der die Tragödie von Holocaust bei weitem übertreffen soll. Ähnliches ‚Strandgut' neonazistischer Greuelerfindungen sollte bereits ein Alarmsignal sein ..."

Die mehr als 80.000 Opfer der Vertreibung der Donauschwaben und die rund 250.000 Opfer der Sudetendeutschen sind also in Wirklichkeit gar nicht gewesen, sie sind nebulos, sie sind eine bloße Erfindung der bösen Neonazis, um den armen Jugoslawen und Tschechen Greuel anzudichten, die sie gar nicht begangen haben! **Und diese beispiellose Verhöhnung der Vertreibungsopfer wird den Lehrern der Zeitgeschichte an unseren Schulen an die Hand gegeben!**

Der Herausgeber der ganzen Reihe, der amtsführende Präsident des Wiener Stadtschulrates, hat in einer Ansprache, die an Stelle eines Vorwortes das Buch einleitete, gesagt: „Das Streben nach historischer Wahrheit ist eine wichtige Vorbedingung für den zeitgeschichtlichen Unterricht". — **Versteht man das unter historischer Wahrheit?** Eckartbote Folge 11/1979





Wir wünschen allen unseren Kunden und Freunden ein schönes Weihnachtsfest und ein erfolgreiches Neues Jahr

STEIERMÄRKISCHE SPARKASSE



WIR GEDENKEN
IN EHRFURCHT

unserer Kameradin

Flugkapitän
Hanna Reitsch

29. März 1912 — 24. August 1979

Hanna Reitsch war die einzige Frau der deutschen Geschichte, die mit dem Eisernen Kreuz Erster und Zweiter Klasse ausgezeichnet wurde.

Noch im Frühjahr dieses Jahres stellte sie in einem 910 Kilometer langen Zielflug mit Rückkehr an den Ausgangspunkt einen neuen Weltrekord auf.

Der Tod riß sie mitten aus ihrem fliegerischen Einsatz und aus den Vorbereitungen für ihr viertes Buch heraus.

Ein Leben für die Fliegerei — ein Leben für Deutschland ist jählings erloschen.

So Großes ihrem eisernen Willen gelang, so unfaßliche Leistungen sie in größter Bescheidenheit vollbrachte, so Schweres sie erlebte und erlitt — der Welt wie ihren ungezählten Freunden zeigte sie immer ein fröhliches Gesicht. Mit ihm bleibt sie, die uns in inniger Liebe nahe stand, für immer unvergessen.

LASST HESS FREI

Es wartet noch immer auf seine Entlassung...

Muß der 85-jährige einsame Gefangene in Spandau wirklich sterben, ohne in seinen letzten Tagen der Freiheit wiedergegeben zu werden?



Walter Reder auf Gaeta,

der letzte österreichische Kriegsgefangene und Kriegsverurteilte

Gebt die Gefangenen frei!

Deutsch oder deutschsprachig?

Wie wir alle wissen, hat die Schweiz durch Volksabstimmung einen neuen Kanton Jura erhalten. Sogar in der vielgerühmten, neutralen Friedens-Schweiz brodelt also der Nationalismus unserer Tage, aber Demokratie ist Demokratie, und der neue Kanton im völkerverbrüdernden Nachbarland ist politische Wirklichkeit geworden. Umso staunenswerter sind die Worte Roland Béguelins, des erfolgreichen Chefideologen des jurassischen Separatismus, die wir der Zeitung „Die Presse" vom 8. Jänner 1979 entnehmen: „Um es vereinfachend zu sagen, sind wir alle Franzosen. Für uns ist die eigentliche Nationalität nicht gleich der Staatsangehörigkeit. Ich persönlich fühle mich französischer Nationalität, aber ich bin Schweizer Staatsbürger ..."

Was hätte man hierzulande bei diesem Anlaß von „französischsprachig" gefaselt, statt schlicht und einfach „französisch" zu sagen, wie Béguelin es tut? Deutschsprachig ... das ist unsere moderne Sprachregelung im negativen Sinne! Noch vierundreißig Jahre nach 1945 heißt es: heraus aus der deutschen Konkursmasse! Wir sind ja gottseidank nur „deutschsprachig"! Die Deutschen, meist im Jargon: die Deitschen ... das sind doch die „Piefkes" oder wie man feiner erklärend gesagt hätte: die Reichsdeutschen, die aus dem Altreich, heute: die aus der Bundesrepublik ... Und die in der DDR? Und die Menschen bei uns, sofernen sie nicht Slowenen sind? Wir Österreicher liefern eben die „deutschsprachige" Literatur weiterhin an allerdings meist deutsche und nicht nur „deutschsprachige" Verlage, es bringt ja D-Mark (und nicht D-Sprachmark)! Wir beteiligen uns, wie man kürzlich seitenweise in einem sonst sauberen Buch lesen konnte, an der deutschsprachigen Auswanderung nach Übersee. Seit wann wandern Sprachen aus und nicht Menschen, die diese einst so geliebte Sprache sprechen?

Es mag wichtig sein, statt BRD Bundesrepublik Deutschland voll auszusprechen, es ist aber unseres Erachtens unendlich wichtiger, dem Unwort „deutschsprachig" den Kampf anzusagen und sich mit „deutsch" sowohl kürzer als auch richtiger zu fassen. So hat auch der „Rat der volkstreuen Verbände Österreichs" in seiner Sitzung am 7. Oktober 1978 in Wels festgestellt, daß das Wort „deutschsprachig" entschieden abgelehnt werden müsse, da mindestens 80% der Österreicher deutsche Österreicher sind, über welchen Hundertsatz wir hier gewiß nicht streiten wollen, weil wir ihn für zu klen halten. Die dazugehörige „Pressemitteilung" läßt der Vokabel „deutschsprachig" nur das Vermögen der Österreicher, sich der deutschen Sprache zu bedienen, welche Eigenschaften sogar auf 99% aller Österreicher zutrifft, da auch die Slowenen in Kärnten die deutsche Sprache meist sehr gut beherrschen.

Die Kärntner slowenischer Muttersprache sind aber eindeutig Slowenen, auch wenn sie — so verstanden — „deutschsprachig" sind. Sie als Deutsche zu beanspruchen, wäre Unfug. Warum muß man sie wirklich als „deutschsprachig" bezeichnen? Nur weil sie deutsch können und sich in dieser Sprache zum Teil ihr Brot verdienen? Warum sollen andererseits die deutschen Kärntner nur deutschsprachige Österreicher und keine Deutschen aus Kärnten sein? Warum sollte man ferner die Viertelmillion Deutschsüdtiroler mit Krampf zu „deutschsprachigen Italienern" machen? Hat man je etwas von italienischsprachigen Italienern oder tschechischsprachigen Tschechen gehört? Wo man sonst so geneigt ist, alles eher zu verkürzen; hier sollte das Verlängern eines völlig klargewesenen und noch immer klaren Begriffes, also von „deutsch" zu „deutschsprachig" etwas bringen? Nicht einmal die Bescheidenheit, nichts mehr von der alten großen nationalen Gemeinschaft als gemeinsam zu beanspruchen, wird von außen belobt werden.

Eingermaßen überzeugend läßt sich der Begriff „deutschsprachig" höchstens auf jene deutschstämmigen Überseebürger und Herkunftsmischlinge anwenden, die in der zweiten oder dritten Generation zwar noch die deutsche Sprache verstehen, aber schon etwa als Amerikaner fühlen, oder jene Internationalisten, die über einer politischen Ideologie oder einem Vertreibungsschicksal das Völkische und Sprachliche unterbewerten, also nicht mehr wahrhaben wollen: sie folgen dem Bekenntnisrecht. Dies sind aber zumindest für Europa zahlenmäßig untergeordnete Verhältnisse. Die Masse unterliegt einem solchen „Deutschtum mit Vorbehalten" keineswegs.

Kaiser Franz Joseph I. hätte sich jedenfalls geschämt, nach 1866 nur mehr ein deutschsprachiger und kein deutscher Fürst mehr zu sein. Goethe und Schiller waren deutsche Dichter, Grillparzer wäre also nur mehr ein deutschsprachiger! Oder wo sollte man die Grenze setzen? Mit 1918? Mit 1945? Furtwängler wäre also ein deutscher Dirigent gewesen, Herbert von Karajan nur mehr ein deutschsprachiger, weil er in Salzburg geboren ist?

Wir haben nach 1918 unter außenpolitischem Druck auf das Wort Deutschösterreich verzichten müssen, unser Wiener „Deutsches Volkstheater" ist 1945 verkürzt als „Volktheater" aus dem Schutt wiedererstanden (man findet heute noch die obere Schriftzeile auf der Fassade leer). Sei's drum! Das ist Geschichte geworden, staatspolitische Geschichte wohlgemerkt! Volkspolitische Geschichte könnte es nur durch die Gleichgültigkeit aller werden und durch völlig undeutsche Programme!

Wir wissen, daß die deutsche Sprache eine „schwere Sprache" ist, wir brauchen dies nicht erst aus dem Munde von Lessings Riccaut zu erfahren. Wir Klügler von heute wollen es uns nicht noch schwerer machen. Wir wissen aus den Massenmedien gut genug, daß man nach bundesdeutscher und österreichischer Übung (hier ist man „unangeschlossen" völlig einig im „Widerstand" gegen alles Deutsche von gestern und heute), daß man dem Wort „deutsch" höchstens Seltenheitswert einräumt, nur weil man vielleicht ein Menschenalter früher dieses hehre Wort da und dort überbeansprucht hat. Wenn man aber schon den sich für die jüngere deutsche Geschichte generell schämenden Bundesdeutschen, genauer ihren öffentlichen Herumreden, das Vorrecht streitig macht, deutschen Alleinvertretungsanspruch auch nur an-

Staatsbesuche westlicher Politiker im Osten verlaufen meist nach einem starren Zeremoniell. Nur manchmal wird es unterbrochen, wie etwa durch Kanzler Brandts historischen Kniefall vor dem Mahnmal für die Opfer des Warschauer Gettos — oder wie nun durch Kanzler Schmidt, als er auf dem Neuen Zentralfriedhof in Budapest an den Gräbern gefallener deutscher Soldaten einen Kranz niederlegte.

Gräberbesuch

Ein bemerkenswerter Akt, denn bis jetzt war eine solche Handlung in einem Land des Ostblocks nicht möglich. In der Sowjetunion wurden die deutschen Soldatenfriedhöfe meist dem Erdboden gleichgemacht. Und auch die anderen Staaten des sozialistischen Lagers fühlen sich lediglich als Opfer und sind nicht geneigt über die Politik hinauszuschauen und anzuerkennen, daß der Krieg auch für die Deutschen großes menschliches Leid gebracht hat.

Anders in Ungarn. Dort bemüht man sich schon seit längerer Zeit, ein normales Verhältnis zur Geschichte zu bekommen. So wurde zum Beispiel bereits vor ein paar Jahren ein Buch über das Schicksal der an der Seite der Deutschen bei Stalingrad untergegangenen ungarischen Armee zu einem Bestseller. In Memoiren haben einige Nichtkommunisten ziemlich realistisch über die jüngere Zeitgeschichte referiert. Und so stieß auch der deutsche Wunsch nach dem Friedhofsbesuch auf keinen Widerstand. Einige Tage vorher wurden die Soldatengräber gesäubert und das Unkraut gejätet. Und dann kam Schmidt, begleitet von deutschen Luftwaffenoffizieren, die den Kranz trugen. Eine Geste nur, aber doch ein Schritt, der wesentlich dazu beiträgt, Vorurteile abzubauen, und der den Ungarn in der Bundesrepublik viel Sympathien eintragen wird.

Kronenzeitung v. 9. 9. 79

Menschliches an der Mauer

BERLIN (dpa). Die harte Realität der Berliner Mauer läßt noch Raum für menschliche Zwischenspiele: ein Westberliner Mädchen beobachtete kürzlich an der Grenzmauer im Süden der Stadt in einem Mauerspalt das Nest eines Baumläufers samt Nachwuchs. Als DDR-Arbeiter mit einem Abrißkran zur Erneuerung des Mauerteils anrückten, stellte sie ein Schild auf und bat „die andere Seite" um Schonung der Tiere. Die Soldaten im gegenüberliegenden Wachturm beobachteten das Treiben im Nest per Fernglas, kurz vor dem Mauerabschnitt stoppten die Bauarbeiten. Die Baumläufer füttern nun ihre Jungen, die in wenigen Tagen ihr Nest wohlbehalten verlassen werden.

zudeuten, dann möge man sich wenigstens an das Wort des gewiß unverdächtigen Dichters Hugo von Hofmannsthal erinnern (Gesamtausgabe, Prosa III, S. 230): „Österreich ist die besondere Aufgabe, die dem deutschen Geist in Europa gestellt wurde. Es ist das vom Geschick zugewiesene Feld eines rein geistigen Imperialismus. Denn es bedarf nicht der Einmischung der deutschen politischen Gewalt, wohl aber der beständigen Beeinflussung durch den deutschen Geist ..."

Wie man nach Pfadfinderbrauch täglich eine gute Tat setzen soll, sollte man auch täglich gegen irgend eine Torheit kämpfen. Wir sollten uns jedenfalls nicht verdummen lassen durch billige Phrasen. Deutsch zu sein, heißt auch in unseren Tagen Opfer zu bringen. Auf dem Altar der Dummheit aber braucht niemand zu opfern. Jeder soll deutsch und deutlich und ohne besonderes Pathos zum Tage seine Ansicht sagen. Es nur „deutschsprachig" zu sagen, wäre dumm und feige zugleich.

Eckartbote 2/79 / Dr. Robert Hampel

Als Deutscher ward ich geboren –
bin ich noch einer?
Nur was ich Deutsches geschrieben,
das nimmt mir keiner.

Franz Grillparzer

Gott sei Dank

In der linksliberalen Hamburger „Zeit" behauptet der ehemalige deutsche Rüstungsminister Albert Speer, daß Deutschland den Krieg gewonnen hätte, wäre 1940 schon der totale Kriegseinsatz befohlen worden. Speer wörtlich: „Vorausgesetzt, daß Hitler es unternommen hätte, schon im Jahr 1940 mit meinen Methoden die Rüstung auf den Stand zu bringen, der 1942 und 1943 erreicht wurde, wäre die Situation eine ganz andere gewesen. Wir haben es ja fertiggebracht, zahlreiche Divisionen aus den Arbeitern zu rekrutieren und trotzdem die Rüstung zu steigern. Er hätte viel mehr Divisionen haben können."

Herr Speer charakterisiert sich selbst, wenn er seine Feststellung mit dem Satz kommentiert: „Gott sei Dank haben wir das nicht so geschafft".

UNSERE BITTE

um eine weihnachtliche Spende entspringt der Verpflichtung, die wir förderungswürdiger Jugend gegenüber übernommen haben. Alles, was wir für diese Jugend tun, für ihre Leistungssteigerung nach ihren eigenen Wünschen aufwenden und zur vordringlichen charakterlichen Festigung in schwankender Zeit beitragen, hilft dazu, in die Unsicherheit der Zukunft einen Meilenstein der Zuversicht zu setzen.

Prinz Eugen und der Europagedanke

Stocker SV

Die Rettung des Abendlandes vor der Bedrohung Asiens



ISBN 3-7020-0341-X

Mirko Jelusich

PRINZ EUGEN — DER FELDHERR EUROPAS

Der Traum von Kaiser und Reich

Ca. 560 Seiten, 148 zum Teil farbige Abbildungen, vierfarbiger Vor- und Nachsatz, Leinen mit Goldprägung, vierfarbiger cellophanierter Schutzumschlag. Preis: öS 496,–, DM 65,–

Mit seinem Romanepos „Baut dem Reich einen Wall" setzt der Autor der Militärgrenze – dem „Bollwerk oder der Vormauer des Abendlandes" – sowie dem Wehrbauernvolk im Südosten des versunkenen „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation" ein literarisches Denkmal von hohem Rang.

Aus der Not ständiger militärischer Bedrohung der Südostflanke des Reiches geboren, bildete dieses eigentümliche Territorium im österreichisch-ungarischen Grenzraum auf dem Höhepunkt seiner 350jährigen Geschichte (von 1848 bis 1866) sogar ein eigenes Kronland der Habsburger Monarchie. In exakter historischer Treue erzählt Berger von den Anfängen der kroatisch-slawonischen Militärgrenze, die den Siegeslauf der Osmanen zum Stehen gebracht und das Abendland vor der Bedrohung Asiens bewahrt hat.

Kein Epos, kein Roman erzählt bislang von dieser opfervollen Entstehungszeit – Walter Bergers Werk „Baut dem Reich einen Wall" schließt nun diese Lücke!

ISBN 3-7020-0342-8

Walter Berger

BAUT DEM REICH EINEN WALL

Das Buch vom Entstehen der Militärgrenze wider die Türken



Neuausgabe

287 Seiten, 4 Schwarzweißbildseiten, Leinen mit Goldprägung, vierfarbiger, cellophanierter Schutzumschlag. Preis öS 268,–, DM 34,–

Mit der nur dem begabten Biographen eigenen, bis zum letzten vordringenden Intensität bringt uns Mirko Jelusich in diesem Roman den hervorragenden Staatsmann sowie den außergewöhnlichen Menschen Prinz Eugen von Savoyen näher.

Wie alle großen historischen Dichtungen berichtet auch diese von einer Zeitenwende – dem höfischen Absolutismus folgen Ansätze zu aufgeklärtem Denken – und von einer alles überragenden Idee: Schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts begriff nämlich Prinz Eugen, daß ein vereintes Europa Ziel aller politischen Bestrebungen sein müsse.

Dieser fesselnd geschriebene Roman, der auf der Welt der Fakten aufbaut und in das Reich der Visionen führt, hält den Leser bis zur letzten Seite in Atem.

„Im Dienste des guten Buches"

Selbstbestimmung – bloß Worte!

Am 10. Oktober 1920, am selben Tag, an dem in Kärnten die Volksabstimmung stattfand, derer man auch heuer würdig gedachte, erfolgte die formelle staatsrechtliche Annexion Südtirols durch Italien. Wer weiß heute noch, wie es dazu kam? Wir wollen dies aber nicht vergessen:

Der Erste Weltkrieg

Beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges hatte Italien, im Widerspruch zu seinen Verpflichtungen aus dem Dreibund, seine Neutralität erklärt. Für deren Aufrechterhaltung forderte Italien von Österreich-Ungarn Gebietsabtretungen, die über italienisches Sprachgebiet hinaus einen beträchtlichen Teil Tirols einschließen sollte. Dies wurde von Kaiser Franz Joseph abgelehnt: „Die italienischen Gebiete mögen sie haben, aber keinen Meter deutschen Bodens". Noch während der Verhandlungen über diese Abtretungen wurde in London am 26. April 1915 zwischen den Regierungen Italiens, Großbritanniens, Frankreichs und Rußlands ein Geheimvertrag geschlossen, der Italien u. a. nicht nur Triest, Norddalmatien, sondern auch die Brennergrenze als Belohnung für einen Kriegseintritt auf Seite der Feindmächte zusicherte. Im Mai 1915 erfolgte dann die Kriegserklärung Italiens.

Die 14 Punkte

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika waren an diesem Geheimvertrag nicht beteiligt. Punkt 9 der berühmten und berüchtigten 14 Punkte des amerikanischen Präsidenten Wilson lautete: „Die Berichtigung der italienischen Grenzen soll vorgenommen werden nach den klar erkennbaren Scheidelinien, welche die Nationalitäten umgrenzen".

Der Volkswille

Die Bevölkerung Südtirols brachte eindeutig ihren Willen zum Ausdruck, bei Österreich zu verbleiben. Schon am 4. November 1918 erhoben alle Gemeinden Südtirols feierlich Einspruch gegen eine Abtretung des von Deutschen und Ladinern bewohnten Gebietes. Anfang Juli 1919 wurde nochmals in einem dem Präsidenten Wilson übermittelten Brief sämtlicher Gemeinden Südtirols und der ladinischen Täler gegen die Annexion Südtirols durch Italien protestiert. Im Juli 1919 wurde der römischen Abgeordnetenkammer vom Sozialisten Turati eine Petition der Gemeinden Südtirols einschließlich Ladiniens vorgelegt, in der italienischen Volksvertreter gebeten wurden, das Recht der Selbstbestimmung auch in Südtirol anzuerkennen.

Der Tiroler Landtag forderte am 14. April 1919, daß ein Friedensvertrag ohne Gewährleistung des Selbstbestimmungsrechtes für Deutsch-Südtirol nicht unterzeichnet werden dürfe. Wenig später erklärte er sogar, daß Tirol bereit sei, sich als neutrale Republik zu erklären, wenn die Einheit des Landes erhalten werde. Der damalige Außenminister in der Wiener Staatsregierung, Dr. Otto Bauer, bot dementsprechend Italien die Neutralisierung und Entmilitarisierung ganz Tirols an.

Wilson entscheidet gegen die Südtiroler

Auch die österreichische Delegation in St. Germain bemühte sich, die Abtrennung Südtirols zu verhindern; sie konnte aber nicht einmal erreichen, daß über die Bestimmungen des Londoner Vertrages hinaus das Sextental mit den rein deutschen Gemeinden Innichen, Innichberg, Sexten, Vierschach und Winnbach an Italien fiel. Auch der Vorschlag einer Volksabstimmung in Südtirol blieb unberücksichtigt.

Der italienischen Delegation gelang es, Wilson für die Brennergrenze zu gewinnnen. Es ist heute noch nicht völlig geklärt, ob sich der amerikanische Präsident, der mit den europäischen Verhältnissen ganz und gar nicht vertraut war, durch die Vorlage von gefälschten Karten, auf denen die von Tolomei frei erfundenen Namen für rein deutsche Orte (und für Berge) standen, in Irrtum führen ließ oder ob Südtirol an Italien für dessen Verzicht auf andere Gebiete, insbesondere Fiume, ausgeliefert wurde.

Und das Selbstbestimmungsrecht?

Wie schön hatte Wilson in einer Ergänzung seiner 14 Punkte gesagt: Völker können von nun an nur mehr mit ihrer Zustimmung beherrscht werden. ‚Selbstbestimmung' ist kein bloßes Wort, sondern ein zwingender Grundsatz des Handelns, den Staatsmänner jetzt nur mehr auf eigene Gefahr mißachten werden". Es blieben bloße Worte ...

Neue Ordnung, 11/79

Die Vielseitige

sämtliche Bankdienstleistungen
Lebensversicherung
Bausparkasse
Reisebüro
Baugesellschaft



RZK

Raiffeisen-Zentralkasse Tirol
Innsbruck, Adamgasse 3–7

War Beethoven ein Deutscher?

Eine notwendige Klarstellung

Viele Leser werden sich über diese Frage wundern. Gilt es doch seit jeher als selbstverständlich, daß Beethoven ein Deutscher war. Doch die Zeiten haben sich gewandelt. In Berliner Schulen wird den Kindern beigebracht, man könne schon an der Vorsilbe „van" zum Namen Beethovens erkennen, daß er nach seinen Vorfahren kein Deutscher gewesen sei. Der Großvater Beethovens sei noch Ausländer gewesen und aus dem Ausland eingewandert. Die Deutschen hätten mithin nicht das Recht, Beethoven als einen deutschen Komponisten für sich in Anspruch zu nehmen.

Jedem Leser dieser Zeitschrift wird aus vielen Informationen klargeworden sein, daß seit 1945 die Tendenz besteht, alles Deutsche in seinem Werte herabzusetzen beziehungsweise fragwürdig zu machen. In der heranwachsenden Generation soll sich auf keinen Fall ein deutsches Nationalbewußtsein entfalten, auch wenn es noch so berechtigt ist.

Aber nicht nur in Berlin werden Kindern solche Lehren vermittelt. **In einem „Musiklehrbuch für die vierte Klasse"** eines **bekannten Wiener Musikverlags** kann man lesen: **„Die Familie Beethoven stammte aus den Niederlanden."**

Wir wollen diese Behauptung etwas näher betrachten. Hierbei setzen wir als allgemein bekannt folgendes voraus: Jeder Mensch stammt von vier Großeltern ab. Aber nur der Großvater väterlicherseits bestimmt seinen Familiennamen.

„Van Beethoven" heißt nichts anderes als „von Bettenhoven". Wir würden heute sagen „aus dem Ort Bettenhoven". Aber es braucht nicht der Ort „Bettenhoven" bei Limburg gemeint sein. Wahrscheinlicher ist dieser Name als Hinweis auf die bäuerliche Herkunft Beethovens. Dann meint „van Bettenhoven" nämlich „von den Rübenhöfen".

Bis 1500 zurück lassen sich die Vorfahren Beethovens als Bauern aus Haecht bei Mecheln in Flandern nachweisen. Der Urgroßvater Beethovens hieß Michel van Beethoven und wurde 1684 in Mecheln geboren. Als Bäcker brachte er es zu Wohlstand. Nebenbei handelte er mit Spitzen, Bildern und anderen Luxusgegenständen. Doch hierbei hatte er keine glückliche Hand. 1741 mußte er vor seinen Gläubigern nach Bonn fliehen. Sein Sohn Ludwig, Beethovens Großvater, war der erste Musiker in der Familie. Er brachte es vom Sänger in der Kapelle des Kurfürsten zum Hofkapellmeister. Da wir sein Bild kennen, wissen wir: Eine äußere Ähnlichkeit zwischen dem Großvater und dem Enkel bestand nicht. Vielmehr hatte der Großvater Ähnlichkeit mit seinen flämischen Landsleuten.

Die Großmutter väterlicherseits war eine geborene Poll und stammte aus dem Rheinland. Ihre Vorfahren waren „nur" Deutsche. Die Mutter Beethovens entstammte einem wohlhabenden Hause. Sie hatte nur deutsche Vorfahren. Ihr Vater war Hofkücheninspektor der kurfürstlich Trierschen Residenz. Ihre Mutter, eine geborenen „Westorff" stammte aus Koblenz. Ihre Vorfahren waren Senatoren und Ratsherren.

Von den vier Großeltern Beethovens hatte also lediglich der Großvater väterlicherseits drei flämische Großeltern und eine wallonische Großmutter namens „Gouffau"". Somit konnte der berühmte Beethoven-Biograph Walter Riezler zu Recht feststellen: „Dem Blute nach ist Beethoven zu 1/16 Wallone, zu 3/16 germanischer Flame, zu 12/16 Deutscher."

Die Volkszugehörigkeit der Flamen und Wallonen geht schon aus ihrer Sprache hervor. Die flämische Sprache ist eine niederfränkische Mundart. Die Flamen entstammen den germanischen Franken. — Die wallonische Sprache dagegen hat Ähnlichkeit mit der französischen Sprache. Die Wallonen sind nach ihrer Herkunft romanisch.

Wem diese Beweise der blutsmäßigen Herkunft nicht genügen, der sei auf die Briefe Beethovens verwiesen, seine Verehrung für das Werk Goethes und Schillers sowie die Gestalten seines musikalischen Schaffens, Prometheus, Coriolan, Leonore und Egmont.

Beethovens Kunst ist auch keine „Menschheitskunst", wie man die Vertonung seiner 9. Symphonie ausgelegt hat, sondern eindeutig deutsche Kunst von so überragender Größe, daß sie die ganze Menschheit zu beglükken vermag.

K. F.

Das ist der Fluch . . .

Nicht erst seit der mittelalterlichen Hochkultur des Kaisertums, sondern schon im Altertum der überlieferten Menschheitsgeschichte galt der Gesandte eines fremden, auch feindlichen Souveräns als „heilig" und demnach unantastbar. Dieser wohl älteste Völkerrechtsgrundsatz wurde dann auf dem Wiener Kongreß 1815 verbindlich festgeschrieben und hielt — jedenfalls in der Kulturwelt — immerhin 130 Jahre . . .

Erstmals wurde dieser „heilige" Völkerrechtsgrundsatz 1945 bei Ende des Zweiten Weltkrieges von den westlichen Siegern, namentlich den USA, frevelhaft gebrochen, als Botschafter und Gesandte des Deutschen Reiches und des Kaiserreichs Japan, nahezu in der ganzen Welt, für vogelfrei erklärt und siegreicher Soldateska, oder gar dem Straßenmob ausgeliefert wurden.

Wer erinnert sich nicht noch jener, äußerlich wie Jammergestalten wirkenden, dann in die Internierungslager zurückgekehrten deutschen Diplomaten, samt ihren Familien, die mit einem Bündel auf dem Rücken heimkehrten und dankbar waren für den Blechnapf, den ihnen die Lagerkameradschaft zum Fassen der Suppe bot.

Oder: Wer ist nicht heute noch von jenem Schurkenstück erschüttert, das zu Lasten der Krone Großbritanniens geht, als in Flensburg der Großadmiral als deutsches Staatsoberhaupt samt den Ministern seiner provisorischen Reichsregierung zum Spaß der Weltöffentlichkeit widerwärtig gedemütigt wurde? Schließlich werden die Lebenden auch nie vergessen können, daß man in Nürnberg, neben Soldaten und Politikern, zwei deutsche Außenminister aburteilte und einen sogar dem feisten USA-Henker übergab . . .

Von da ab erhielt die Weltpolitik eine gänzlich neue Dimension, die sich heute darin niederschlägt, daß fremde Gesandte am laufenden Band entführt werden, allein in den letzten zwei Jahren drei US-Botschafter wie räudige Hunde erschlagen wurden, in El Salvador gerade eben die Entführung des südafrikanischen Botschafters gemeldet wird und in Teheran das US-Botschaftspersonal mit verbundenen Augen, gefesselten Händen und ohne Möglichkeit zum Wechseln der Wäsche seit über drei Wochen gefangen gehalten wird. Dem Mob ausgeliefert, angeblich, im Namen Allahs. So brannte jetzt auch die US-Botschaft in Libyen.

Ein Leser schrieb uns, er empfände hierbei — nach seiner persönlichen Erfahrung — das Walten einer „rächenden höheren Gerechtigkeit . . ."

Wir haben lange über diesen Satz nachgedacht und mußten unwillkürlich an unseren unvergessenen Freund und Kameraden Hanns Ludin denken, den die US-Amerikaner, von Nürnberg aus, den bereits dort wartenden Tschechen übergaben, die ihn nach Preßburg brachten, wo er gemeinsam mit dem geistlichen Staatsoberhaupt und dem Regierungschef der Slowakischen Republik — bei der er als Gesandter akkreditiert war — kurzerhand öffentlich gehenkt wurde. Man machte sich nicht einmal die Mühe eines Prozesses.

Blutjunge Offiziere der Waffen-SS hatten einen Stollen in die Freiheit gegraben und sich kurz vor der Auslieferung bereit erklärt, Hanns Ludin dem tschechischen Zugriff zu entziehen. Doch alles Zureden unsererseits half nichts, Ludin weigerte sich strikt, die Kameradschaft anzunehmen. Als wir uns zum letzten Mal die Hand reichten und in die Augen sahen, waren wir den Tränen näher als dieser noble Mann. „Ein Gesandter des Deutschen Reiches flieht nicht . . .", belehrte er uns Jüngere und wandte sich ab, um festen Schrittes, ohne noch einmal zurückzublicken, sich in die Hände der wartenden tschechischen Häscher und damit sehenden Auges in sein Schicksal zu begeben — nicht fügsam, sondern bewußt. Noch unter dem Galgen, so wissen wir heute, blieb er ein Herr, der Hanns Ludin als Soldat und als Diplomat immer war.

„Rächende Gerechtigkeit?" — sicher! Würden wir ihn heute fragen können, ob er über sie Genugtuung empfindet, dann würde er — so glauben wir ihn zu kennen — mit einer verächtlichen Handbewegung abwinken. Denn Genugtuung könnte der deutsche Gesandte Hanns Ludin über den totalen Verfall der Sitten und Formen der heutigen Welt wohl nicht empfinden. Dazu war seine Gesinnung zu vornehm — und zu deutsch . . .

HANS-JOACHIM RICHARD

Erscheinungsort Salzburg
P. b. b. Verlagspostamt 5020 Salzburg

SALZBURG

Landesstelle Salzburg, 5020 Salzburg, Ignaz-Harrer-Straße 50, Fernruf 31 3 29
Salzburger Sparkasse, Zweiganstalt Lehen, Kto.-Nr. 12.100-4

Für

alle getreuliche Mithilfe
gegenüber
so mancher ernsten Sorge,
leidvollen Not
unseres Betreutenkreises
sagen wir Ihnen
von Herzen
Dank.

Und bitten,
der Stiftung weiterhin
freundschaftlich
nahe zu bleiben.

In die bevorstehende
festliche Zeit
nun
in herzlicher Verbundenheit
unser besonderer
Wunsch:
Kraft und Mut
in ein
erfülltes Jahr 1980

Ihre Landesstelle Salzburg

Dank

An die Stiftung „Soziales Friedenswerk"

In meinem und im Namen meiner Familie möchte ich mich bei Ihnen für die alljährliche Unterstützung, die mir das Soziale Friedenswerk gewährt, sehr herzlich bedanken. Ich glaube, daß meine Eltern dieses Geld sehr gut für mich verwenden konnten, da ich gerade jetzt sehr viel wachse und deshalb viel Kleidung benötige. In der Schule geht es mir recht gut. Ich lege Ihnen eine Abschrift meines Zeugnisses bei und hoffe, daß Sie mit meinen Leistungen zufrieden sind. Ich danke Ihnen nochmals und bitte Sie, mich, wenn möglich, auch im kommenden Jahr wieder zu unterstützen.

Mit freundlichen Grüßen Martin H. u. Familie

Kranzspenden

An Stelle eines Kranzes sind zu ehrendem Angedenken folgende Spenden überwiesen worden, von deren Erhalt die Stiftung dankbar Nachricht gibt:

Aus Kärnten:

Im Gedenken an den verstorbenen Hofrat Dipl.-Ing. Alois Zmugg, Graz, S 500.— von Dipl.-Ingenieur Franz Urban, Spittal/Drau;
für die verstorbene Frau Bertha Hödl, S 1000.— von der Runde ihrer einstigen Schulkameradinnen, Villach;
zum Gedenken an Frau Theresia Lerchbaumer, Spittal, S 200.— von Frau Anna Hofstadler, Spittal/Drau;
zum Gedächtnis an unseren lieben Freund Karl Schippel, der in Klagenfurt verschieden ist. S 500.— von Familie Dipl.-Ing. Othmar und Friedl Heiter, Graz;

Aus Wien:

In memoriam Senatspräsident Doktor Ferdinand Eypeltauer, Linz, S 300.— von Frau Josefine Antonius und Familie, Schönbühel/Donau;
in memoriam Dipl.-Ing. Alfred Goldmann, Wien, S 300.— von Dkfm. Richard Fleischmann, Wien;
für den verstorbenen Herrn Dr. med. Walther Neumüller, S 150.— von der „Steffel Kameradschaft".

Aus Salzburg:

Für die verstorbenen Frau Maria Schlenker, S 300.— von Herrn Heinrich Wolf, Salzburg; S 300.— von Frau Thilde Falkensteiner, Salzburg; S 300.— von Frau Maria Gesell, Wien; S 500.— von Geschwister Sager, Salzburg; S 300.— von Frau Helene Clodi-Titze, Traunkirchen; S 300.— von Dipl.-Ing. Rudolf Breit, Wien;
für die verstorbene Frau Rosa Priller, S 300.— von Erich und Edith Munz, Salzburg;
im Gedenken an Flugkapitän Hanna Reitsch, DM 50.— von Frau Martha Steberl, Schweinfurt.

Aus Vorarlberg:

Für die verstorbenen Frau Johanna Dipl.-Ingenieur Westermeier, Bregenz, S 100.— von Herrn Dr. Helmut Grimm, Bregenz;
zum Gedenken an meinen Freund Doktor Otto Fritsch, S 200.— von Herrn Dr. Helmut Grimm, Bregenz.

Die Stiftung dankt allen Spendern auf das herzlichste mit dem Versprechen sinnvoller Verwendung zugunsten ihrer betreuten, leistungswilligen Jugend, der zur Erreichung ihres so sehr gewünschten Ausbildungszieles nur die Mittel fehlen.

Ich bestelle zur baldmöglichen Lieferung und gegen Bezahlung mit Erlagschein: zuzüglich Porto und Verpackung

..... Stück „Herzhafter Hauskalender 1980" . . . . . , S 99,90

..... Stück „Unsere Kinder", ein Bildkalender für das Jahr 1979 von Ernst Dombrowski, 2. Jahrgang, 22,5 x 31,5 cm, 25 Blätter, Zweifarbendruck, S 100,–

..... Stück „Freundesgabe" Bildkalender für das Jahr 1980 von Ernst Dombrowski S 90,—

..... Stück „Agnes Miegel zum Gedächtnis" . . . . . , S 72,—

Ausgewählte Erzählungen, Gedichte und Balladen, Illustrationen — Ernst Dombrowski

Name: .....

.....

Anschrift: ..... / .....

.....

Unterschrift



Dr. Bernhard Vogel,
Ministerpräsident
von Rheinland-Pfalz:

„Wir können uns nur voller Respekt vor den Franzosen verneigen, wenn wir sehen, mit welchem Nachdruck und mit welcher Ausdauer sie für das Französische eintreten. Wir Deutsche tun das weit weniger für unsere Sprache."

Globus 3/4 16/74

ARME DEUTSCHE SPRACHE!

Schlaglicht

„Grebau ist Ihr joint-venture-partner für turn-key-job."

Aus einer Anzeige im „Spiegel"

Wenn so etwas im „Spiegel" steht, wundert sich niemand. Wenn aber ein „Institut für Deutsche Sprache" folgende Anzeige aufgibt, kann man sich nur angewidert abwenden.

„Gesucht wird Mitarbeiter für folgende Aufgaben: Allgemeine Supervisorprobleme bei Frage- und Antwort-Prozessen, Parsing und Pattern-Matching über einer normalen Sprache und Backtracking- und Multiprocessing-Verfahren. Wir bieten die Möglichkeit zur Einarbetung in eine very high level language aus dem Bereich Artifical Intelligence."

Anzeige des „Instituts für Deutsche Sprache" in Mannheim

Wenn man aber in „Arbeitsanweisungen für den Deutschunterricht" (sogar für die Grundschulen!) liest:

„Der Schüler soll Kombinationen von Stamm-Morfemen, Flexiven, Präfixen und Suffixen dekodieren können. Jedes Sprachsystem enthält auf der semantischen und syntaktischen Ebene eine grosse Redundanz."

Aus „Arbeitsanweisungen für den Deutschunterricht" der Grundschulen Baden-Württembergs

wundert einen gar nichts mehr. Da kann man nur noch mit dem Apostel sagen: „So man das tut am grünen Holz, was will an dürren werden?"

Wer meint, diese Beispiele auf dem Gebiet der Verhunzung seien Ausnahmen, möge auch das folgende Beispiel (aus derselben Amtsküche) lesen:

„Die Relevanz der Relationen Dependenz und Konstituenz für die Sprachbeschreibung. Didaktische Möglichkeiten können nach neueren Sprachbüchern gegeben werden."

Klausurthema im Fach Deutsch. Zweite Prüfung für das Lehramt an Realschulen in Nordwürttemberg 1972. Bearbeitungszeit fünf Stunden. Aus der Süddeutschen Schulzeitung.

(Aus Eckartboten)

Gesetzesschutz für die deutsche Sprache

nach dem Vorbild der Franzosen

Aus einem Flugblatt des „Arbeitskreises für Zeitgeschehen" (A 1070 Wien 7, Zollergasse 16, 2., erweiterte Auflage), verfaßt vom kath. Pfarr-Vikar i. R. und Lehrer an Höh. Schulen i. R. Viktor Kunz aus dem Ostsudetenland.

Vorbemerkung: Das Flugblatt zeigt mit Recht, um wie viel die Franzosen in der Sprachpflege den Deutschen seit rund 450 Jahren, also seit fast einem halben Jahrtausend, voraus sind. Die daran geknüpfte Bitte an die Regierungen um einen gesetzlichen Schutz der Sprache und ihrer Reinheit nach französischem Vorbild wird sich freilich bei unserer Rechtslage und leider auch bei der Gleichgültigkeit der „Regierungen" gegenüber der Sprache kaum erfüllen lassen. Aber die vorgebrachten Gründe sind so eindrucksvoll, daß sie den Erwerb des Blattes auf alle Fälle lohnen. Sie seien auszugsweise wiedergegeben, mit einer Würdigung des trotz einer rechtsseitigen Lähmung durch einen Schlaganfall noch bewundernswert tatkräftigen Verfassers zu seinem 70. Geburtstag (9. 10. 1979).

Der Wortlaut des französischen Gesetzes ist in den „Sprachblättern", H. 2/1976 wiedergegeben und ausführlich erörtert.

Das Blatt ist bei uns erhältlich. 10 Stück (in schönem, großem Deutschdruck) 10 öS und Versandkosten; in der BR Deutschland bei Matthias Schuhbauer, D 4800 Regensburg, Glockengasse 10, 10 Stück 2 DM und Versandkosten. Mehl.

Betrifft: Gesetzlichen Schutz der deutschen Sprache.

Bezug: Univ.-Prof. Dr. Lothar Wolf, Augsburg: Französische Sprachpolitik der Gegenwart. „Politische Studien". Sonderheft 3/1977, im Olzig-Verlag, München.

Drei französische Sprachgesetze (1539, 1794, 1977)

Französisch wird von ungefähr 60,000.000 Menschen gesprochen, die ihre Muttersprache mit einer kindlichen Liebe und Hochachtung gepflegt wissen. Am 4. 1. 1977 trat in Frankreich nach einjähriger Übergangszeit ein Sprach-Schutz-Gesetz in Kraft, das in der Geschichte der französischen Sprachpolitik die dritte Gesetzesstunde dieser Art ist.

Der Erlaß des Königs Franz I. aus dem Jahre 1539 setzte den ausschließlichen Gebrauch der französischen Sprache im Gerichtswesen durch und verdrängte dort die lateinische Sprache des Mittelalters.

Das heute noch gültige Gesetz aus der Zeit der Französischen Revolution vom 20. 7. 1794 verpflichtet bis heute immer noch jeden Beamten und Tätigen im öffentlichen Dienst, in Ausübung seiner Amtshandlungen nur die französische Sprache in Wort und Schrift zu verwenden. Damit sollten verschiedene „Minderheitensprachen" wie Bretonisch, Okzitanisch, Deutsch u. a. ausgemerzt werden. (Etwas, was wir als Verletzung der Menschenrechte schroff ablehnen. Mehl.)

Das neue Gesetz der siebziger Jahre unseres Jahrhunderts bleibt auf dieser Linie und schreibt den Gebrauch der französischen Sprache in Wort und Schrift auf fast allen Teilgebieten politischen Handelns zwingend vor. **Es verbietet den Gebrauch von Fremdwörtern bei Geldstrafe** als „Betrug". Sogar in die wirtschaftlichen und arbeitsrechtlichen Bereiche des Alltags greift es zwingend ein. Der Inhalt der neuen Gesetzgebung von de Gaulle bis zu Giscard d'Estaing betrifft zum Beispiel auch die Bezeichnung von Erzeugnissen, Angebot, Werbung, Aufmachung, Gebrauchsanweisung, Rechnungen, Kassenzettel ..., **Rundfunk und Fernsehen**, Inschriften an und in öffentlichen Einrichtungen, sämtliche Verträge und Körperschaften und Anstalten des öffentlichen Rechts, Abfassung von Stellenangeboten, schriftliche Arbeitsverträge usw.! Die Bewilligung staatlicher Zuschüsse ist an die genaue Einhaltung des Sprachengesetzes gebunden.

De Gaulle, Giscard d'Estaing, Chirac als Sprachschützer

Unter de Gaulle wurde durch Dekret vom 31. 1. 1966 ein „Hoher Rat" zur Verteidigung und Verbreitung der französischen Sprache gegründet und finanziert.

Giscard d'Estaing in den „Times" vom 24. 5. 1976: Amerika (die USA) will seinen „american way of life" in der ganzen Welt — und damit auch in Frankreich — einführen. Amerikas Machtzuwachs nach dem Zweiten Weltkrieg zieht bei den Amerikanern auch den Wunsch nach sich, zu befehlen anstatt zu überzeugen; Amerika will Ver-

hältnisse und Verhaltungsweisen der Amerikaner auch den Europäern aufzwingen. Die geldliche, militärische und wirtschaftliche Abhängigkeit, auch in Technik und Wissenschaft, von den USA fördert die Amerikanisierung. Das bewirkte in Frankreich volksbewußte Gegenmaßnahmen!

Chirac rief schon im Februar 1975 zum Kampf gegen die unverständlichen Fremdwörter auf. Das Fremdwort bringt in vielen Fällen keine inhaltliche zusätzliche Leistung. Darum wird die übertriebene Verwendung von Fremdwörtern zu Recht mit dem Ausdruck „Manie" bezeichnet ... Sprachverderb! Die sprachliche „Kolonisierung" vom Ausland her ist eine Art Betäubung (Narkose), unter der die politische „Kolonisierung" vollzogen wird.

In Frankreich gilt der Gebrauch von Fremdwörtern nicht als gelehrt oder vornehm oder „modern"!

Verschandelung der deutschen Sprache

In unserer Zeit klagen nicht nur die Hausfrauen in deutschen Landen, daß sie ein Fremdwörterbuch brauchen: beim Lesen der Zeitung, der Zeitschriften, der Bücher, beim Fernsehen! Die Verzerrung und Verschandelung unserer schönen, ruhmreichen, verdienstvollen deutschen Sprache durch ganz andersartige, meist unverständliche Fremdwörter ist im deutschen Volke, in den Schulen, in der Presse, in der Politik, vor allem auch im Fernsehen mehr als unangenehm geworden. Sie geht schon den Kindern auf die Nerven, nicht nur den Erwachsenen!

Die deutsche Sprache soll in Wort und Schrift nicht weiter pidginisiert werden wie zum Beispiel Englisch und Chinesisch in Hongkong: ein Wort chinesisch, das andere englisch.

Auch viele Ausländer, nicht nur solche, die in deutschen Staaten die deutsche Sprache erlernen wollen, beanstanden die „Vermurksung" der ehrwürdigen, schönen deutschen Sprache in unserer Zeit.

„Die deutsche Sprache ist eine der ersten und schönsten Kultursprachen der Welt" (die Monatszeitschrift „Stimme Elsaß-Lothringens" vom 1. 2. 1974). Die Südtiroler arbeiten, opfern und kämpfen für die deutsche Sprache vorbildhaft für alle Deutschen!

Deutsch als Verständigungssprache der Slawen

Der tschechische Geschichtsschreiber Franz (Frantischek) Palacki (spr. Palazki, 1798—1876), der Erwecker des tschechischen Selbstbewußtseins im vorigen Jahrhundert, hat seine meisten Schriften und Bücher in deutscher Sprache geschrieben, der Bildungssprache Böhmens und Mährens. Th. G. Masaryk, der erste Präsident der ČSR, lernte Deutsch als Muttersprache. Deutsch wurde auch 1956 auf dem Allslawischen Kongreß in Belgrad als Tagungssprache gewählt, weil man sich dort sonst allseits nicht hätte verständigen können.

Deutsch als Kultursprache ersten Ranges

Die in der ganzen Welt verbreitete und gelesene „Times" hat schon am 16. 6. 1960 hohnvoll geschrieben, wir Deutschen in Europa und der Welt hätten vergessen, daß Deutsch eine Kultur-, Wissenschafts- und Weltsprache ersten Ranges sei.

Der langen Reihe großer Geister auf dem Gebiete der Wissenschaft (an der Spitze Kopernikus — trotz polnischer Geschichtsfälschung kein „wielki Polak" (großer Pole), sondern ein Deutscher), Denker (Leibniz, Kant, Schopenhauer) und Dichter (von Walter von der Vogelweide bis zu den Weltgrößen Schiller und Goethe), die alle ihre Werke in deutscher Sprache niedergelegt haben, kann kein anderes Volk etwas Gleichwertiges entgegensetzen.

Nach der „Geschichte der deutschen Literatur" von E. Engel hat die deutsche Sprache den größten Wortschatz: 500.000 Wörter. Erst in weitem Abstand folgt die englische Sprache mit nur 120.000 Wörtern. Deutsch ist viel genauer, klarer und verständlicher, auch für Ausländer, die Deutsch lernen.

Deutsch wird in Europa fast von 100 Millionen gesprochen (Muttersprache und Schriftsprache) — in der ganzen Welt von etwa 120 Millionen — Englisch in Europa nur von 56 Millionen, Französisch nur von 53 Millionen!

Auf dem Buchmarkt unserer Erde erscheinen etwa 22 v. H. aller Bücher in englisch-amerikanischer, 16 v. H. aller Bücher in deutscher Sprache. Deutsch ist damit die zweite Bildungssprache der Welt! Heute ist Deutsch in fünf Staaten Europas Staats-, Schul- und Wirtschaftssprache! Die Deutschen gehören zu den begabtesten Völkern der Welt. Das wird seit fast 1000 Jahren auch von Ausländern zugestanden!

Daher verdienen die deutsche Sprache und ihre Reinheit gesetzlichen Schutz.

Zum 70er des Verfassers, Viktor Kunz, Seite 162.

Ursula von Kardorff



Durch meine Brille

Die Dürfer

Wer je offiziellen Reden lauschte und die Grußworte der Grußwort-Sender über sich ergehen lassen mußte, kennt den Jargon, kennt die Hilfsverben. Das beliebteste bei uns zu Lande, die wir früher soviel Sollen und Müssen eingeprügelt kriegten, ist nun das Wort „DÜRFEN". Und zwar in Verbindung mit „ICH". Ich darf Sie begrüßen, ich darf Sie jetzt bitten, ich darf Ihnen sagen, ich darf mich bedanken, ich darf mich verabschieden, ich darf, ich darf, ich darf. Warum nicht besser so: ich bitte Sie, ich begrüße Sie, ich verabschiede mich. Machen Sie als Zuhörer immer einen Strich auf einen Zettel, wenn das „ich darf" kommt. Das Ergebnis ist verblüffend. „Ich darf" Ihnen das versichern.

Unsere Umgangssprache gebiert modisch eingefärbte Wörter, die nicht immer einleuchten. Was soll das „vorab" neuerdings? Ich mag es nicht. Angenehmer klingt das altmodische „zunächst". Noch unschöner ist die schauderhafte Kombination „letztendlich" oder gar „schlußendlich". Als ich im Journalismus anfing, hat mir ein Sprachmeister gleich abgewöhnt, „letzten Endes" zu gebrauchen, denn Ende ist Ende und Schluß ist Schluß. Da gibt es nichts Letztes.

Noch schlimmer aber ist das Neuwort „hinterfragen". Ich darf Sie da noch einmal hinterfragen, Herr Professor, wie war das gemeint? Warum nicht einfach fragen?

Zum Hals heraus hängt mir allmählich auch die „Motivation". Was motiviert den Schüler, den Bergsteiger, den Verbrecher, den Künstler zu seinem Tun? Was motiviert die Hausfrau, Tomaten zu kaufen, und worin liegt die Motivation für den Hund, sein Bein zu heben? Schließlich stört mich auch die allzu verschwenderisch auftauchende ständige „Alternative". Schwer ist es für „Alternativgruppen", ein anderes Wort zu finden, doch die rosa Bluse als Alternative für die grüne zu motivieren, das geht zu weit.

Ganz übel aber steht es um neue Hauptwörter. Da gibt es neuerdings die „Fremdgesteuertheit" eines möglichen Spions oder Verdächtigen. Oder gar die „Schwachstelle". Existiert denn auch eine „Starkstelle"? Las ich doch einmal — und dies ist keine böswillige Erfindung — anläßlich eines Terroristenprozesses den Satz: „Die Schwachstellen liegen im Intimbereich der Verteidiger." Hoffentlich liegen sie dort nicht immer.

Modezar, Nobelhotel, Luxusherberge, Literaturpapst, Prominentenzahnarzt — Aufwertungen, die überflüssig sind, freilich eitelkeitsfördernd. Unmenschlich hingegen drückte sich in einem AZ-Bericht über „Mehr Menschlichkeit in Krankenhäusern" eine Krankenschwester aus, die wörtlich zitiert wurde: „Es passiert schon mal, daß beim Durchlauf des Krankengutes ein Patient auf irgendeinem der zahllosen Flure regelrecht vergessen wird." Da läuft's mir kalt über den Rükken. Kann unsere „brave new world" besser entlarvt werden? Gott schütze uns davor, einmal durchlaufendes Krankengut zu werden. *

Sie lesen Ursula von Kardorff in zwei Wochen wieder in der AZ.

Deutsche Atomphysiker

Die niederländische Dichterin, Sozialdemokratin, Freundin Rosa Luxemburgs, **Henriette Roland Holst** schrieb im November 1945 **über Prof. Otto Hahn** u. a.: „Jeder Mensch mit einem normalen sittlichen Bewußtsein kann sich vorstellen, welche besondere sittliche Tat dieser Mann vollführte. Er war ein Deutscher. Er hatte das Mittel in der Hand, der entsetzlichen Niederlage seines Landes vorzubeugen. Er brauchte nur einen Brief mit drei Sätzen an Hitler zu schreiben, in dem er mitteilte, er habe die Atombombe erfunden, und alle Hilfsmittel wären ihm zur Verfügung gestellt worden. Wenn **je ein Mann sein Vaterland in höchster Not verraten** hat, dann ist es Otto Hahn. Er machte sich bewußt, was es bedeuten würde, wenn er den Alliierten den Sieg noch in letzter Minute entriß. Seine Lippen blieben versiegelt. Wir ehren jenen Gelehrten, der in heldenhaftem Schweigen das Schicksal eines deutschen Sieges von der Welt abwendete."

Prof. Franz Giese an die vom 27. bis 31. Mai 1954 in Bayreuth versammelten Wissenschaftler u. a.:

„Wenn Hahn erklärt, er habe mit der Atombombe nichts zu tun gehabt, so ist das ebenso eine naive wie bewußte Verdrehung der Tatsachen. Ohne seine Kernspaltung wäre die Atombombe vielleicht auch heute noch nicht da. Es ist die Bestätigung eines in der Geschichte der Zeiten einmaligen Vaterlandsverrates, und deshalb wurde Hahn vom Feinde bzw. von der Feindpresse so festlich begrüßt, während man gleichzeitig sein besiegtes Vaterland und Volk mit allen Mitteln knebelte."

Von Weizsäcker u. a.:

„Hitler hatte seine Wissenschaftler gefragt, was sie tun könnten. Aber wir sagten ihm nichts. Wir deutschen Gelehrten haben uns gehütet, unsere Geheimnisse Hitler preiszugeben. Ich bin dankbar, daß wir es geschafft haben."

Zu diesen in den "Mitteilungen des Freundeskreises der Stiftung Soziales Friedenswerk", 34. Jahrgang, Folge 3, 1985, Salzburg, veröffentlichten Zeilen sei hinzugefügt:

Hätten die Physiker sich so verhalten wie ihre Kollegen in den USA und wie die allermeisten Deutschen, die für ihr Volk kämpften und zu Millionen fielen - nachdem England und Frankreich, von Roosevelt getrieben, aus Hitlers Angriff auf Polen, das unser Reich unerträglich gereizt hatte, den 2. Weltkrieg entfesselten - dann hätte 1944 durch Abwurf einer deutschen Atombombe auf eine russische Großstadt der Krieg sofort ein Ende gefunden. Aus dem Osten wären 1945 nicht 16 Millionen Deutsche ausgeraubt vertrieben worden, von denen Tschechen, Polen und Südslawen 3 Millionen umbrachten. Ihre Heimat wäre unter der roten Mißwirtschaft nicht verelendet. Es wären nicht Millionen Frauen und Mädchen von Ostpreußen bis Pommern, viele dutzendmal, vergewaltigt worden, auch nicht zahllose Frauen in Ungarn. Es wären nicht Millionen Soldaten [illegible] noch gefallen. In Rußland hätten sich die dort geknechteten Völker gegen ihre Tyrannen erhoben. Europa als Kultur- und Lebenseinheit wäre unzerspalten geblieben. Der Kommunismus, der über 135 Millionen Menschen tötete, wäre ausgemerzt gewesen.

Den deutschen Physikern fehlte nicht die Anmaßung, zum Schaden des eigenen Volkes und der europäischen Gesittung dem Kommunismus zu dienen, aber jedes geschichtliche Gespür. Sie nahmen es im Bewußtsein ihrer Vortrefflichkeit auf sich, sogar dankbar wie Prof. Carl F. Freiherr von Weizsäcker (8135 Söcking, Alpenstraße 15), Millionen unglücklich zu machen und töten zu lassen. Ihre Hybris, ärger als die Hitlers, der sein Volk nicht schädigen wollte, blind und typisch für manche deutsche Gelehrte, hielt alle Welt für besser als Hitler, dessen Sieg sie in ihrer Einfallslosigkeit als Unterjochung der Welt fürchteten. Hitler, totkrank, wäre bald gestorben. In seiner engsten Umgebung gärte längst der Widerstand. Was immer zu befürchten war, allein, daß die Waffen schwiegen, wäre wichtiger gewesen! Man vergesse nicht: Dresdens Vernichtung wäre nicht geschehen, die Raub- und Schändungslust der Slawen hätte sich nicht ausgetobt. Die Idiotie der "Entnazifizierung" und "Umerziehung", durch die unser Volk Haltung und Selbstbewußtsein verlor, wäre unterblieben. Wer heute hundert Schritte auf einer Straße geht, begegnet zehn und mehr Frauen, die ihr eigenes Kind durch Abtreibung ermorden ließen. Auch dafür sind die Physiker verantwortlich [illegible] alle, die Deutschland, Nicolaitage wollten!

Nach dem 30jährigen Krieg, der das deutsche Volk auf wenige Millionen schmolz, war es doch nach 30 Jahren fähig, die Türken für immer aus Europa zu verjagen. Es gab damals keine Physiker, und Verräter wurden gehenkt.

Hoffen wir, daß sich unser Volk erraffe!

Fernsehen:

Vom Löwenmut des Mr. Hemingway

H. W. — Wir sind — was die Wahrung unserer nationalen Ehre angeht — gewiß nicht verwöhnt. Im Gegenteil: So mancher Streifen, der über die vom Bürger finanzierten Sender der öffentlich-rechtlichen Anstalten ausgestrahlt wird, ist so „ausgezeichnet", daß jeder, der uns etwas am Zeug flicken will, nur mitzuschneiden braucht, um ihn im eigenen Lande vorzuführen nach dem Motto: violá, die Deutschen! Wir sind also keineswegs verwöhnt, dagegen haben wir uns an vieles gewöhnen müssen.

Wir vermögen uns nicht vorzustellen, daß etwa in Frankreich oder Großbritannien das Lebensbild eines Mannes ausgestrahlt würde, der von sich selbst schrieb, er habe etwa einen französischen oder britischen Soldaten, der sich ihm wehrlos ergeben wollte, erschossen. Wir sprechen von dem amerikanischen Schriftsteller und Globetrotter Ernest Hemingway, dessen turbulentes Leben demnächst in einer dreiteiligen ZDF-Reihe über den Fernsehschirm kommen wird. Mit einem 28 Millionen Etat beginnen in diesen Tagen die Dreharbeiten in Bayerns Hauptstadt.

Das reichbewegte Leben des Ernest Hemingway, der sich 1961 durch Freitod aus dieser Welt verabschiedete, bietet sicherlich Stoff für unterhaltsame Abende; doch wird man gespannt sein, ob Regisseur Bernhard Sinkel auch auf jene Jahre des Zweiten Weltkrieges eingeht, da Hemingway die amerikanischen Soldaten — in der Uniform eines Hauptmanns — begleitete. Das war keineswegs der erste militärische Tripp des bekannten Großwildjägers nach Europa. Im Ersten Weltkrieg stand er bereits an der italienischen Front und in den 30er Jahren finden wir ihn auf der rotspanischen Seite. Diesen Ernest Hemingway, der als Hauptsprecher der „verlorenen Generation" galt, die nach der Erschütterung der bürgerlichen Welt durch den Krieg (lt. Lexikon) „einem brutalen Realismus huldigte", ließ sich die Praktizierung desselben denn im Zweiten Weltkrieg persönlich angelegen sein.

In der nachgelesenen Korrespondenz dieses — auch Nobelpreisträgers —, die vom Verlag Charles Scribber's Sons in New York herausgegeben wurde, schrieb Hemingway am 2. Juni 1950, er habe mit Sicherheit 122 „Krauts" — also Deutsche — erschossen. Waren die Deutschen eine Art Beutetiere, die es zu erlegen galt und fühlte sich der Krieger Hemingway sozusagen als Jäger?

In seinen Erinnerungen schilderte Hemigway einen Soldaten in deutscher Uniform, „der einen Helm trug und der auf seiner Fluchtroute nach Aachen radelte. Den übernehme ich" — sagte Hemingway zu seinen Leuten — „und schoß auf ihn mit einer M 1" ... „als wir uns bei der Durchsuchung über ihn beugten, da sah ich, daß es ein Junge war, so im Alter wie mein Sohn Patrick, ich hatte ihm durch die Wirbelsäule geschossen, die Kugel war durch die Leber wieder ausgetreten. Er hatte keine Überlebenschance."

Über einen anderen „Erfolg" berichtete er seinem Verleger: „Einmal habe ich einen rotzigen SS-Kraut getötet. Als ich ihm drohte, ihn zu erschießen, wenn er nicht die Bedeutung von Markierungen auf seinem Fluchtplan erklären würde, antwortete er, dazu fehle mir doch der Mut ..., verweigerte die Aussage und berief sich auf die Genfer Konvention." Originalton Hemingway: „Da bist du aber auf dem Holzweg, Bruder, antwortete ich und schoß ihm schnell dreimal in den Bauch — und, als er in die Knie sank, noch einmal von oben ..."

Hemingway, dem man nachrühmt, er habe sich zu den elementaren Tugenden des Mutes bekannt, hat in vorgeschilderten Beispielen den Beweis dafür geliefert, wie es um diese Tugend in praxi bestellt war. Diese Fälle perfekten Mordes, die vor ein Kriegsgericht gehört hätten, entstammen den Schilderungen des Nobelpreisträgers für Literatur, die in den „Selected Letters 1937—1961" veröffentlicht und auch heute noch auf dem Buchmarkt zu haben sind. Handelte Hemingway nach der Devise seines sowjetischen Schriftstellerkollegen Jlja Ehrenburg, der in einem Aufruf kategorisch gefordert hatte: „Tötet! Tötet! Es gibt nichts, was an den Deutschen unschuldig ist, die Lebenden nicht und die Ungeborenen nicht ...!"

Es ist wenig sinnvoll, alte Wunden aufzureißen. Gerade aber, weil von interessierter Seite immer wieder die Deutschen als die Unholde der Welt dargestellt werden, erscheint es uns als journalistische Pflicht, darauf hinzuweisen, daß es auf beiden Seiten Schatten gab.

Peinlich ist nur, daß ausgerechnet jetzt 28 Millionen Mark (vermutlich doch aus Rundfunkgebühren!) ausgegeben werden, um dem bundesdeutschen Publikum den Literaten und Großwildjäger Hemingway auf dem Fernsehschirm zu servieren. Einen Mann, der, hätte er auf deutscher Seite die geschilderten Taten begangen, nach Kriegsende von den Alliierten zur Rechenschaft gezogen worden wäre.

DEUTSCHLAND JOURNAL
UNABHÄNGIGE ZEITUNG
FÜR POLITIK, WIRTSCHAFT UND KULTUR
Herausgeber und Chefredakteur
Hugo Wellems

Deutsches im Ausland

Zu „Englisch hier — Deutsch da" in WELT am SONNTAG vom 6. April. In der „Frage der Woche" ging es um Germanismen im Amerikanischen.

Wer englische, amerikanische und französische Zeitungen liest, stößt dort oft auf inzwischen eingebürgerte Fremdworte deutschen Ursprungs.

Die von Ihnen dargebotene Blütenlese kann noch ergänzt werden durch: Alpenstock, Autobahn, Brezel, Dachshund, Glockenspiel, Gesamtkomplex, Kirsch, Kletterschuh, Knapsack, Kohlrabi, Kogge, Krach, Kursaal, Leitmotiv, Rinderpest, Rollenverteilung, Rucksack, Sauerkraut usw.

Hans W. Paetzel
6380 Bad Homburg v. d. Höhe 1

KULTURSPIEGEL

Umgetrieben von Gesichtern und Fratzen des Jahrhunderts

Der Maler Friedrich von Bömches

Am 27. 12. d. J. wird er 70: der aus Kronstadt stammende, seit 1978 im Oberbergischen lebende und arbeitende Maler und Graphiker Friedrich von Bömches. Kenner halten ihn nicht allein für einen der bedeutendsten Maler, die seine Herkunftslandschaft – Siebenbürgen – je hervorbrachte, sondern als Porträtmaler für einen der größten überhaupt, die es heute weltweit gibt.

Die Kunst dieses Mannes ist ohne sein Leben aus mehreren bezeichnenden Gründen undenkbar. Schon das Ungewöhnliche des Bildungswegs macht es deutlich: Friedrich von Bömches absolvierte keinerlei Malschule im herkömmlichen Sinne, keinerlei Akademie oder Hochschule. Doch standen ihm dafür vorzügliche Meister der einst qualitativ wie quantitativ ungewöhnlich starken „Malerkolonie" Kronstadts als Lehrer und Anleiter zur Verfügung: die weit über Südosteuropa hinaus bekannt gewordenen Hans Eder, der in München, Fritz Kimm, der in Budapest, und Hans Mattis-Teutsch, der in Budapest und München studiert hatte, alle drei zwischen 1880 und 1890 in Kronstadt geboren, alle drei in ausgedehnten Auslandsaufenthalten zu reifem Können gekommen und mit berühmten Malern ihrer Zeit befreundet.

Ungewöhnlich wie der unkonventionelle Beginn



Friedrich von Bömches: Selbstporträt.

dieser Künstlerlaufbahn, gestalteten sich die Jahre danach bis zur Jahrhundertmitte: 1938 begann der noch nicht 22jährige Friedrich von Bömches den Wehr- und Kriegsdienst, 1950 beendete ein gereifter, in vielerlei Formen erbarmungslos geprüfter Mann nach Krieg und fünf Jahren Zwangsverschleppung in der UdSSR ein Dutzend Jahre ununterbrochener physischer wie psychischer Anspannung. Freilich wäre er nicht er selber gewesen, hätte er in all diesen Jahren nicht bei jeder sich bietenden Gelegenheit, sei es an der Kriegsfront, sei es in den sowjetischen KZ, gezeichnet und gemalt – oft unter Umständen, denen makabre Phantastik anhaftete, immer umgetrieben von den ins Innere eingebrannten Gesichtern und Fratzen dieses Jahrhunderts, die er Zeit seines Lebens nicht mehr los werden sollte.

So hörte bei Friedrich von Bömches die Kunst nicht aus modischem Originalitätsbedürfnis, sondern aus der Situation seines Lebens heraus auf, konventionelles Bild und Abbild zu sein, und wurde zum unmittelbaren Ausdruck menschlicher Not in jenen extremen Bereichen, die der Kreatur des 20. Jahrhunderts vorbehalten blieben. Anders ist die Malerei dieses Mannes, der niemals aufhörte, ein Gejagter zu sein, nicht zu begreifen. Hier liegt ihre Glaubwürdigkeit und ihr Memento, ihre Humanität und ihr Zwingendes. Wenn irgend das hintergründige Wort Rilkes, daß „Armut ein Glanz von innen" sei, einen Sinn jenseits des Peinlichen, ja Peinigenden haben kann, dann als Schlüssel zum Verstehen solcher Kunst: die Wurzeln ihres visionären Strahlens liegen in der Qual des um alle Hoffnung gebrachten Geschöpfes.

Ungewöhnlich ist aber auch der äußere „Zufall" im Leben dieses Künstlers: als Sohn des bekanntesten Büchsenmachers und -meisters in Rumänien, kam er nolens volens in persönlichen Kontakt mit den ersten politischen Potentaten der diktatorischen Ära, die 1945 dort einsetzte – darunter mit dem einstigen Ministerpräsidenten jenes Staates, Ion Gheorghe Maurer, einem passionierten Jäger. Damit war Bömches vielen jener widerlichen und mißlichen Hemmnisse enthoben, die sich einem Künstler in Administration, Bürokratie und Intrige der Gesellschaft entgegenstellen und ihn lähmen können. Bömches nutzte die Chance durch besessene Arbeit.

Von Bukarest bis Berlin, von Sofia bis Paris, von Warschau bis Brüssel, Köln und München, aber auch bis Nordamerika u a. O. stellte Friedrich von Bömches in bisher über hundert Ausstellungen aus. Er porträtierte den Philosophen Martin Heidegger, den Krupp-Aufsichtsrats-Vorsitzenden Berthold Beitz, den führenden deutschen Kunstgaleristen Prof. Ludwig, den „Vater der Raumfahrt" Hermann Oberth und eine Reihe anderer Berühmtheiten. Reisen führten ihn durch ganz Europa. Wenn er, der einstige leidenschaftliche Bogenschütze, nicht am Lenker des Wohnwagens sitzt, steht er in atemberaubender Rücksichtslosigkeit gegen sich selber – gegen seine Kräfte, seine Gesundheit, seine Erschöpfungszustände – vor der Staffelei im Wiehler Atelier.

Denn sein Leben ist Malen. Sonst nichts. Cogito, ergo sum – ich denke, also bin ich, schrieb der Philosoph René Descartes im 17. Jahrhundert. Pingo, ergo sum – ich male, also bin ich, darf über dem Leben des Friedrich von Bömches geschrieben stehen.

Hans Bergel

(Nach: Neue Kronstädter Zeitung)

Mitteilung

Die Bundesgeschäftsstelle der Landsmannschaft, die Geschäftsstelle der Landesgruppe Bayern und die Redaktion der „Siebenbürgischen Zeitung" in München, Sendlinger Straße 48, bleiben beginnend mit dem 24. Dezember 1986 bis einschließlich 4. Januar 1987 geschlossen. Wir bitten, diesem Umstand Rechnung zu tragen, und weder anzurufen noch vorzusprechen!

Der Bundesgeschäftsführer

5000 DM zur Unterstützung der Deutschen in Rumänien

Hessens Ministerpräsident Holger Börner, der am 29. November 1986 mit dem Wenzel-Jaksch-Gedächtnispreis der Seliger-Gemeinde ausgezeichnet wurde, hat die mit dem Preis verbundene Dotation in Höhe von 5000,-- DM dem Sozialwerk der Seliger-Gemeinde zur Verfügung gestellt. Mit dem Geld soll ein Beitrag zur Linderung der Not der Rumänien-Deutschen geleistet werden. Ministerpräsident Börner hob in diesem Zusammenhang die sich mehr und mehr verschlechternde Notsituation der in Rumänien lebenden Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben hervor.



Hans Eder: Christuskopf; Ölgemälde

n Vergessenheit geraten zu lassen

karchiv sucht Wissensträger

gangenheit zahlreiche herausragende Musiker hervords oder Europas zu Ansehen und Geltung gelangten. on den aus Deutschland oder aus ostdeutschen Siedbefruchtet worden.

Dirigenten und Komponisten: Anton Brandner, Max Krause, Arthur Stubbe, Alfred Nowak, Georg Bachner, Hermann Klee, Emil Honigberger, Stephan Temesvary, Emil Silbernagel, Gustav Fleischer, Hanns Schlüter-Ungar, Hans Wendel-Hammerstedt, Hermann Morres, Gabriele Klees.

Dazu: Wilhelm Weiß, Richard Weißkircher, Josef Harrach.

Richten Sie, bitte, Ihre Nachricht an: Siebenbürgisches Musikarchiv, Schloß Horneck, D-6953 Gundelsheim/Neckar. K.T.

Das heikle Thema... (Fortsetzung)

(Fortsetzung von Seite 3)

beugte sich die rumänische Regierung. Diese große Gruppe von Soldaten unserer Volksgruppe als „Freiwillige" zu bezeichnen, wäre historisch unzutreffend.

Mit zunehmender Kriegsdauer und bedingt durch die großen Verluste an der Ostfront einerseits und den Bestrebungen, die Waffen-SS zu vergrößern andererseits, sollten auch die Volksdeutschen aus den Staaten des Südostens zur „Ausschöpfung der Wehrkraft" herangezogen werden. Auf Vorschlag der Reichsführung-SS entschied Hitler, der rumänischen Regierung den Wunsch oder die Forderung zu übermitteln, daß man 20–30 000 Volksdeutsche für die Wehrmacht-SS anwerben wolle. Nach zähen Verhandlungen – Einzelheiten darüber sollen einer Dokumentation vorbehalten bleiben – wurde am 12. 5. 1943 ein zwischenstaatliches Abkommen unterzeichnet, betreffend die Einreihung rumänischer Staatsbürger deutscher Volkszugehörigkeit in die Deutsche Wehrmacht-SS.

Die Auslegung dieser „Convenţie între Guvernul Reich-ului German şi Guvernul Român privitoare la inrolarea î armata Germană-SS a cetăţenilor români de origine etnică germană" kann nicht aus der

umfaßte diejenigen, die schon im rumänischen Heer eingezogen worden waren und in solchen Formationen Dienst leisteten, die nicht im Operationsgebiet, sondern in der Heimat stationiert waren. Ihre Entscheidung war keine Freiwilligenmeldung, sondern ein Votum darüber, wo man weiterhin Wehrdienst leisten wollte. Ältere Jahrgänge, die in Rumänien nicht mehr militärpflichtig waren, konnten sich ebenfalls melden, im Vertrag war nach oben keine Altersgrenze festgelegt. Im Verlauf dieser entscheidenden Veränderungen hatte auch die Leitung der evangelischen Landeskirche ihren Anteil geleistet. Soweit mir bekannt, sind im Juli 1943 auch 14 Pfarrer zum Wehrdienst eingerückt, davon meldeten sich 6 zur Waffen-SS, die anderen dienten in Heereseinheiten. Die Kirchenleitung wollte damit zum Ausdruck bringen, daß Pfarrer und Kirche gemeinsam mit den eingerückten Männern „zum Sieg" beitragen wollen.

Die erstaunlichen Erfolge dieser Rekrutierungsaktion, die zur vollständigen Ausschöpfung der Wehrkraft unserer Volksgruppe führte, waren in der positiven Einstellung weiter Teile der Bevölkerung begründet. Als „nur" Volksdeutscher fühlte man sich endlich vollwertig und bestätigt und war bereit, sich den Maßnahmen des totalen Krieges zu unterziehen. Es sei nicht verschwiegen: es gab auch Bedenken und andere Meinungen, die durch Übereifrige voreilig und sehr schnell als „Verrat und Feigheit" apostrophiert wurden. Entschlüsse, die in einer solchen Atmosphäre und unter psychischem Druck getroffen wurden, beruhten dann nicht mehr auf echter Freiwilligkeit, selbst wenn eine juristische Unabwendbarkeit nicht gegeben war. Es muß klar erkannt werden, die Volksgruppenführung hatte weder eine Legislative noch eine Exekutive, die sich zur Durchsetzung ihrer Vorhaben hätte einsetzen können.–

Wardein oder Wardein/
Varadinum.

Es seyn drey Oerter dieses Nahmens/welche dennoch durch andere Neben-Benennungen unterschieden werden. Denn

I. Ist Groß-Wardein/ von den Ungarn Warad genand / liegt an den Ungarischen Grentzen gegen Siebenbürgen / und ist ein Schlüssel zu Ungarn und Siebenbürgen. Es hat diese Stadt einen grossen Umbfang/ und drey Neben- oder Vorstädlein. Hat vor diesem ein Bisthum / auch viel Kirchen

aus: Martin Zeiler, Hungaria oder Neu-Vollständige Beschreibung des gantzen Königreichs Ungarn sammt darzu gehörigen Landen und Städten etc. Leipzig und Franckfurth. In Verlegung Christof Wolfart 1690.

und Klöster/ gehabt/ so nunmehr fast alle nie-
der gerissen/ und in die Pasteyen vermauret
worden seyn: wie dann in der Stadt keine
einige gemauerte Kirche mehr; sondern die
Bürger/ so der Calvinischen Religion/ haben
zu ihren Predigten ein groß aufgericht Schin-
del-Dach/ gleich einer grossen Scheuren. In-
nerhalb des Schlosses war vor etlichen Jah-
ren noch ein zurissener Tempel mit zwey
Kirchthüren/ so die Bischöffliche Kirche war/
darinn Käyser Sigismund und der H. Kö-
nig *Ladislaus* in Ungarn (dessen Bildnüß in
Manns-Grösse/ sambt seinem Roß/ und den
H. Drey Königen von Metall gegossen/ zu
sehen vorhin gewesen/ und vielleicht noch) be-
graben worden. Aber vor wenig Jahren hat
man/ auf Befehl des *Gabrielis Bethleni*, Für-
stens in Siebenbürgen/ (als dahin diese Stadt
gehörig/) solchen Tempel abgebrochen/ und
zu Bollwercken gemacht. Besagtes Schloß
ist schön/ wohl gebaut und feste: aber die Stadt/
ob sie wohl groß/ hat viel schlechte Häuser;
und dörffen auch die Bürger keine hohe Ge-
bäu von Steinen aufführen/ damit die ankom-
mende Türcken nicht ihren Unterschleiff da-
haben. Es ist gleichwohl eine feine Schul
und geistlich Consistorium allda/ und kom-
men

men. Jährlich alle umbliegende Calviniſche Prediger daſelbſt zuſammen/ und werden die Neue vom Superintendenten ordinirt. Es werden auch allhier drey Recht beſeſſen/ das Stadt-Gericht/ das Adels-Gericht/ uñ Hoff-Gericht; deren man vor dieſem keines hoch loben wollen. Die Inwohner haben ihre meiſte Nahrung von Handlungen/ Teutſchen- und Türckiſchen Wahren/ Acker- und Weinbau. Die Viehzucht iſt gering. Es giebt auch da viel Zigeuner/ ſo eigene Häuſer haben; deren theils mit Roßtauſchen/ theils mit Schmiedwerck/ und theils mit Stehlen ſich ernehren. Und dieſe Leute laſſen ſich auch hin und wieder in Ungarn und Siebenbürgen für Henckter oder Scharffrichter gebrauchen. Der Ehebruch iſt vorhin/ und vielleicht noch/ allhie und zu Döbritz/ und andern Orten hierumb in Ungarn/ am Leben geſtrafft worden. Es wurde hiebevor zu Beſchützung der Stadt/ des Schloſſes/ und der umbliegenden Flecken/ eine ſtarcke Beſatzung vom Siebenbürgiſchen Fürſten allhier gehalten. Ein Meilwegs von der Stadt iſt ein herrlich warm Bad/ ſo in zwey Theil für Manns- und Weibs-Perſonen eingefaſſet; aber weilen es vor dieſem keine Doctores (weiß nicht/ wie jetzt) da

gehabt/ so hat man nur für die Lust gebadet/ zwar unsicher darzu: weilen die Türcken zun Zeiten eingefallen/ und die Badleute unsauber ausgerieben/ und gefangen hinweg geführet haben. Es laufft bey Wardein das Wasser Körösch/ oder die Kreysch/ vorbey. In der Franckfurtis. Frühlings-Relation des 1639. Jahrs/ stehet am 99. Blat/ daß/ als die Kirche allhier gantz abgebrochen worden/ man in Decemb. A. 1638. im Durchgraben eine Krufft/ und darinn einen Königlichen Sarck/ und in solchem eine überaus köstliche güldene/ und mit Edelsteinen versetzte Cron/ ein Scepter/ Monstrantzen und andere Meß- oder Kirchen-Ornat/ darunter auch ein hell leuchtenden Diamänt/ so groß als ein Hüner-Ey/ beneben silbern Bänck und Stangen/ gefunden habe; darüber Streit zwischen dem Käyser/ weil Groß-Wardein auf Ungarischem Boden gelegen/ und dem Fürsten in Siebenbürgen/ deme die Stadt gehörig/ entstanden sey. Ob nun solcher Königlicher Sarck des *H. Ladislai*, oder des K. *Sigismundi* gewesen/ wird gezweiffelt. Sonsten seyn auf des Käysers *Sigismundi* Grab folgende Verse/ wie Hier. Megiser lib. 9. Chron. Carinth. c. 51. fol. 1076. berichtet/ gestanden.

Cæsar,

Cæsar, & Imperium, tuus en ego, Roma sacratum
Rexi, non ense, sed pietatis ope.
Pontificem Summum feci spretis tribus, unum:
Lustravi mundum, schisma negando malum.

Dieses Orts Beschreibung findet der Leser auch im 6. Theil des Georg Braunen Städtbuchs. Georgius à *Reichersdorff* in Chorographia Transylvaniæ beschreibet Groß-Wardein/ wie sie zu seiner Zeit gewesen/ also: *Varadiensis Civitas Episcopalis est amplissima, & nullis mœnibus circumducta, in planitie existens; insignem habet arcem, magnis sumptibus extructam, & optimè munitam, ubi Divus olim Ladislaus Rex Hungariæ suam habet sepulturam, marmore elegantèr excusam. Illic populus est Hungaricus partim Teutonicis commixtus.* A. 1242. wurden allhier von den Tartarn alle Menschen umbgebracht/ die Stadt greulich geplündert/ verwüstet und zerstöret; So ein Canonicus allda/ so damahls gelebt/ beschrieben hat; und diese erbärmliche Historj ist inter varios Rerum Hungaricarum Scriptores, so *Johannes Sambucus* heraus gegeben/ zu finden. Umbs Jahr 1556. wurde dieser Ort von den Siebenbürgern belagert/ und von den Käyserl.

serl. tapffer defendirt. Weilen aber Käyser Ferdinand anderer Gestalt Frieden oder Anstand vom Solymann nicht erlangen kunte/ er übergebe dann der Königin Isabell in Ungarn das Land Siebenbürgen/ so hat er dem Forgatsch geschrieben/ daß er einen billichen Accord annehmen/ das Volck abführen/ und Stadt und Schloß aufgeben solte. Ao. 1598. als dieser Ort wieder Käyserisch gewesen / haben ihn die Türcken den 29. Sept. zu belagern angefangen. Melchior von Redern / Obrister darinn / hat die Stadt in Brand stecken lassen/ und sich in die Vestung begeben/ darinn Kürat Georg Obrister gewesen. Den 3. Novemb. ist der Feind unverrichter Sachen wieder abgezogen/ nachdem er in die 13000. M. darvor verlohren. Warerstlich 60000. die Besatzung Anfangs nur 2000. starck/ davon viel umbkommen/ und gedachter Kyrat Georg von einem Schuß gestorben. Sie hatten keinen Entsatz / sondern GOtt hat den Belagerten geholffen; wie *Orzelius* schreibet. *Isthuanffius* meldet/ daß die zu Waradein des Fürsten *Sigismundi Bathorij*, denen die Türcken geholffen / Verheissungen nicht angesehen / sondern dem Käyser zugesagten Glauben gehalten / daher sie in gedachtem

98. Jahr eben auf den Tag/ da die Käyserl. Ofen zu belagern angefangen/ belagert; und auch beyde Belagerungen auf einen Tag wieder aufgehoben worden/ nachdem solche 30. Tag vergebens gewehret. Die zu Wardein hätten Stadt und Vorstädte selbsten abgebrand/ und sich ins Schloß begeben. Das sey etwas wunderlichs/ daß bey so vielen und grossen unzehlbarn Kugeln/ so bey Tag und Nacht/ ohne Auffhören/ hin und her geflogen/ des H. *Ladislai*, dieses Nahmens des Ersten Königs in Ungarn/ Bildnüß zu Pferde/ so beym Eingang der grössern Kirchen/ mit wunderſamer und schöner Kunst aus Metall gegossen/ und auf einem Marmolstein gestanden/ unverletzt und ungetroffen verblieben; wiewohl die Wände herumb/ auch oben und unten/ mit vielen Schüssen hin und wieder durchschossen worden. Siehe von dieser denckwürdigen Belagerung/ was *Lundorp. in cont. Sleid. Tom. 3. p. 194. & seqq.* weitläuffig schreibet. A. 1603. war allhier ein grosses Erdbeben. Ingleichem auch in folgendem 1604. Jahr ein erschröckliches/ so der Vestung grossen Schaden zugefüget hat: die ohne Zweiffel Vorbotten des darauf erfolgten Bothschkaischen Auffstandes gewesen/ in wel-

Akademische Monatsschrift „Aula", Graz, Oktober 1985;

Praeceptor Germaniae?

Als „Interpreten und Erzieher seines Volkes" feierte Richard von Weizsäcker den mexikanischen Dichter Octavio Paz. Und genau diese Rolle ist es, die das gegenwärtige westdeutsche Staatsoberhaupt offenbar auch als seine eigene historische Aufgabe erachtet. Vorläufig aber hat sich der Mann in der Villa Hammerschmidt hauptsächlich als Fehlinterpret und Umerzieher seines Volkes erwiesen.

Das was da bei seinen großen Reden zum 8. Mai und auf dem evangelischen Kirchentag zur Identität der Deutschen als „geistige Führung" für die bundesrepublikanischen Restdeutschen gedacht war, geriet unversehens zu einer vornehm ausformulierten Zusammenfassung jener Lebenslügen, mittels derer das westdeutsche politische Establishment nach 1945 die eigene Herrschaft zu rechtfertigen pflegte. Zwar sprach Weizsäcker die „Last der Teilung" an, zwar bedauerte er die Vertreibung und den Verlust der Ostgebiete, selbstredend aber betonte er dafür umso mehr die Schuld der Deutschen, ihre besondere Pflicht zum Frieden und die nationalmasochistische Grundmaxime: Frieden und Freiheit gehen vor nationaler Einheit.

Der Dank des Systems war dem Bundespräsidenten dabei von Anfang an gewiß: Die Liberalen mochten ihn ja schon immer, zumal Außenminister Genscher neuerdings seine „Richtungsbestimmung" für die Außenpolitik lobte. Die Sozialdemokraten zeigten sich angenehm überrascht, die moraltheologische Attitüde Weizsäckers erinnert sie offenbar an den verblichenen Gustav Heinemann. Und die „feinen Konservativen" – als „fein" bezeichnete Armin Mohler jene Konservativen, die zu feig sind, um Nationalbewußtsein zu bekennen – sind stolz auf ihn. Sie halten ihn zu Recht für einen der Ihren.

Was Wunder, daß es da bereits Stimmen gibt, die jenen Mann, der das politische Nachkriegssystem Westdeutschlands so vollständig und vornehm in seiner Person repräsentiert, als „deutschen demokratischen Märchenkönig" (so ausgerechnet der „Spiegel") sehen, als einen Ersatzkaiser, eine monarchische Nostalgiefigur, die mit wohlabgewogenen Mahnungen genau das sagt, was sich die Herrschenden, gleich welcher Farbe und Richtung, von ihm erwarten. Der „beträchtlichen Eitelkeit" des Mannes müssen solche Deutungen seines Publikumserfolges naturgemäß schmeicheln. Dies umso mehr, als sich die Familie von Weizsäcker gewissermaßen traditionsgemäß in den Vordergrund zu schieben pflegt, gleich welchem System sie jeweils diente. Weizsäckers waren im wilhelminischen Deutschland ebenso erfolgreich wie in der Weimarer Republik, im Dritten Reich und in der Bonner Republik. Vermutlich würden sie es in einem rot-grünen Westdeutschland, oder in einem nur roten, ebenso sein.

Gegenüber diesem Mann, der derzeit von der Springerpresse bis hin zu den linksliberalen Gazetten so hochgejubelt wird, steht der angeschlagene Bundeskanzler naturgemäß umso schlechter da. Die politischen Gegner Helmut Kohls gefallen sich darin, dem glücklosen Kanzler das Erscheinungsbild des Bundespräsidenten entgegenzuhalten, um ihn noch trauriger aussehen zu lassen. Der „polternden Vitalität" des Pfälzers wurde sogar von christlich-konservativen Zeitungen die Distanz, der Takt, die „Freundlichkeit des Vornehmen", wie sie Weizsäcker auszustrahlen vermag, gegenübergestellt. Und die Opposition kann nur allzu leicht behaupten, mit des Bundespräsidenten Aussagen und Meinungen könne sie sich identifizieren, dafür aber müsse sie die Politik der Regierung umso schärfer ablehnen. Damit bietet der „demokratische Ersatzkaiser" der SPD die willkommene Möglichkeit, ihren offenbar angestrebten Marsch nach Linksaußen durch Loyalitätserklärungen gegenüber dem Staatsoberhaupt zu tarnen. Gleichzeitig muß es der Opposition mehr als angenehm sein, wenn ein angeblicher oder tatsächlicher Gegensatz zwischen Kanzleramt und Villa Hammerschmidt zu politischem Kapital gemacht werden kann.



Richard von Weizsäcker

Weizsäcker selbst aber will seinen Weg als „praeceptor germaniae", als politischer Prediger und bundesrepublikanischer Schulmeister fortsetzen, daran besteht leider kein Zweifel. Die nächste Gelegenheit dazu wird ihm der für den Herbst dieses Jahres geplante Staatsbesuch in Israel bieten.

Vinzenz Eschlauer

Roosevelt war der Kriegstreiber

„Ein Weltkrieg wird programmiert":
Schlüsselwerk zum Zweiten Weltkrieg von Prof. Dirk Kunert

Längere Zeit schien es so, als würden die Sieger von zwei Weltkriegen geprägte Geschichte schreiben und die beamtete deutsche Geschichtswissenschaft die Kriegspropaganda der Sieger beflissen in den Rang geschichtlicher Wahrheit erheben können. Die Auswirkungen kann man heute noch an der Qualität des Geschichtsunterrichts und seiner Lehrbücher an unseren höheren Schulen ablesen.

Doch wer resignierend geglaubt und den mahnenden Stimmen der revisionistischen Zeitgeschichtsbeschreibung nicht vertraut hatte, sieht sich heute zum Umdenken gezwungen. Denn im Zuge der Entwicklung hat sich eine ganz neue, junge Historikerschaft herausgebildet, die mit kritischem Sachverstand vorurteilslos die anscheinend schon als gelöst geltenden Fragen neu gestellt und mit forschendem Verstand noch einmal begonnen hat, an die einzig verläßlichen Quellen vorzustoßen und von hier aus die Ursachen zu erforschen, die zum Weltkrieg geführt haben.

Zu diesem Kreis der „neuen" Historiker zählt der junge, aus Kiel stammende, erst 41jährige Professor Dirk Kunert, der dieser Tage sein bahnbrechendes Werk der Öffentlichkeit vorgelegt hat.

Dr. Kunert, der gegenwärtig als ordentlicher Professor („Jan-Smuts-Professor") einen Lehrstuhl für neuere Geschichte in der Republik Südafrika inne hat, zählt zu den ganz wenigen Akademikern, vielleicht ist er in unserer Zeit sogar der einzige junge Deutsche, der an namhaften Universitäten der USA auch — amerikanische Geschichte studiert hat. Von hier aus setzte er seine Erforschung der Primärquellen über „Die Vorgeschichte des Zweiten Weltkriegs" an, die ihn schließlich zu bahnbrechenden Erkenntnissen führte.

Aus ihnen ist unbestreitbar zu schließen, daß der US-Präsident Franklin D. Roosevelt mit seiner Politik, spätestens ab Oktober 1937, zum Zweiten Weltkrieg getrieben und England und Polen erst kriegslüstern gemacht hat, was am Ende jene Katastrophe auslöste, der das ganze alte Europa zum Opfer gefallen ist.

Die Untersuchungen Professor Kunerts konzentrieren sich auf das Handeln der drei stärksten Persönlichkeiten dieser Zeit — Stalin, Roosevelt, Hitler — und damit jene Gleichzeitigen, die die Geschichte dieses Jahrhunderts entscheidend geprägt haben. — Sobald sich Kunerts Werk durchgesprochen hat, werden einige voreilige deutsche Geschichtsschreiber ihre Festlegungen wohl überdenken und umschreiben müssen, wollen sie sich nicht der Lächerlichkeit einer neuen Generation preisgeben.

Dirk Kunert „Ein Weltkrieg wird programmiert" — Hitler, Roosevelt, Stalin: Die Vorgeschichte des Zweiten Weltkriegs nach Primärquellen — etwa 400 Seiten, umfangreiche Quellennachweise, zahlreiche Abbildungen, Paperback, Arndt Verlag Kiel, DM 38.—.

aus: „Mitteilungen des Freundeskreises der Stiftung Soziales Friedenswerk", Salzburg, 34. Jahrgang, Folge 3, 1985.

Die Folgen der Umerziehung

Dargestellt an fünf Beispielen bestimmter Geistoshaltungen

Während die heutige Regierung der USA längst von den Weisungen eines F. D. Roosevelt zur Umerziehung des deutschen Volkes abgerückt ist, ja die eingetretenen Folgen tief bedauert, wirkt das alte Programm im Innern der Bundesrepublik Deutschland noch immer fort. Das gilt nicht nur für Aussagen bestimmter, hochrangiger Amtsträger des Staates und für Presse, Funk und Fernsehen, vielmehr auch für Personen, die berufen sind, über die innere Ordnung im Staat zu wachen.

Die Kriterien, nach denen sie handeln, entsprechen noch genau jener verhängnisvollen Weisung 1067, die Roosevelt und Truman dem damaligen Oberkommandierenden der US-Besatzungsstreitkräfte in Deutschland für die Behandlung des deutschen Volkes erteilt haben.

Danach sind folgende Meinungen nicht zugelassen, wer sie vertritt, macht sich als Feind des Staates verdächtig — wenn nicht gar strafbar.

- Wer die Alleinschuld Deutschlands am Zweiten Weltkrieg leugnet und von der historisch gesicherten Tatsache ausgeht, daß für dessen Ursachen ein Roosevelt, ein Stalin und ein Churchill in hohem Maße mitverantwortlich sind, macht sich verdächtig.
- Das jedenfalls ist noch immer geltende Geschichtsauffassung in amtlichen Stellen der Bundesrepublik Deutschland und Österreich — trotz der geschichtlich gesicherten Erkenntnisse eines Barnes, Hoggan, Fish, Dall, Bavendam, Diwald, Franz-Willing, Kunert, Nicoll, Tansill, Walendy und anderer.
- Wer erklärt, daß Großadmiral Karl Dönitz bis zum Kriegsende und danach rechtmäßiges Staatsoberhaupt des Deutschen Reiches gewesen ist, setzt sich ebenfalls der Verdächtigung der Verfassungsfeindlichkeit aus.

Dabei blieb die Tatsache gänzlich unberücksichtigt, daß die alliierten Oberbefehlshaber, die in Lüneburg, Reims und Karlshorst die Kapitulation der deutschen Wehrmacht entgegennahmen, von den bevollmächtigten Wehrmachtsbefehlshabern vor ihrer Unterschriftsleistung ausdrücklich die Vorlage einer Vollmacht des Staatsoberhaupts, also Großadmiral Karl Dönitz, gefordert haben. Wenn die völker- und staatsrechtliche Stellung des Großadmirals von deutschen Stellen im nachhinein in Zweifel gezogen, ja verneint wird, dann wären die Kapitulationurkunden null und nichtig.

- Wer erklärt, daß Rudof Heß nicht nur als selbsternannter „Botschafter des Friedens", vielmehr im völkerrechtlichen Sinn als hochrangiger Parlamentär des Deutschen Reichs nach England geflogen ist, dort jedoch völkerrechtswidrig behandelt wurde und in gleicher Weise bis auf den heutigen Tag gefangengehalten wird, setzt sich des Verdachts staatsfeindlicher Gesinnung aus.

Das gilt auch und besonders für den früheren bayerischen Innenminister, Rechtsanwalt Dr. Alfred Seidl, MdL, der in seiner Dokumentation „Der verweigerte Friede — Deutschlands Parlamentär Rudolf Heß muß schweigen" diesen Tatbestand der Öffentlichkeit mitgeteilt hat. Ebenso für Professor Andreas Hillgruber, Ordinarius für neuere Geschichte an der Universität Köln, der dieser Erklärung Dr. Seidls ausdrücklich beigetreten ist. Diese Erkenntnis entspricht auch der Aussage des früheren Staatssekretärs im Auswärtigen Amt, Gauleiter Ernst W. Bohle, vor dem Internationalen Militärtribunal in Nürnberg.

- Wer der Wahrheit entsprechend erklärt, daß die Divisionen der Waffen-SS innerhalb des deutschen Feldheers nicht nur eine sehr tapfere, sondern ausschließlich zur rein militärischen Verwendung innerhalb der Heeresgruppen und Armeen der deutschen Wehrmacht eingesetzt waren, wird der „Verherrlichung" des Nationalsozialismus verdächtigt.

Gänzlich unbeachtet dabei bleibt heute die Tatsache, daß kein geringerer als Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer diesen Sachverhalt öffentlich am 30. August 1953 in Hannover (in Zeugenschaft von Heinz Walldorf und Hans-Joachim Richard) abgegeben hat, was der damalige Bundeskanzler in einem an Generaloberst a. D. Paul Haußer gerichteten Brief noch einmal ausdrücklich bestätigte. Andere namhafte Zeitzeugen, wie der Oppositionsführer Dr. Kurt Schumacher, Fritz Erler, Helmut Schmidt, Erich Mende, F. J. Strauß, Waldemar Kraft, Franz Blücher u. a. m. haben gleichlautende oder ähnliche Erklärungen wie Bundeskanzler Adenauer abgegeben. Das gilt heute anscheinend nicht mehr.

- Wer die Wiederherstellung des Gemeinsinns in unserem Volk fordert, und dem Recht des Ganzen den ihm gebührenden Vorrang vor den Interessen einzelner einräumt, macht sich eines „Nationalkollektivismus", ja des Versuchs der „Wiederbelebung nationalsozialistischen Gedankenguts" verdächtig.

Auch dieser Vorwurf wird im krassen Gegensatz zu der Tatsache erhoben, daß angefangen von hochrangigen Geistlichen der katholischen Kirche bis über Gelehrte, wie beispielsweise die Professoren Karl Steinbuch, Hans-Joachim Schoeps, Bernhard Willms u. a. der fehlende Gemeinschaftsgeist in diesem Teil unseres Volkes immer nachdrücklicher beklagt wird.

An diesen wenigen Beispielen läßt sich erkennen, daß die Folgen der 1945 eingeleiteten Umerziehung sehr tief sitzen und nur von einer jungen, auf die Zukunft gerichteten Generation überwunden werden können, die schon heranwächst.

HANS-JOACHIM RICHARD

Heinz Galinski über Heß und von Weizsäcker

E. P. **Berlin**

Heinz Galinski, Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde in West-Berlin, hat im Südwestfunk Stellung zur Weihnachtsansprache von Bundespräsident Richard von Weizsäcker genommen. In seiner Ansprache hatte von Weizsäkker an die schweren Schicksale des Häftlings Nelson Mandela in Südafrika, des Verbannten Andrej Sacharow in der Sowjetunion und an Rudolf Heß in Spandau erinnert: „Rudolf Heß war wahrlich kein Kämpfer für Menschenrecht und Freiheit. Als Hitlers Stellvertreter wurde er zu lebenslanger Haft verurteilt. Das entspricht unserem Rechtsempfinden. Doch nun verbüßt er seine Strafe seit 44 Jahren. Er ist ein 92jähriger Greis. Welchem Gefühl, welchem menschlichen Wert soll so ein Strafvollzug noch dienen?"

Dazu erklärte jetzt Heinz Galinski im Südwestfunk: „Ich verehre den Bundespräsidenten, weil er mit seiner Rede am 8. Mai Zeichen gesetzt hat. Ich wünschte, wir hätten mehr von solchen Politikern, aber gestatten Sie mir auch eine Bemerkung. Das soll keine Kritik sein, aber eine Feststellung. Ich habe es für unangemessen gehalten, Sacharow und andere zu nennen in einem Zusammenhang mit Rudolf Heß, auch wenn er ein Greis ist von 92 Jahren. Das war für mich wirklich wieder mal ein gewisser Tiefschlag. Und ich bitte um Verständnis für Menschen, die immer wieder durch solche Ereignisse an eine schreckliche Vergangenheit erinnert werden."

Aula, Graz, 3/1986

Ehrenbuch des deutschen Soldaten
FZ-Verlag München 1985, 520 S. reich illustriert, Herausgeber Oberst der Luftwaffe Walther Dahl. DM 48.80.

Ein Protest gegen alle Verunglimpfung der deutschen Soldaten ist das vom Oberst a.D. herausgegebene „Ehrenbuch des deutschen Soldaten", das als Dokumentation jenen jüngeren Generationen dienen möge, die wieder zu fragen beginnen. Und diese Fragen werden kommen, auf allen Ebenen. Es sei denn, der bekannte amerikanische Journalist aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges, Walter Lippmann, behält recht, wenn er feststellt: „Erst wenn die Kriegspropaganda der Sieger Eingang in die Geschichtsbücher der Besiegten gefunden hat — und von der nachfolgenden Generation auch geglaubt wird, kann die Umerziehung als gelungen angesehen werden." Die erste Auflage des Ehrenbuches war innerhalb kurzer Zeit vergriffen, so daß Ende Jänner nun eine zweite Auflage notwendig wurde. Das Buch widerlegt unzählige Propagandalügen und wird sicher dazu beitragen, daß Walter Lippmann dereinst in seiner Prognose selbst widerlegt wird.

Werner Widmann

Gerhard Schumann zum 75. Geburtstag

Bewußt heißt der neue Gedichtband Gerhard Schumanns: „Herbstliche Ernte". Legt ihn uns doch der Hohenstaufen-Verlag im Herbst des Dichterlebens vor. Oder besser: Zu seinem 75. Geburtstag — 14. Feber — beschenkt uns Gerhard Schumann mit dieser Auslese aus seinem reichen Schaffen. Müßig, noch Worte darüber zu verlieren. Berufenere haben den Wert seiner Lyrik immer wieder gewürdigt und längst erkannt, daß ein Gedicht von Gerhard Schumann, in seiner wunderbaren Sprache, seinem tiefen Inhalt, zum Besten deutscher Dichtkunst gehört.
Bleibt mir nur, Gerhard Schumann noch viele gesunde und gute Jahre in alter Schaffenskraft zu wünschen und — ich darf es stolz sagen — dem Freund zu danken für schöne und besinnliche Stunden mit einem Buch von ihm.

Liselott Schickbauer

Gerhard Schumann: Herbstliche Ernte, Gedichte.
172 Seiten, Leinen, Schutzumschlag, Hohenstaufen-Verlag, DM 25,80.

Witze aus dem Ostblock

Honecker fragt in Peking Deng Xiaoping, wieviel Gegner er wohl in seinem Lande habe. „Etwa 17 Millionen." Honecker erleichtert: „Mehr habe ich auch nicht . . ."

•

Was ist der Unterschied zwischen Marx und Murx? Marx ist nur Theorie.

•

Das sind einige Kostproben aus „Lachen verboten, Genosse!" Bei dem vorliegenden Buch mit seinen 1001 politischen Flüsterwitzen handelt es sich um die bisher größte und zugleich erste umfassende Sammlung dieser Art aus sämtlichen kommunistisch regierten Ländern. Sie beruht auf Interviews mit westlichen Reisenden und insbesondere mit Hunderten von Flüchtlingen und Touristen aus dem Ostblock.

Friedrich-Wilhelm Schlomann
Lachen verboten, Genosse!
1001 Flüsterwitze aus dem roten Paradies, Nebelspalter-Verlag, Rorschach 1986, 224 Seiten, Fr. 19.80.

Michael Damböck

Abenteurer und Dichter

Oswald von Wolkenstein — der letzte deutsche Minnesänger

In der Trostburg, einer starken Feste unweit von Brixen, erblickte Oswald von Wolkenstein am 2. Mai 1367 das Licht der Welt. — Es war eine kriegerische Zeit, in der der Knabe heranreifte, und es ist nicht verwunderlich, daß die Lust an Kampf und Spiel bei Oswald bald seine Wurzeln schlug. Allem Anschein nach wenig oder gar nicht beaufsichtigt, trieb er sich unter Bauern, Jägern und sonstigen Landsassen der benachbarten Dörfer herum, in Schenken und Höfen lauschend, lernend, bald Nützliches, bald Schädliches, wie das eben kommt. Zu seiner Fertigkeit in Gesang, Lautenspiel und Pfeifen scheint er dort den Grund gelegt zu haben.
Schon im zehnten Jahr (1377) trieb das Bürschchen die Lust nach Abenteuern von der väterlichen Burg. Und so treffen wir den kecken Springinsfeld im Tiroler Fähnlein, das gegen die heidnischen Preussen und Litauer zog. Die acht Jahre, die Oswald dort bei den Rittermönchen verbrachte, erweiterten nicht nur seinen geistigen und politischen Horizont, sondern ließen ihn auch manch praktische Wissenschaft erlernen. Während er in Königsberg die stolze Macht der deutschen Hansa bestaunte, war im benachbarten Skandinavien ein Krieg ausgebrochen, der so recht dem romantischen Sinne des Dichters entsprach.

Die ersten Kriegsfahrten

Die junge Königin Margarethe von Dänemark und Norwegen rüstete, um auch den Thron von Schweden zu erobern. Mit frischem Mut warf sich der Jüngling in den Kampf, bis der Tag von Fallköping (24. Februar 1389) der Herrschaft Albrechts von Mecklenburg in Schweden ein Ende machte. Die schwärmerische Neigung für die schöne Fürstin scheint in Oswald zum ersten Mal die holde Blume des Minnegesangs erschlossen zu haben. — Aber der Drang, viel zu erleben und zu sehen, ließ ihn nicht lange ruhen. Nach kurzem Aufenthalt in Bergen und Brügge fuhr er nach London, wo er die Sage vom heiligen Gral kennenlernte, die ihn viel beschäftigte. Auch für sein Schwert fand sich Arbeit, und zwar an der Seite der Schotten gegen die Engländer. Dann trieb es ihn nach Irland, von wo er nach Königsberg zurückkehrte. Bald brach er wiederum auf und zog durch Rußland bis ans Schwarze Meer. Bei der Überquerung dieses erlitt er Schiffbruch, aus dem er nur mit Mühe sein Leben nach dem persischen Armenien retten konnte. Wissensdurstig durchwanderte er dann die sagenumwobenen Lande bis zum Euphrat, kehrte ans Schwarze Meer zurück und verdingte sich als Koch auf einem Segler, der nach Kreta steuerte.
Dort erreichte den Weltenbummler die Kunde vom Kriege Siegmunds gegen den Sultan Bajezid Jilderim. Sofort ließ er alles im Stich und eilte nach Ungarn, um den Christen beizustehen. Aber trotz der Tapferkeit der Kreuzfahrer siegte der ‚Türkenhund'; die christlichen Heere erlitten bei Nikopolis (28. September 1396) eine furchtbare Niederlage. Oswald mußte sein Heil in der Flucht suchen und schlug sich bis Konstantinopel durch, von wo er nach zwanzigjähriger Abwesenheit wieder in seine Heimat zurückkehrte.

Herzenskummer

Trotz seiner kriegerischen Vergangenheit verließ ihn nicht sein Edelmut und seine Liebenswürdigkeit, und sein Herz entbrannte bald nach der Rückkehr lichterloh, — ein Mädchen hatte es ihm angetan. Es war die hübsche Sabine Jäger, eine, wie die Folge erwies, ausgesucht herzlose Kokette, die das Verhängnis seines Lebens werden sollte.
Ritter Oswald hatte die ehrlichsten Absichten, aber seine ‚Holdgestalt' stellte harte Bedingungen. Vor allem sollte ihr künftiger Gatte eine Wallfahrt nach dem Heiligen Lande unternehmen. Der Verliebte war alsogleich bereit und zog schon im folgenden Jahr (1397) von dannen. Aber die Kutte schien ihn arg bedrängt zu haben, denn er „warf das Pilgrimskleid gar weit ins Meer hinaus". Er zog aber dennoch weiter, und nachdem er Bethlehem besucht hatte, wo er das fromme Lied „In Suria ain praiten hal" dichtete, empfing er in Jerusalem den Ritterschlag zum Hüter des heiligen Grabes. Dort in der Pilgerherberge sprang er eines Morgens vom Lager und schwang sein Schwert mit den drohenden Worten zum Fenster hinaus: „Sabina, dein Ritter wacht! Wehe männiglich, wer dir nicht all' Ehr' erweiset!"

An einem düsteren Dezemberabend des Jahres 1400 kam Oswald von Wolkenstein, von der Liebessehnsucht getrieben, wieder auf Trostburg an. Doch sein Empfang war schmerzlich — seine Braut hatte in der Zwischenzeit den alten Hans Hausmann, den reichsten Bürger in Hall, geheiratet. Es war ein schwerer Schlag für den getreuen Ritter, schwermütig und einsam saß er fast eineinhalb Jahre auf Kastelruth und Hauenstein, wo er sich von seinem Kummer nur langsam erholte.

Als aber der deutsche König Ruprecht von der Pfalz im Jahre 1401 seinen Römerzug antrat, um dem übermächtigen Herzog von Mailand, Gian Galeazzo Visconti, Italien zu entreißen, erwachte in Oswald wieder die alte Abenteuerlust. Er schwang sich in den Sattel und schloß sich der Heerschar Leupold des Stolzen an, die dieser dem Oberlehnsherrn zuführte. Aber das Unternehmen scheiterte schon in Brescia, wo das kleine Heer vom Mailänder geschlagen wurde. Oswald von Wolkenstein fiel in die Hände des Siegers. Der Tiroler gewann aber bald dessen Gunst und blieb auch nach Ablauf seiner Haft auf dem Hof des Mailänders.



Oswald von Wolkenstein

Nach seiner Rückkehr in die Heimat stürzte er sich rüstig in die Händel seiner Standesgenossen, die gegen Herzog Friedrich, den sie — auf ihren Reichtum pochend — „Friedel mit der leeren Tasche" nannten, in Gegnerschaft traten, um die Stellung einer reichsunmittelbaren Ritterschaft anzustreben. Wolkenstein war dabei die Seele des weitverzweigten „Elefantenbundes" (später „Bund an der Etsch"), dem fast alle Adeligen und Patrizier Südtirols angehörten.
Inzwischen zog über Oswald ein grimmiges Unwetter herauf. Die intrigante Hausmannin trat mit Erbansprüchen hervor und strengte gegen den ‚Geliebten' von ehedem einen Prozeß an. Um den Widerlichkeiten aus dem Wege zu gehen, verließ Oswald abermals die Heimat.

Das Minneleben

So wanderte er über Bayern nach Hohenschwangau, wo er sich bald mit dem jungen Ritterfräulein Margarete verlobte. Von da ging die Fahrt nach Heidelberg, dann längs des Rheins nach Holland und weiter nach England. Dort traf ihn die Kunde vom Aufmarsch der Portugiesen gegen die Araber, und auf ging's nach Ceuta, wo er Seite an Seite mit Prinz Pedro und Enriquez von Portugal das Seetor der Festung stürmte und an der Spitze der Eroberer 1411 in die Stadt eindrang. Dieser Sieg führte zum Friedensschluß mit den Mauren. Für den Wolkensteiner, der kurz darauf in Granada am Hofe Jusufs auftauchte, begann eine Zeit voll heißen Minnelebens. Bald schon hatte der graubärtige und einäugige Kumpan — ein Bolzenschuß hatte ihn schon als Kind so verunstaltet — mit der edelsten Blüte der sarazenischen Ritterschaft Bekanntschaft geschlossen und wetteiferte mit ihr in Gesang und Tanz, ja sogar in der Liebe. König Jusuf überhäufte ihn mit Geschenken und Ehrungen, wie solche nur selten einem christlichen Ritter zuteil geworden waren. Und die Schönen der Alhambra sahen gerne den leidenschaftlichen Mann in ihrem Kreise.
Hochbeglückt verließ Oswald den granadischen Hof und ließ sich jetzt von den Lockungen des üppigen Lebens in Barcelona verführen, und es währte gar nicht lange, so hatte er auch die junge Königin von Aragon, Margarete, gefesselt und besang sie — ungeachtet seiner Braut — in glühenden Liebesliedern. Zum Dank dafür hing ihm die Fürstin, nachdem sie eigenhändig die Ohrläppchen des Poeten durchstochen, je einen Goldring hinein, und einen dritten flocht sie ihm in den Bart. — Durch allerlei Umstände genötigt, mußte er auch aus diesem Paradies wieder fort. Er landete in Genua und traf dort mit seinem Gönner Siegmund zusammen, der inzwischen die deutsche Kaiserkrone erlangt hatte.
Dieser berief ihn nach Konstanz, wo sich die obersten Zehntausend versammelten, um das Schisma zu beseitigen und die Ketzerei abzustellen. Die Christenheit sah damals gleich drei Päpste regieren: Benedikt XIII, Gregor XII und Johann XXIII, die sich gegenseitig bannten und verfluchten.

Die Gefangennahme

Mitten in den anschließenden politischen Wirren führte Oswald seine Braut heim und zog sich mit ihr auf sein Felsennest Hauenstein zurück, wo er die Honigmonde mit Dichten, Spielen und auch mit Politik verbrachte. Aus dieser Zeit stammt ein Triumphlied über Herzog Friedrich und ein ‚Kreuzlied' gegen Hus. — In seiner jetzigen Lebensweise bewies er aber eine Sorglosigkeit, die bei einem so erfahrenen Manne in Staunen setzt, denn er ließ sich von seiner ehemaligen Braut und ihrem Verbündeten, Herzog Friedrich, zu einer Unterredung locken, die seine Gefangennahme bezweckte.
Aber man hatte sich verrechnet, denn diese Hinterlist empörte Oswalds Brüder Michel und Lienhart aufs mächtigste. Sie nahmen kurzerhand Friedrichs Parteigänger, den Propst Millauner von Meran, fest und setzten ihn in ihr Verlies. Aber erst, nachdem die ergrimmten Brüder dem Landesherrn einen Fehdebrief sandten, gab Friedrich den Verhaßten frei. Die Gefangenschaft muß hart gewesen sein, denn seither war Oswalds Gesundheit gebrochen, so daß er sich einer Krücke bedienen mußte.
Doch schon 1423 finden wir ihn in Mitteldeutschland, wo er die Reichsfürsten gegen den unbotmäßigen Herzog in Tirol aufwiegelte. Bei seiner Rückkehr wurde Oswald abermals ins Gefängnis geworfen. Seine Brüder kümmerten sich diesmal weiter nicht um ihn, bis sich endlich Siegmund selbst seiner erinnerte und 1427 seine Freilassung erzwang.
Welch ungeheurer Lebensmut in Oswald steckte, beweist die Tatsache, daß er sich von den erlittenen Schlägen in gar kurzer Zeit (1429) zu einem Ungarzuge erholt hatte. Dann abenteuerte er in Süddeutschland, an den Höfen von Salzburg, München und Heidelberg herum, wo er „durch seine Munterkeit, Sang und edel Saitenspiel einen Kreis trauter und schöner Frauen an sich lockte . . ." Aber nicht nur die alte Lebenskraft war zu ihm zurückgekehrt, sondern auch der alte „Wolkensteiner Jachzorn". Als Bischof Ulrich von Brixen in seinem geistlichen Hochmut die Rechte des Landesherrn mißachtete, versetzte ihm unser Poet einen Faustschlag ins Antlitz und ließ einen bischöflichen Diener an einem Pfeiler aufhängen. — Auch hiervon meldet getreulich eines seiner Gedichte.
Die Römerfahrt Kaiser Siegmunds (1432) rief Oswald auf seinen Posten als Direktor der kaiserlichen Kanzlei. Seine Erlebnisse schildert er uns in den Gedichten „Siegmunds Verlegenheit in Piacenza" und „Abenteuer in Roncaglione".
Von nun an hauste er an der Seite seines geliebten „Gretelein, der zarten Buhl", auf dem düsteren Erbschlosse, in tiefster Zurückgezogenheit, der Poesie und Philosophie lebend. Endlich, nachdem alle seine Widersacher wie auch seine Brüder und sein kaiserlicher Freund Siegmund gestorben waren, schlug auch ihm die Stunde des Abschieds von der Zeitlichkeit. Am 2. August 1445 brachten den 78-jährigen der Tod zur Ruhe; im Kloster Neustift bei Brixen liegt er begraben.

Stocker
LEOPOLD STOCKER VERLAG
GRAZ-STUTTGART
„Im Dienste des guten Buches"
Zum 100. Geburtstag des Autors
ISBN 3-7020-0506-4
Robert Hohlbaum
Der König von Österreich
Roman um die Familie Strauß



Gekonnt und beschwingt stellt uns Robert Hohlbaum eine bedeutende Musikerfamilie vor: Johann Strauß und seine Söhne Johann, Josef und Eduard. Er führt uns Wesen und Wirken dieser genialen Dynastie vor Augen, gibt Einblick in eine musikalisch und historisch bedeutsame und tiefgreifende Epoche — Biographie und Zeitgemälde in einem.

348 Seiten, vierfarbiger Schutzumschlag
Preis: öS 298,—, DM 39,80

Ina Seidel:

Die alten Mütter

Ina Seidel, in deren Gedichten und Romanen unser Thema oft erscheint, übergab diese bisher in ihren Büchern noch nicht erschienenen Verse dem Volksbund zur Veröffentlichung. Die Dichterin gehört selber zu der Generation der alten Mütter; sie wird in diesem Herbst 80 Jahre alt.

Die alten Mütter der Erde,
Sie möchten endlich ruhn.
Die Asche verglimmt im Herde –
Was können sie noch viel tun?
Sollen in Haus und Garten
Im Abendsonnenschein
Die Enkel hüten und warten,
Und wenn die raufen und schrei'n:

„Kinder, vertragt euch!
Gönnt einander, was jeder hat!
Kinder – vertragt euch!
Keins muß hungern, jedes wird satt.
Schlagt euch nicht, werft nicht mit Steinen,
Wenn es trifft, dann fließt ja Blut.
Und du, hör auf zu weinen!
Und ihr, seid wieder gut!
Soll keins das andere quälen,
Kommt, seid wieder friedlich und zahm.
Dann will ich euch auch erzählen,
Wie es war und wie alles kam . . .“

Wenn die Söhne streitbar werden,
Fordern, drohen und schrei'n –
Die alten Mütter der Erde
Mischen sich nicht mehr ein.
Sie sind so müde, doch liegen sie wach,
Und die Nächte sind dunkel wie nie.
Was sie sagen könnten – ihre Stimme ist schwach,
Und – wer hört schon auf sie?

„Söhne, besinnt euch!
Heute ist es vielleicht noch Zeit –
Söhne – besinnt euch!
Sonst ist's morgen wieder so weit –
Wenn es kommt, ist alles zu Ende,
Gott hat nicht ewig Geduld.
Versöhnt euch, reicht euch die Hände!
Wer ist schon ohne Schuld?
Wir sind alt, wir werden sterben,
Wir wollen gerne gehn –
Aber i h r sollt nicht verderben,
Die Erde soll weiterbestehn!"

Die alten Mütter haben von je,
Seit die Erde Ernten trägt,
Immer getragen das gleiche Weh,
Ist keiner, der danach frägt.
Aber so lange die Erde sich dreht,
Wird ihr Seufzen nicht verstummen,
Und wird der alten Mütter Gebet
Unter den Sternen summen:

„Hüter – wie lange noch?
Wann, ach, endlich, sehn sie es ein?
Hüter – w i e lange noch?
W a n n , ach, endlich, wird FRIEDE sein?
Schlagt euch nicht, werft nicht mit Steinen.
Wir haben es sie von früh an gelehrt.
Doch sie hören ja auf keinen,
Sie schwören nur auf das Schwert.
Eine Mutter kann es nicht hindern,
Weil sie selber schwach ist und irrt.
Aber DU! Hilf unseren Kindern –
Daß es endlich Morgen wird!"

ikgs

Izgatás!

A birósági terror ujabb hiradásai érkeznek ki hozzánk. Most Szombathelyiről kaptunk értesitést arról, hogy ott ismét elhurcolta az Ávó a szabadságharcos **Ávár (Bürger) Lászlót.** A hirek szerint izgatás, hivatalos személy elleni erőszak és garázdaság büntettével vádolják. A birósági terror leleplezésének az eredményeként az izgatási pereknél, ugyanis, most más büncselekményeket is kever az ügyész a vádiratba, hogy az izgatás vádját ne tegye olyan kirivóvá. De Ávár történetét mindenki ismeri Szombathelyen. Ávár (Bürger) Lászlót a szabadságharc idején "tanusitott magatartása miatt' a szombathelyi megyei biróság a "népi demokratikus államrend megdöntésére irányuló szervezkedés miatt" nyolc évi szabadságvesztésre itélt. 1963-ban szabadult a börtönből.

Most azzal vádolják, hogy becsmérelte az államrendet, miközben hivatalos személyeket is birált.

A szabadságharcos Ávár Lászlót a tiz éves jubileum idejére börtönbe zárja a magyarországi diktatura.

Vasfüggöny sóhajok

Amikor az állam a munkaadó, mindig az a munka a sürgős, amit nem magunknak kell elvégezni.

298.00 $

egy csoportos utazás

Európába

mely szeptember 14-én indul és október 5-én tér vissza. Későbbi visszajövet lehetséges.

CONTINENTAL TRAVEL SERVICE
Phone 961-5577

Izgatás!

Különös váddal vitte el a politikai rendőrség Falusi Sándor 30 éves bugaci lakost. A vád szerint "előállitása után gyalázó kifejezéseket tett a társadalomra vonatkozóan . . ." Mivel társadalmat nehéz gyalázni valószinü, hogy a mai társadalmi rendszerről volt szó, tehát a pártdiktaturáról és a párt uralmáról. Ezért a szemérmes körülirás.

GYÓGYSZERSZALLITAS EURÓPÁBA

UJ OLCSÓ ÁRAK!

Minden gyógyszert receptre vagy recept nélkül garancia mellett repülővel szállitunk.

Gyógyszerekhez magyar nyelvü utasitást mellékelünk.

Zoltán Reichman Inc.

1526 First Ave., New York 21, N.Y.

● Telephone: TR 9-3980. ●

Csikménaságí: Néhány szó az erdélyi szászokról

A Münchenben **Edmund von Gordon** kiadásában megjelenő DER EUROPÄISCHE OSTEN cimü folyóirat 1966. évi márciusi számát majdnem teljes egészében az erdélyi szászoknak szenteli. A fedőlapot Nagyszeben — szerintük Hermannstadt — egykoru képe disziti és belül a szöveget is több fénykép, rajz és ábra kiséri.

Mindig érdekes és tanulságos volt figyelemmel kisérni a kárpátmedencei nemzetiségek emigrációinak megnyilatkozásait. De különösen az most minden olyan megnyilatkozás, ami közvetve, vagy közvetlenül Erdéllyel foglalkozik, mert a vasfüggöny mögött megindult politikai zajlás oka és kiindulópontja, s nem minden alap nélkül, ERDÉLY.

Ezért különösen érdekes lesz megfigyelni, hogy az Erdélybe kb. 800 évvel ezelőtt a magyar királyok által betelepitett és 20 évvel ezelőtt a románok által majdnem teljesen kiirtott erdélyi szászok emigrációjának szellemi vezetői mit mondanak és hogyan vélekednek Erdélyről és a vele kapcsolatos kérdésekről.

A cikkek cimei már egymagukban is sokat elárulnak: °o°: 200 JAHRE SIEBENBÜRGISCHE GESCHICHTE (200 év Erdély történetéből), **Heinrich Zillich:** SO SCHUFEN SIE SIEFENBÜRGEN (Igy alkották meg ők Erdélyt), **Oscar Wittstock:** RUMÄNIENS WEG ZUR NATION (Románok utja a nemzetté-levéshez), **Adolf Menschendorfer:** SOMMERSONNE UND HONTERUSFEST (Nyári nap és Honterus ünnepe), **Heinrich Zillich:** VOLKSTRACHTEN IN SIEBENBÜRGEN (Népviselet Erdélyben).

HAZÁT ADTUNK A SZÁSZOKNAK

A sorozatos természeti csapások miatt ujhazát kereső frankok egyik csoportját 1150. táján II. Géza fogadta be és a Déli-Kárpátok északi lejtőjén telepitette le a szorosok védelmére. Ezek megerősitésére 1211-ben III. Endre behivta a **Salza Herman** nagymester vezetése alatt álló német lovagokat, de, mivel állam akartak az államban lenni, 1225-ben ki is verte őket. Ettől az epizódtól eltekintve, az árpádházi királyok ezeket és különböző vidékekről érkező ujabb csoportokat annyi kiváltsággal látták el, hogy végül is teljes területi, közigazgatási és kulturális autonómiát élveztek, aminek fejében egyedül a déli szorosok védelmét kellett ellátniok.

A szász telep központjában, a mai Nagyszeben helyén már állt egy ősi vár, amit az ott folyó ősmagyar nevü Cibin, vagy Szeben patakról a maguk nyelvén Cibinburc-nak neveztek el és csak jóval később keresztelték át a kivert német lovagok nagymestere után Hermannstadtra. Itt kell megjegyezni azt is, hogy Erdély német neve: Siebenbürgen, minden más állitás ellenére, nem a hétváras cimerből, ami különben is csak Mária Terézia óta a szászok jelvénye, hanem Nagyszeben első német nevéből: Cibinburc-ból alakult ki.

Hogy az Erdélybe különböző időpontokban és különböző vidékekről betelepitett németeket miért nevezték el összefoglaló néven éppen "szász"-nak, azt hiszem, azt maguk sem tudják.

EGYENJOGUSÁGOT ADTUNK A SZÁSZOKNAK

Zsigmond halála után, 1437-ben az erdélyi magyar és székely rendek szövetséget kötöttek egymással és a szászokkal, amivel elismerték az árpádházi királyoktól kapott kiváltságaikat és magukkal egyenrangúvá tették. Ez a szerződés azonban akkor vált igazán fontossá és jelentőssé, amikor a Mohácsi vész után beállott történelmi kényszerből megalakult erdélyi fejedelemség alkotmányát 1542-ben erre a szerződésre, vagyis az erdélyi magyar-székely-szász nemzetek szövetségére épitették.

ELŐJOGOKAT ADTUNK A SZÁSZOKNAK

Ez a helyzet állt fenn 1691-ig, a **Diploma Leopoldinum** kiadásáig, amivel a Habsburgok magyar királyi joguknál fogva Erdélyt jogilag ugyan meghagyták a magyar királyság keretében, de gyakorlatilag császári közigazgatás alá helyezték. A Habsburgok, de különösen Mária Terézia, nemcsak az ősi kiváltságaikat ismerték el, hanem azokat meg is tetézték, hogy az amugyis kivérzett, legyengült magyarsággal szemben felerősitsék és szembeállitsák őket. A szászok ezt minden különösebb biztatás nélkül, maguktól is megtették, hiszen már az erdélyi fejedelmek idejében állandóan a Habsburgok a német császárok felé kacsingattak.

NEMZETISÉGI JOGOKAT ADTUNK A SZÁSZOKNAK

1848-ban, majd 1867-ben Erdély különállása és azzal együtt a szászok kiváltságai is megszüntek, de az egész világon egyedülálló, liberális magyar nemzetiségi törvény továbbra is teljes egészében biztositotta a szászok nemzetiségi létét és jogait.

Nincs Európának még egy olyan 800 évvel ezelőtt idegen országba telepitett népcsoportja, amelyik napjainkig meg tudta volna őrizni nyelvét, faji jellegét, népi hagyományait, szokásait, müvészetét, mint az erdélyi szászok. És bármennyire is sokra értékelik magukat és őseiket a szászok, a magyar királyok kiváltságai és a magyarság jóindulata és türelme nélkül a vérzivataros századok alatt ugy eltüntek volna, hogy már régen hirmondó sem maradt volna elölük.

A magyar-székely-szász nemzetek szövetségéből folyó kötelezettségeiket, amelyeket eleitől kezdve immel-ámmal és főleg csak akkor teljesitetek, ha az érdekeiket szolgálták, a Diploma Leopoldinum kiadásával megszüntnek tekintették és minden lehető módon támogatták a Habsburgokat Erdély elnémetesitésére irányuló törekvésükben. Egyedül csak az ő kiváltságaikat is megszüntető II. Józseffel szálltak szembe a maguk módján. Ugyanakkor azonban nemcsak a szász Bruckenthal gubernátor, hanem maguk a szászok is ölbetett kézzel nézték, hogy 1784-ben II. József tudtával és hallgatólagos beleegyezésével hogyan irtják, pusztitják közvetlen szomszédságukban Hora-Kloska bandái állati kegyetlenséggel Dél-Erdély magyarságát rangra, nemre, korra való tekintet nélkül.

Ha erről nem is szivesen beszélnek, azzal már nyiltan dicsekednek, hogy 1848-ban nemcsak Erdélynek az anyaországhoz való csatolását ellenezték, hanem a szász nemzeti hőssé felmagasztalt Stephan L. Rothon keresztül tevőlegesen is támogatták az oláhoknak az előbbihez hasonló bestiális magyarirtását.

De a szabadságharc leverése után bevezetett önkényuralom megszünésekor is mindent elkövettek, hogy az 1867-es kiegyezéskor Erdélyt ne csatolják az anyaországhoz.

Az első világháborut követő összeomláskor pedig, mikor a románok 1918 december 1-én Gyulafehérvárott kimondták a Romániához való csatlakozást, be sem várva a békekötést, a szászok is 1919 január 8-án Medgyesen sietve kimondták a Romániához való csatlakozásukat.

Feledve a multat, mi véres nemzeti tragédiánk közepette is őszinte emberi részvéttel kisértük a szászok 1946-os irtását. Ezzel szemben a szászok szabad földön élő vezetőinek, most mikor a Nyugat és a pánszláv-bolsevista Szovjet hallgatólagos beleegyezésével a románok elérkezettnek látták az időt az uralmuk alá kényszeritett őslakos magyarok és székelyek kiirtására, egyetlen résztvevő, vagy tiltakozó szavuk sincs, sőt, egymásután irják magyarellenes és románok felé hajbókoló cikkeiket, mint az EUROPÄISCHE OSTEN idézett számában is. Olvasgatva ezeket a cikkeket, az emberen végig szalad a hideg, mert csak ugy süvit belőlük a magyarság iránti ellenszenv, megvetés és gyülölet fagyos lehellete.

MIÉRT GYŰLÖLNEK BENNÜNKET?

És mindez azért, mert nem voltunk hajlandók a Habsburgok 400 éves uralma alatt elnémetesedni, vérrel szerzett és fenntartott hazánkat a németeknek oda ajándékozni s ezzel legféltettebb vágyaik és álmaik beteljesedését, hogy az elnémetesitett, szász vezetés alatt álló Erdély — bocsánat, Siebenbürgen — legyen majd a Drang nach Osten keleti sarokköve, örökre megakadályoztuk. Ezért vádolnak minket még ma is és mindenkinél hangosabban a kárpátmedencei kisebbségek elnyomásával és erőszakos magyarositásával. Nem átalják 1966-ban leirni és kinyomatni, hogy Romániában a németek könnyebben lélegeztek, mint a budapesti magyarositó politika nyomása alatt s bár nem maradt el a románok támadása sem a németek jogi állása, kulturális berendezkedése és gazdasági intézményei ellen, az még sem volt olyan brutális és fanatikus, mint a magyaroké . . .

KIK GYILKOLTÁK LE AZ "UNIVERSITAS SAXONUM"-OT?

Nahát, ezek a derék románok rövid 25 éves együttélés után tökéletesen meghálálták a magyarok sorozatos elárulását nekik, hogy mégegyszer nem lehet összeszedni a magyar uralom alatt 800 évig fennállott, hires "Universitas Saxonum"-ot, ha történetesen Erdély még ma felszabadulna.

Jóllehet maguk irják le részletesen a szászok kiirtását, szétszórását, a románok ellen az egész számban egyetlen elitélő szavuk sincs. Ezzel szemben egy külön tanulmányban bizonyitgatják, hogy milyen döntő szerepük volt abban, hogy az oláh nép román nemzetté alakulhatott.

Egy pillanatig se akarjuk elvitatni tőlük ezt kétesértékü dicsőséget, mégis tisztán a történelmi hüség kedvéért meg kell jegyezni, hogy a szászok által kiadott első románnyelvü könyvek megjelentetésében a magyar Forró Miklósnak, eppen annyi érdeme volt, mint a brassói polgármesternek, Hans Benknernek. No, meg azt sem szabad elfelejteni, hogy a magyar protestánsok élükön az erdélyi fejedelmekkel ugyancsak vallási tulbuzgóságból ezerszer többet tettek ezen a téren, mint a szászok.

Abban azonban igazuk van a szászoknak, hogy az erdélyi oláhoknak Mária Terézia volt a legnagyobb jótevőjük, nemcsak a román határőrvidék megszervezése miatt. Mária Terézia azonban nem volt szász.

DE SZENT ISTVÁN NÉPE NEM KELLETT, CSAK A KITÜNTETÉSE

De szász volt az ő kegyeltje, a megbárósitott nagyszebeni burger, Bruckenthal, Erdély gubernátora, akinek, mint az erdélyi ügyek "szakértőjének", komoly szerepe volt a Madéfalvi-veszedelem (1764.) néven ismeretes székelyirtásban; azzal pedig, hogy mint gubernátor 1784-ben Hora-Kloska bandáinak megfékezésére csak akkor tett lépéseket, mikor azok már fél Erdélyt feldulták és többezer magyart állati kegyetlenséggel felkoncoltak, ennek a borzalmas vérengzésnek maga is részesévé vált. A sors iróniája, hogy a szászoknak, románoknak és osztrákoknak ezt a kiváló államférfiát Mária Terézia az első magyar királyról elnevezett Szent István Rend nagykeresztjével tüntette ki és ő élete végéig erre volt a legbüszkébb. (A Der Europäische Osten idézett számában közölt képen is egyedül ezt a kitüntetést viseli a kép alatt ezzel a felirással: Samuel Liber Baro a Bruckenthal, Theresiae Aug. a consiliis intimis Eques S. Stephani secundi Ordinis Magni Transilvaniae Princip. Gubernator &c. &c.)

Az idézett szám cikkei természetesen nem feledkeznek meg a szász "nemzet" kiválóságának, felsőbbrendüségének, kulturájának dicsőitéséről sem. Önteltségükben nem kevesebbet állitanak, mint hogy Erdélybe ők hoztak be és honositották meg az európai kulturát és a városi civilizációt.

Senki sem vonja kétségbe, hogy a befogadó magyarságtól magukat teljesen elkülönitő, önkéntes gettóba zárkózott szászok az általuk lakott erdélyi részeken nem honositották volna meg tökéletesen a közismert, jellegzetesen német városi kulturát és civilizációt. De csak maguknak. Mert éppen elzárkózottságuknál fokva az vajmi kevés hatással volt Erdély többi részére. Kulturájuk és civilizációjuk Erdélyben nem mint ható és formáló erő, hanem mint idegen test, élesen körülhatárolt, kirivó szinfolt jelentkezett.

Hogy ez mennyire igy volt, az bizonyitja a legjobban, hogy még csak véletlenül sem tudnak olyanokat felmutatni, mint a Kolozsvári testvérek, Szenczi Molnár Albert, Apácai Csere János, Kájoni János, Körösi Csoma Sándor, a Bólyaiak, vagy a Hunyadiak, Bocskai, Bethlen Gábor és a Rakócziak, hogy csak a legismertebbeket emlitsem, akik nemcsak Erdély, még nem is Magyarország, hanem egész Európa s igy a világ kulturájának és történelmének alakulására döntő befolyással voltak.

Az idézett szám cikkei a legnagyobb erölködéssel is csak 3 szász nemzeti nagyságot tudnak felmutatni: a reformátor Honterust, a Mária Terézia által Erdély gubernátori székébe ültett Bruckenthalt és az áruló Stephan Ludwig Rothot, akik mind nem az erdélyi, hanem Erdéllyel egyenesen ellenséges, idegen hatalmi, szellemi és életigénylésü erők kivetitődései. Természetesen a szász születésü, de nyelvében és lelkében magyarrá lett Heltai Gáspárról, Erdély egyik szellemi nagyságáról, aki a 16. szd-ban "brutális és fanatikus magyarizáló politika" nélkül is nevét is megmagyarositotta, még csak emlitést sem tesznek.

De még intézményt sem tudnak olyat felmutatni, amelyik egész Erdélyt szolgálná, mint pl. az Enyedi Kollégium, a Teleki Theka, a Batthyaneum, stb.

Nagy igyekezetükben és öndicséretükben azonban még a történelemhamisitástól sem riadnak vissza és valami Georgius Krauss (?!) öreg krónikájára hivatkozva azt állitják, hogy Erdélynek majdnem valamennyi számottevő városát ők alapitották. Okulásul idézem a felsorolást: "Medwisch (Medgyes?) 1146., Mullenbach (Szászsebes?) 1150., Hermannstadt (Nagyszeben) 1160., Clausenburg (Kolozsvár) 1178., Schassburg (Segesvar) 1193., Bross (Szászváros) 1200., Cronen (Brassó? 1203. Ennjed (Nagyenyed) 1239. und Fogarasch (Fogaras) 1300." (A zárójelbe tett magyar neveket én irtam bele tájékoztatásul.)

Nagyszeben német nevéről már irtam. Itt csak annyit füzök még hozzá, hogy Salza Herman, akiről a szászok Nagyszebent elnevezték, 1160-ban még nem is igen élhetett. Itt van aztán pl. Kolozsvár, amelyik Erdély legősibb településeinek egyike s, mint az ősi napimádás központja, Napoca néven már a bronzkorban létezett. Enyednek pl. a neve annyira jellegzetesen magyar szó, hogy németül csak ilyen nyakatekert modon tudták litterálni: "Ennjed", jóllehet tudott dolog, hogy német szó közepén nem létezhetik "j" betü. És igy folytathatnám tovább.

Az elmondottak után az már természetes, hogy az idézett számban Erdély helyneveit következetesen németül, vagy legalább is német litterálással irják. Tanulhatnának tőlük vasfüggönyön innen és tul a magyar irók és tudósok, akik, ha idegen nyelven irnak, kultur sznobizmusból a Kárpátmedence többezeréves szumir-akkad- szkita-ősmagyar) földrajzi és helyneveit idegen nyelvre forditgatják,torzitgatják.

A szászok népviseletéről irt cikk talán a legtárgyilagosabb, de az irója itt sem meri bevallani az igazságot, hogy a népviseletükön és népmüvészetükön elzárkózottságuk ellenére is a magyar föld és környezet az elmult 800 év alatt kitörülhetetlen nyomokat hagyott. Ezen nincs mit szégyenleni, de annál szégyenletesebb, ha valaki idegen tollakkal ékeskedik. A cikk irója többek között közöl egy képet "Az erdélyi szászok népviselete a 19. szd. 2. feléből" aláirással. Ezen az egyik figura vitézkötéses, zsinóros magyar ruhát visel és közöl egy minden izében magyar népmüvészeti motivumot olyan aláirással, hogy a tájékozatlan idegen olvasó azt csak szásznak gondolhatja.

*

Ez a kissé hosszura nyult irás nem akar válasz, még kevésbé kritika lenni a Der Europäische Osten 1966. évi márciusi számára. De az **igazság** kedvéért legalább ennyit irni kellett róla.

Mi a szászoknak nemcsak földet, otthont adtunk, hanem hazát, szabad, biztonságos életet. Amig mi véreztünk, pusztultunk, ők szabadon fejlődhettek, gyarapodhattak, használhatták és müvelhették a nyelvüket, élhették a saját népi életüket. És mindezért hálából sorozatos árulással fizettek.

Végtelenül sajnáljuk, hogy a szász emigráció pángermán, beállitottságu vezetői népük tragédiájából még 20 év után sem tanultak. Ne felejtsék, hogy a legrutabb emberi bünből, a "hálátlanságból" nem lesz erény csak azért, mert ők gyakorolják és a népüket kiirtó románok felé való hajbókolást, dörgölődzést sem lehet politikai éleslátásnak, realizmusnak nevezni . . .

Az európai USA főhadiszállás székhelye Stuttgart

Az Európában állomásozó amerikai haderők fáhadiszállása ezideig Franciaországban, **Camp des Loges**-ben székelt. Mivel azonban De Gaulle uj politikai irányvonala nem türheti el Franciaország területén a Szovjetunió elleni védelmi, amerikai erők parancsnokságát, az amerikai főhadiszállás Stuttgartba, Nyugat-Németországba költözött. A döntés, mondotta az európai főhadiszállás szószólója a washingtoni honvédelmi minisztérium döntése. Ezek szerint Európában három amerikai parancsnokság müködik, a szárazföldi haderőé Heidelbergben, a légierőé Wiesbadenben és flottáé Londonban. A főparancsnokság pedig ezután Stuttgartban.

Hasznos és szükséges utazások — egy svájci lap szerint

Egy svájci lap nyugtalansággal kiséri De Gaulle politikáját, amely a nyugati egységet teljesen széttörheti. A LA SUISSE (Genf, Svájc) irja:

"De Gaulle tábornok szeret utazni. Azonban csak olyan utakat vállal, amelyek a francia presztizs szempontjából hasznosak és ameyeken semmi veszteniváló nem akadhat. Az ember azonban nem szabadulhat attól a gondolattól, hogy közben gondosan elkerüli azokat az utazásokat, amelyekre ma a legnagyobb szükség lenne, mint például egy washingtoni utazást . . ."

OLVASSA ÉS TERJESSZE A KATOLIKUS MAGYAROK VASÁRNAPJÁT!

• Bélyeggyüjtő posta •

Szeptember 12-én kerül forgalomba a "General Federation of Women's Club" 5 centes, kommemorativ postabélyeg. 1890-ben lelkes amerikai hölgyek alapitották a klubot azzal a céllal, hogy a közösség érdekében dolgozzanak és segitségére legyenek a szebb jövőnek. Ma már tizenegymillió tagja van a klubnak. A forgalomba kerülő bélyegen két nőt látunk keretben. A baloldali az alapitási év divatja szerint öltözve, darázs derék, hatalmas nagy kalap és napernyő. A jobboldali, a modern nő, egyenes szabásu, térdig érő ruhában. A két nőt egy ovális ráma köti össze, amelyben a következő szöveg olvasható: "75 Years of Service for Freedom and Growth". A bélyeg felső részén "General Federation of Women's Club", A bélyeg alsó részén "United States Postage 5 c." A keret kék, a szöveg fekete. A FDC. gyüjtők irjanak: Postmaster, New York, N.Y. 10001 cimre. A boritékra kivül irják a következő: szöveget: "First Day Covers 5 c. General Federation of Women's Club Stamp".

John Chapman, a legendás hirü "Johnny Appleseed", aki hatalmas területen, almamagokat ültetett és később millió kis plántát és ezzel az alma ültetvényeket hatalmasan megnövelte, 1774-ben született Leominster, Mass.-ban és 1845-ben halt meg. A legendás hirü ültető, egyszer álmában egész Amerika területét virágzó almfákkal látta tele. Ekkor határozata el az almamagok terjesztését és életét, munkáját az almának adta. Állandóan járta az országot, hordta szét az almamagokat, az év minden szakában, még télviz idején is mezitláb járva, állandóan. Most emlékére egy 5 centes postabélyeget hoznak forgalomba szeptember 24-én, születési helyén. A bélyegen, amely álló alaku, egy hatalmas piros alma előtt az almaültető alakja, vállán ásó és balkezében egy zsák. Alatta nagy 5-ös szám és United States Postage. A bélyegen az alma piros, az ültető alakja szürkés, a zsák zöld. A FDC. gyüjtők irjanak: Postmaster Leominster, Mass. 01453 cimre. A boritékra kivül irják fel: "First-Day Covers Johnny Appleseed Stamp".

IKKA Vámmentes csomagok, GYÓGYSZER, PÉNZ, VIRÁG küldése Magyarországra, Csehszlovákiába, Romániába, stb.

UTAZÁS óhazai látogatások, Rokonok kihozatala, Hajó és repülőjegyek, Utlevelek, Vizumok.

BIZTOSITÁS, FORDITÁS, TOLMÁCSOLÁS, HITELESITÉS.

Ocean Travel és Relief

1071 Bathurst St. (a Dupontnál) Toronto 4, Ont., Canada. Telefon: 534-1347 és 534-2874



!FONTOS!

"The House of Insurance"

Ha bármiféle biztositásra van szüksége, ugymint élet-, ház-, tüz- és tornádó; butor- és ruha-, autó-, baleset-, sth., mindezeket megszerezheti 35 éve fennálló irodánkban a legmélytányosabb áron.



L. Edward Senior — L. Edward Junior

Lezsak Insurance Agency

11530 BUCKEYE ROAD CLEVELAND 4, OHIO

Telefon: CE 1-3727

A BIZTOSITAS BIZALOM DOLGA!

1x

Die Deutschen Konservativen e.V.

Postfach 1170 · 2155 Jork bei Hamburg/ Konto: Dresdner Bank Hamburg, (BLZ 20080000), Konto-Nr. 0353535600

Lieber Freund der Deutschen Konservativen,

nur noch wenige Wochen - dann wird in Bonn über Freiheit oder Unfreiheit, über Freiheit oder Sozialismus entschieden. Und kein Zweifel: Die Grünen sind auf dem Vormarsch. Die Spatzen pfeifen es von den Dächern: SPD-Chef W. Brandt (Konrad Adenauer sagte "alias Frahm") will eine Koalition zwischen Rot und Grün. Das wäre der Untergang Deutschlands. In den wenigen Wochen, die uns noch bis zur Wahl bleiben, werden wir all unsere Kraft mobilisieren, um die rot-grüne Mehrheit in Bonn zu verhindern. Kurz und knapp teilen wir Ihnen mit, wie wir das erreichen wollen:

1. Wir werden eine "Wahlkampf-Feuerwehr" aufstellen. Das sind 100 junge Deutsche Konservative, die ihren Jahresurlaub opfern und Tag und Nacht Wahlkampf-Einsätze fahren werden - in all den Kreisen und Städten, in denen die Gefahr besteht, daß ein roter-grüner Kandidat gewählt wird.

2. Wir machen volle Front gegen den Deutschen Gewerkschaftsbund (DGB) und die NEUE HEIMAT. Dabei werden wir keinen Gewerkschaftsbonzen schonen.

3. Wir werden unvermindert stark gegen die Überflutung Deutschlands durch Aus=länder (besonders Wirtschafts-Asylanten) kämpfen. Wahlkampfhilfe nur für Politiker, die in der Asylanten-Frage für eine Grundgesetz-Änderung eintreten.

4. Wir werden dafür kämpfen, daß im neuen Bundestag die Gruppe der konservativen Politiker gestärkt wird und die Frage der Deutschen Wiedervereinigung endlich wieder auf die Tagesordnung kommt. Wir glauben an ein ganzes und ein freies Deutschland!

5. Wir werden unseren Kampf gegen Willy Brandt unvermindert fortsetzen. Einschüch=tern lassen wir uns von keinem. Schon gar nicht von Brandt.

6. Wir werden nur solche Kandidaten unterstützen, die sich mutig dafür einsetzen, daß Rudolf Heß (91 Jahre) zumindest das Recht erhält, im Kreis seiner Familie zu sterben, nur für solche Politiker, die die zunehmende Kriminalität bekämpfen, die massiv gegen die Tötung von jährlich 250 000 ungeborenen Babys Front machen, die keine Geschäfte mit Kommunisten machen wollen und sich für den Fortfall der Feindstaaten-Klausel und einen Friedensvertrag aussprechen.

Für diesen großen Kampf werden wir jede Mark einsetzen, all unsere Kraft. Die kommenden Bundestagswahlen sind Schicksalswahlen für ganz Deutschland. Kommen die Rot-Grünen an die Macht - dann gehen bei uns die Lichter aus. Deswegen bitten wir Sie dieses Mal sehr offen um Ihre finanzielle Mithilfe. Wenn Ihnen der Weg zur Bank, Sparkasse oder zum Postamt zu unbequem ist - auch Bargeld oder Schecks kommen sicher bei uns an. Wir werden Ihnen den Eingang postwendend bestätigen. Bitte lassen Sie uns und Deutschland bei diesem Kampf nicht im Stich.

Mit freundlichen Grüßen



Joachim Siegerist
Vorsitzender
DIE DEUTSCHEN KONSERVATIVEN e.V.



Michael Stange
Vorsitzender der
KONSERVATIVEN JUGEND DEUTSCHLANDS

P.S. Wir haben Sie in diesem Brief namentlich nicht angesprochen, damit Sie ihn kopieren und **weiterverteilen** können.

Jork, 26. September 1986

Ehrenpräsident: Chlodwig Prinz zur Lippe

Kurz vor Fertigstellung des angekündigten Buches

Der Bruder von Willy Brandt packt bei Joachim Siegerist aus

Sämtliche Manuskript-Seiten des angekündigten Buches "Willy Brandt - Das Ende einer Legende" lagen bereits in der Druckerei. Eine Hausdurchsuchung, staatsanwaltschaftliche Vernehmungen, Telefonterror, Verrat in den eigenen Reihen und sogar Morddrohungen - mit allen Mitteln sollte Joachim Siegerist (39), Autor des Brandt-Buches (früher Chefreporter bei HÖRZU, jetzt Vorsitzender der Deutschen Konservativen) zur "Kapitulation" gezwungen werden. Aber Siegerist ließ sich nicht einschüchtern. Er sicherte lediglich seine Wohnungstür mit kugelsicheren Stahlplatten ab und ließ Alarmanlagen, Sicherheitsfenster und elektronische Überwachungsanlagen einbauen. Dann hinterlegte er seine geschriebenen Brandt-Manuskripte bei zwei Notaren, einem evangelischen und einem katholischen Geistlichen und bei Freunden der Konservativen Partei in London. Am Tag darauf gab er den Druckauftrag. Das Buch sollte- wie angekündigt - Ende Oktober auf den Markt. Doch schon am zweiten Drucktag ließ Siegerist die Druckmaschinen stoppen. **Es kam zu einer sensationellen Wende beim Druck des Buches.** Im letzten Moment hatte sich ein - der Öffentlichkeit völlig unbekannter - Bruder von Willy Brandt gemeldet.

In Anwesenheit von Zeugen und eines Fotografen (siehe Foto auf dieser Seite) stellte Joachim Siegerist dem Brandt-Bruder 5 knallharte Fragen:

1. Wer ist der Vater Ihres Bruders, der heute Willy Brandt heißt, früher aber nur unter dem Namen Herbert Frahm bekannt war?

2. Warum wurde Martha Frahm, Ihre und Willy Brandts Mutter, bei einer Trauerfeier für den 1945 hingerichteten SPD-Politiker Dr. Julius Leber ohnmächtig? Ihre Mutter saß bei der Feier in der ersten Reihe.

3. 1932 wurde in der Lübecker Hundestraße der 26 Jahre alte Willi Meinen an seinem Geburtstag brutal erstochen und erschlagen. Ein Täter wurde hingerichtet, der andere - angebliche Täter - hängte sich in seiner Zelle an zwei Taschentüchern auf. Fast alle Lübecker Sozialdemokraten sagen noch heute, daß der Selbstmörder einen anderen decken wollte. Sogar seine von der SPD vorbereitete Flucht ins Ausland hatte er mit den Worten abgelehnt "Ich habe mir nichts zu Schulden kommen lassen. Ich bleibe." Nach 1945 wurde dieser Mann wie ein großer Volksheld zweimal umgebettet. Er ruht auf dem selben Friedhof, auf dem auch Ihre und Willy Brandts Mutter ruht. Haben Sie mit Ihrem Bruder jemals über diesen Mord gesprochen, dem man auch ihm (aber zu Unrecht) in die Schuhe schieben wollte?

4. Warum mußte Ihr Bruder 1933 wirklich aus Lübeck flüchten?

5. Stimmt es, was mir viele Lübecker Sozialdemokraten erzählt haben: "Herbert, der war nicht feige und ging Schlägereien nicht aus dem Weg".

Auf neue "Fährten" gesetzt, gab Joachim Siegerist sich mit den Antworten des Brandt-Bruders jetzt nicht mehr zufrieden. Seine mühseligen Recherchen begannen noch einmal von vorn.

Aber der Stein war ins Rollen gekommen. Klassenkameraden, politische Weggefährten und harte Gegner von Willy Brandt - sie alle meldeten sich. Und alle sagten aus. Endlich kam die ungeschminkte Wahrheit über SPD-Chef Brandt ans Tageslicht. Trotzdem bemühte sich der Autor um faire Berichterstattung. In seinem Buch (Sie erhalten es jetzt innerhalb von 4 Wochen) ließ er auch Jugendfreunde von Brandt sprechen, die ihn noch heute wie einen Heiligen verehren.



Joachim Siegerist (rechts) betrachtet - gemeinsam mit Willy Brandts Bruder - ein Foto, auf dem die beiden Brüder zusammen abgebildet sind. Den Namen dieses Mannes und seine Antworten auf die an ihn gestellten Fragen, werden Sie in dem jetzt erscheinenden Buch lesen ("Willy Brandt - Das Ende einer Legende")

Mit herzlichem Gruß Ihr Hans Hatt

FAZ 8.8.86

Restriktive Ausreisepraxis Rumäniens

Bonns Projekt einer „Überlebenshilfe" für Deutsche / Von Viktor Meier

WIEN, 7. August. Die Hoffnungslosigkeit, die sich als Folge von Dürre, Zahlungsunfähigkeit und unveränderter Fortsetzung der Politik Ceausescus in Rumänien weiter verstärkt, läßt auch die Frage der dort noch verbliebenen, auf etwa 260 000 geschätzten Angehörigen der deutschen Minderheit wieder aktuell werden. Trotz der an den rumänischen Außenminister anläßlich seines sechsten Besuches in Bonn gerichteten Aufforderung, für eine Erhöhung des vereinbarten Ausreisekontingentes zu arbeiten, hat sich die Zahl der bewilligten Ausreisen eher vermindert. Sie betrug im ersten Halbjahr 1986 nur 5050 Personen. Daraus bereits endgültige Schlüsse zu ziehen, wäre zwar voreilig, denn oft haben sich die Ausreisen in der zweiten Jahreshälfte verstärkt und dann doch noch die vereinbarte Minimalzahl von 11 000 pro Jahr erreicht oder sogar überschritten. Dennoch darf man in der restriktiven Ausreisepraxis der Rumänen angesichts der geäußerten deutschen Wünsche eine negative Demonstration sehen. Den Vereinigten Staaten ist es gelungen, mit dem Instrument der jährlich widerrufbaren Meistbegünstigungsklausel in den letzten Monaten die Zahl der Ausreisen steigen statt sinken zu lassen.

Entsprechend der Politik der Bundesregierung, sowohl diejenigen Rumäniendeutschen zu unterstützen, welche die Ausreise wünschen, wie auch für diejenigen etwas zu tun, die in Rumänien bleiben wollen, hat das Auswärtige Amt in diesem Jahr das Projekt einer sogenannten „Überlebenshilfe" für die Rumäniendeutschen ins Leben gerufen, vor allem als kulturelle Unterstützung. Für 1985 wurden dafür 430 000 Mark und für das kommende Jahr sogar 700 000 Mark vorgesehen. Die Gewährung dieser Hilfe ist indessen davon abhängig, ob Rumänien ihr zustimmt. Bisher hat Rumänien jede Hilfe, wirtschaftlich wie kulturell, die nur der deutschen Minderheit zugute gekommen wäre, strikt abgelehnt. Auch für die jetzt vorgesehene Hilfe hat Bukarest noch keine Zustimmung erteilt, obschon die Frage in Bonn dem rumänischen Außenminister vorgelegt worden war. Die vorgesehene Hilfe aus Bonn kann deshalb nicht geleistet werden. Dafür muß man feststellen, daß offenbar alle rumänischen Bürger, die das deutsche Kulturinstitut in Bukarest besuchen, von der Polizei vor dem Gebäude angehalten und kontrolliert werden.

Die Weigerung Rumäniens, die Hilfe für die Rumäniendeutschen anzunehmen, ist politisch wichtig, weil es in der Bundesrepublik nach wie vor Meinungen gibt, wonach die Rumäniendeutschen trotz der großen Not, in der sie sich befinden, nicht in der Auswanderung, sondern in ihrem Verbleiben in Rumänien unterstützt werden sollten. Auch Außenminister Genscher will offensichtlich die Erhöhung der Ausreisequoten nicht recht angehen, weil dies harte Verhandlungen in einer Fachfrage nötig machen würde. Der bayerische Ministerpräsident Strauß pflegte es bei seinen Besuchen in Bukarest ebenfalls nicht zu erwähnen, und Wirtschaftsminister Bangemann dankte bei seiner letzten Reise nach Rumänien sogar Ceausescu für das bisher Gewährte – wohl nicht gerade der Weg, jemanden im Balkan zu größerem Entgegenkommen zu bewegen.

Zu denjenigen, die gegenüber der Auswanderung der Rumäniendeutschen eine zwiespältige Haltung einnehmen und sogar so weit gehen, das Verlangen nach höheren Ausreisequoten als fragwürdig zu beurteilen, gehört die Evangelische Kirche in Deutschland. Sie möchte offensichtlich, daß dieser „Vorposten" des Luthertums in Südosteuropa, den die Siebenbürger Sachsen zweifellos darstellen, unter allen Umständen gehalten wird. Da es aber eine Kirche ohne Menschen nicht geben kann, möchte sie wohl die Siebenbürger Sachsen möglichst an dem Ort festhalten. Sie bemüht sich, durch ihre Stellungnahmen von Versuchen abzulenken, welche das Recht zu freien persönlichen Entscheidungen zur Auswanderung fördern sollen. Damit schafft sie nicht nur in der Bundesrepublik und in den Bonner Ämtern Verwirrung, sondern arbeitet praktisch den rumänischen Behörden in die Hände. Sie verübelt es der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen, daß diese aus bitterer Erkenntnis der Realitäten vor allem auf Auswanderung setzt. In einer Stellungnahme des Kirchenamtes der Evangelischen Kirche in Deutschland heißt es, daß „die Absprachen zwischen der Bundesregierung und Rumänien ohne Beiziehung der unmittelbar Betroffenen" erfolgt seien. Die Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen tat gut daran, auch das Auswärtige Amt darauf festzulegen, daß die beabsichtigte „Überlebenshilfe" nicht von dem Wunsch nach Erleichterung der Ausreise und vor allem nach freier Entscheidung für jeden einzelnen ablenken dürfe.

Ans.: Scheiner-Familienchronik

IX 1-1-6-2 *Reinhard,* ★ Karlsburg 29. 12. 1930 → 29

IX 1-1-6-3 *Herbert,* ★ Karlsburg 19. 11. 1932 → 30

Bruder von Herwart. Verfasser von „Ich war Hitlers Berater"

VIII 1-5-1 *Eitelfritz Scheiner,* Kaufmann, Kunsthändler
★ Heldsdorf 16. 8. 1898, † Babenhausen 4. 6. 1973
Gymnasium in Mediasch, Oberklassen in Hermannstadt
1917–1919 Kriegsdienst als Leutnant im österr.-ung. Heer.
1919–1920 Kriegsdienst als Leutnant im rumänischen Heer.
1921–1923 Studium an der Handelshochschule in Leipzig.
1942–1944 Kriegsdienst im Deutschen Heer. Am Reichssender Berlin tätig.
Setzte sich 1945 nach Westdeutschland ab in das Gebiet der späteren Bundesrepublik Deutschland. Wohnte zuletzt in Lindau am Bodensee.
∞ I Prag 27. 8. 1920 *Martha Stollberg*
★ Walthershausen/Thüringen 28. 12. 1902
∞ II Mediasch 24. 9. 1929 *Gertrud Bell*
★ Mediasch 24. 9. 1907, † bei Zagreb, Jugoslawien 19. 9. 1965
□ in Lindau am Bodensee.
Sie kam 1944 mit ihren Kindern nach Deutschland.

7 Kinder (aus I. Ehe 2 Töchter, aus II. Ehe 5 Kinder)
Kinder aus I. Ehe:

IX 1-5-1-1 *Eva Maria,* ★ Marktschelken 19. 11. 1922 → 30

IX 1-5-1-2 *Sibylle,* ★ Leipzig 22. 10. 1925 → 31

Kinder aus II. Ehe:

IX 1-5-1-3 *Wiltrud,* ★ Wien 7. 2. 1931 → 31

IX 1-5-1-4 *Georg Peter,* ★ Kronstadt 8. 8. 1932 → 32

IX 1-5-1-5 *Hans Martin,* ★ Berlin 5. 11. 1934 → 32

IX 1-5-1-6 *Fritz Wolfgang,* ★ Berlin 1. 8. 1938 → 32

IX 1-5-1-7 *Stephan Ludwig,* ★ Oldenburg 10. 9. 1945, † Berlin 10. 9. 1969 → 33

VIII 1-5-2 *Herwart Scheiner,* Apotheker
★ Heldsdorf 23. 10. 1899, † Denkershausen bei Northeim 27. 2. 1971
Gymnasium in Mediasch, Oberklassen in Hermannstadt. 1920–1922 Studium der Pharmazie in Wien und Klausenburg. 1917–1919 Kriegsdienst als Fähnrich/Leutnant im österr.-ung. Heer. 1919–1920 Kriegsdienst als Leutnant im rumänischen Heer. 1922–1926 Apotheker in Marktschelken. 1926–1936 in Kronstadt. 1936–1938 Chefredakteur des Bukarester Tageblattes. 1939–1944 Attaché in Budapest. 1946 aus Rumänien über Ungarn nach Deutschland geflohen. 1950–1971 Apotheker in Northeim.
∞ I Klausenburg 4. 5. 1922 *Hermine Mösler*
★ Sächsisch-Regen 26. 8. 1899
∞ II Hermannstadt 18. 12. 1930 *Rosa Martha von Larcher*
★ Buschteni 8. 6. 1910
∞ III Erding 7. 9. 1946 *Hermine Rothenstein,* o/o Koblenz 1. 9. 1959
★ Freising 22. 5. 1918
∞ IV Northeim 26. 9. 1962 *Ursula Charlotte Maria Brückner*
★ Königsberg/Pr. 27. 5. 1926

17 Kinder (aus I. Ehe 2, aus II. Ehe 7, aus III. Ehe 7, aus IV. Ehe 1)

Kinder aus I. Ehe:

IX 1-5-2-1 *Pardulf Michael,* ★ Marktschelken 6. 3. 1923, ⚔ Marcetti/Italien 15. 7. 1944
1943 zu einem einjährigen Lehrgang als Kriegsberichter nach Berlin gemeldet.

IX 1-5-2-2 *Udo Andreas,* ★ Marktschelken 14. 6. 1924, ⚔ Derneburg bei Hildesheim 10. 4. 1945
August 1944 zu einer einjährigen Fliegerausbildung nach Deutschland gemeldet.

Kinder aus II. Ehe:

IX 1-5-2-3 *Ingo Ivar,* ★ Kronstadt 1. 12. 1931 → 33

IX 1-5-2-4 *Aimar Arialt,* ★ Kronstadt 18. 11. 1934 → 33

IX 1-5-2-5 *Asta,* ★ Kronstadt 24. 1. 1936, † Kronstadt Dezember 1936

ikgs

IX 1-5-2-6 *Hatto Herwart,* ★ Hermannstadt 25. 1. 1939 → 34

IX 1-5-2-7 *Egin Eckehard,* ★ Hermannstadt 8. 7. 1940 → 34

IX 1-5-2-8 *Gerd Gerald,* ★ Hermannstadt 19. 7. 1942 → 35

IX 1-5-2-9 *Wita Mariana,* ★ Hermannstadt 27. 1. 1945 → 35

Kinder aus III. Ehe:

IX 1-5-2-10 *Elke Erika,* ★ Budapest 26. 5. 1943 → 35

IX 1-5-2-11 *Hero-Hermine,* ★ Erding 1. 11. 1944 → 36

IX 1-5-2-12 *Gerte-Gesine,* ★ München 16. 5. 1947 → 36

IX 1-5-2-13 *Claus-Christian,* ★ München 27. 7. 1949 → 36

IX 1-5-2-14 *Jens-Joachim,* ★ München 26. 4. 1951 → 36

IX 1-5-2-15 *Ingeborg-Johanna,* ★ München 26. 4. 1951 → 36

IX 1-5-2-16 *Uta-Undine,* ★ München 26. 8. 1952 → 37

Kind aus IV. Ehe:

IX 1-5-2-17 *Sylke Susanne,* ★ Northeim 11. 12. 1963

VIII 1-5-3 *Herta Scheiner*
★ Heldsdorf 29. 4. 1901
Übersiedelte 1951 in die Bundesrepublik Deutschland.
∞ Marktschelken 16. 11. 1919 *Wilhelm Staedel*
★ Hamruden 12. 1. 1890, † Marburg/Lahn 11. 10. 1971
Volksschule in Hamruden, Gymnasium in Schäßburg und Kronstadt. 1909–1916 Studium der Theologie und Geschichte in Jena, Berlin, Budapest. 1919–1926 Pfarrer in Arkeden, 1926–1931 in Honigberg, 1931–1937 in Kronstadt. Hat das Rundschreiben des ev. Landeskonsistoriums unter Bischof Glondys, Z924/1936, nicht unterschrieben und wurde deshalb von 1937–1941 amtsenthoben. 1941–1944 Bischof der ev. Landeskirche A.B. in Rumänien. 1944–1946 interniert in den rumänischen Lagern Slobozia, Tirgu-Jiu, Turnu-Magurele. Geflohen August 1946 über Ungarn nach Deutschland. Lebte zuerst in München, dann in Holzhausen bei Minden/Westf. In Minden Krankenhausseelsorger. Lebte ab 1959 in Marburg/Lahn. – Er war ein in der Liebe zu seinem Volk verwurzelter Seelsorger und begnadeter Kanzelredner. Ich verweise auf das Buch „Unvergessen und Unverloren", Predigten und Ansprachen von Wilhelm Staedel. Erschienen im Selbstverlag von Frau Herta Staedel, Ockershäuser Allee 33, 3550 Marburg. 1978.

2 Adoptivkinder:

1. *Gerhild Stefani,* ★ Gergesdorf 8. 3. 1929
2. *Walter Staedel-Schneider,* ★ Hermannstadt 21. 9. 1932

VIII 1-5-4 *Kurt Scheiner,* Landwirt, Kraftfahrer
★ Tartlau 27. 2. 1903
1909–1913 Volksschule in Marktschelken, 1913–1916 Realschule in Hermannstadt. 1918–1919 Landwirtschaftl. Institut in Köstritz/Thüringen. 1919–1921 Ackerbauschule in Mediasch. 1924–1925 Militärdienstzeit in Hermannstadt beim rum. Heer. 1925–1932 landwirtschaftliche Tätigkeit. 1932–1940 Übernahme und Betriebsführung des Bauernhofes in Marktschelken. 1940–1945 Kriegsdienst beim rum. Heer, Zugführer, 2 Auszeichnungen. 1945–1948 Gefangenschaft.
1948–1962 landwirtschaftl. Tätigkeit in Hermannstadt, Agnetheln, staatlicher Angestellter. 1969 in die Bundesrepublik Deutschland übersiedelt.
∞ Hermannstadt 30. 1. 1932 *Maria Schuster*
★ Hermannstadt 29. 12. 1905

4 Kinder:

IX 1-5-4-1 *Rosemarie,* ★ Marktschelken 24. 1. 1933 → 37

IX 1-5-4-2 *Hermann Horst August,* ★ Marktschelken 28. 3. 1934 → 37

IX 1-5-4-3 *Karin Ingrid,* ★ Marktschelken 28. 3. 1939 → 38

IX 1-5-4-4 *Kurt Martin Joachim,* ★ Marktschelken 3. 12. 1940 → 38

Wandalen:

Der Makel der Zerstörungswut

Das Wort vom „Wandalismus" entbehrt der geschichtlichen Grundlage

Nichts ist so beständig wie die Geschichtslüge. Das haben jene italienischen Archäologen in Rom wieder einmal bewiesen, die mit der Formulierung „Die neuen Wandalen kommen", dem Strom der Touristen Schuld geben wollen am Verfall der historischen Werte Roms. Der „Wandalismus" tobe sich aus an dem, was aus der Zeit des Römischen Reiches noch vorhanden ist.

Man mag darüber streiten, ob bei dem Verfall in Rom „Wandalismus" oder schlicht — wie in Venedig — mediterranes Unvermögen ausschlaggebender Faktor ist. Fest steht, daß der Ausdruck „Wandalismus", mit dem immer wieder Zerstörungswut bezeichnet wird, mit dem germanischen Volksstamm der Wandalen nichts gemein hat. Es war der Bischof Henri Crégoire, der Französische Revolution und Katholische Kirche auf einen Nenner bringen wollte, welcher den Wandalen den Makel der Zerstörungswut anhängte. So geistert seit bald 200 Jahren der „Wandalismus" durch Sprachgebrauch und Literatur.

Wie aber war es wirklich mit den Wandalen? Salvianus von Marseille, christlicher Schriftsteller und Zeitgenosse der ersten germanischen Reichsgründung auf dem Boden des Römischen Weltreiches durch die Wandalen, schrieb: „Wo Goten herrschen, ist niemand unzüchtig außer den Römern. Wo Wandalen herrschen, sind selbst die Römer keusch geworden." Und der Historiker William Seston, Professor an der Pariser Sorbonne, meint zur Reichsgründung auf dem Boden Nordafrikas, wo die Wandalen römische Großgrundbesitzer verjagten, um deren Land zu besiedeln: „Die einzigen, die sich — etwas zu beharrlich — über Raub und Greuel der Wandalen beklagten, die flüchtigen Aristokraten, waren nicht mehr im Lande, also keine Augenzeugen."

Gewiß haben die Wandalen am 2. Juli 455 Rom, Zentrum des westlichen Weltreiches, erobert und dabei geplündert — wie das alle Eroberer der damaligen Zeit taten. Aber reicht das aus, ihnen 1500 Jahre später den Makel sinnloser Zerstörungswut anzuhängen — in einer Zeit, die angeblich so sehr um geschichtliche Objektivität bemüht ist? **H.O.L.**

ikgs

Die verhinderte Sachlichkeit

Zwischen Auslassungen und Polemik: 4000 Jahre (verzerrte) Geschichte

Auf knappstem Raum viele Jahrhunderte Geschichte darstellen, das können nur wenige Historiker. Rolf Schiebler, Verfasser des jüngst erschienenen Werkes „4000 Jahre Geschichte", muß man bescheinigen, daß er die hohe Kunst der straffen Darstellung nicht beherrscht, weil er Aneinanderreihungen von Ereignissen verwechselt mit Geschichtsschreibungen, mit der Herstellung von Kausalbeziehungen zwischen Entscheidungen und Ereignissen der Vergangenheit und vor allem, weil er recht willkürlich auswählt und bedeutende, weil langfristige Konsequenzen bergende Begebenheiten schlicht „unter den Tisch fallen" läßt.

Wie beispielsweise soll der Leser, der laut Werbetext das „Bewußtsein für historische Abläufe" gewinnt, das deutsch-sowjetische Verhältnis bis zur Gegenwart begreifen, wenn der Vertrag von Rapallo mit keinem Wort erwähnt wird?

Die Forderung, historische Sachverhalte unvoreingenommen zu betrachten und objektiv zu schildern, versucht jeder Geschichtsstudent zu beherzigen. Für den Autor einer germanisch-deutschen Gesamtgeschichte scheint das nicht zu gelten. Penetrante Unsachlichkeit rangiert leider vor sachlich fundierter Darlegung. So heißt es über die Nachkriegsdeutschen: „Manche Mädchen wurden zu Schnallen. Sie takelten sich mächtig auf, wenn sie mit einem Ami durch die Straßen stolzierten, zuweilen mit einem Negerbaby im Kinderwagen ... Was sollte schon dabei sein, der Ehemann war ja gefallen oder in Gefangenschaft." Der Leser wird sich fragen, wie Ausdrücke wie „Schnallen" und „sich auftakeln" in ein Buch gelangen, das für sich den Anspruch erhebt, ein „Standardwerk" zu sein.

Fassungslos wird die Leserschaft feststellen, daß Schiebler (wer immer das sein mag, denn über den Verfasser erfährt man nichts) sich nicht scheut, zwischen verdienten und weniger verdienten politischen Morden zu differenzieren. „1921 war der Zentrumsmann Erzberger ermordet worden", schreibt er, „im Juli 1922 erreichte den Außenminister Rathenau das gleiche — in seinem Fall besonders unverdiente — Schicksal." Hier erübrigt sich jeder Kommentar.



Bleiben wir in der Weimarer Republik: Schiebler scheint in der Schule gefehlt zu haben, als der Vertrag von Locarno behandelt wurde. Sonst müßte er wissen, daß dieses Abkommen nicht eine „erzwungene Bestätigung der abgetretenen deutschen Gebiete" war. Die Locarno-Verträge beinhalteten eine Absage an eine gewaltsame Revision der Westgrenze, für die Ostgrenze hingegen überhaupt keine Festlegung irgendeiner Art. Es war gerade das Ziel Stresemanns, mit dem Westen zu einem Ausgleich zu kommen, um im Osten freie Hand zu haben für die Wiedergewinnung Danzigs und des polnischen Korridors sowie die Korrektur der Grenze in Oberschlesien.

Die Reihe der Beispiele für hoffnungslos emotionale und schlichtweg falsche Darstellung ließe sich beliebig fortführen.

Möge der Werbefachmann des Türmer-Verlages mit seiner Prophezeiung, viele Leser werden dieses Buch „immer wieder zur Hand" nehmen, „um Kenntnisse zu vertiefen" genauso irren wie der Autor mit seinem Geschichtsbild.

Gaby Allendorf

Rolf Schiebler, 4000 Jahre Geschichte. Türmer-Verlag, Berg am See, 694 Seiten, 27 Karten, geb. m. Schutzumschlag, 49,80 DM

■ Luise Rinser

Die Kandidatin der »Grünen«

Die im letzten Augenblick von den „Grünen" nominierte Gegenkandidatin bei der Wahl des neuen Bundespräsidenten, die Schriftstellerin Luise Rinser, war ein Stück Selbstentlarvung jener Leute, die sich anmaßen, Moral und Anstand gepachtet zu haben. Die angebliche Humanistin hat sich nämlich dadurch hervorgetan, daß sie Schriftsteller wahrheitswidrig als Nazis denunzierte, während sie selbst 1935 Adolf Hitler säbelrasselnd und kriegslüstern so feierte:

„Wir, des großen Führers gezeichnet Verschworene . . ., des großen Führers verschwiegene Gesandte, mit seinem flammenden Zeichen auf unserer Stirn . . ."

Eines ihrer Rufmord-Opfer nannte sie daraufhin eine „Nazi-Poetin, die jetzt in engen Beziehungen zu kommunistischen Kreisen steht". Frau Rinser klagte, wurde aber rechtskräftig abgewiesen: Der Wahrheitsbeweis sei erbracht.

Auf SPD-Wahlveranstaltungen mit ihrem Hitler-Hymnus konfrontiert, log sie: Dieses Gedicht sei ihr wahrheitswidrig unterschoben worden, und ein Gericht habe verboten, diese Behauptung weiterzuverbreiten. Wegen dieser Lüge verklagt, wurde sie rechtskräftig verurteilt, mit eigenhändiger Unterschrift zu widerrufen. Als sie sich der Bundespressekonferenz als Kandidatin der „Grünen" vorstellte, wiederholte sie diese Lüge jedoch.

In einem anderen Prozeß hatte Luise Rinser eidesstattlich versichert, sie sei nie Mitglied einer NS-Organisation gewesen. In einem Brief an den „Deutschland-Magazin"-Herausgeber hatte sie jedoch zwei Jahre zuvor erklärt, sie sei Mitglied des NS-Lehrerbundes gewesen. Lügner sollten wenigstens ein gutes Gedächtnis haben! Die Staatsanwaltschaft München leitete ein Ermittlungsverfahren wegen Falscheid ein. Luise Rinser weigerte sich unter Hinweis auf ihren Wohnsitz in Rom (einen zweiten in München bestritt sie), zur Vernehmung zu erscheinen. Resigniert stellte die Staatsanwaltschaft das Verfahren vorläufig ein.

Unwidersprochen ließ sie ihre linken Medien-Freunde auch verbreiten, sie sei wegen Widerstandes gegen die Nazis zum Tode verurteilt worden. Tatsächlich wurde sie zwar kurz vor Kriegsende verhaftet, weil sie deutsche Soldaten aufgefordert hatte, zur Roten Armee überzulaufen – ein Delikt, das in jedem Land der Welt strafrechtlich verfolgt wird. Es gab weder Gerichtsverhandlung noch Urteil.

Jetzt verherrlicht Frau Rinser statt Hitler einen anderen Diktator und Massenmörder – den kommunistischen Staatschef Nord-Koreas. Die „Grünen" können wahrhaft stolz auf eine Kandidatin sein, die eine notorische Lügnerin ist!

Deutschland-Magazin
Wien, Juni 1984

Aula, Graz, 2/1984

Erotik und Sieotik

In den USA ließ eine emanzipationswütige Dame ihren Namen Cooperman auf Cooperperson ändern, um der männlichen Sprach-Herrschaft zu entrinnen.

Es ist höchste Zeit, daß wir auch unsere Sprache im Sinn der weiblichen Gleichberechtigung reformieren. Denn er, der Mann, ist auch sprachlich weit besser dran als sie, die Frau. Soeben habe ich den Duden konsultiert und war tief bestürzt: Er enthält nur rund fünfzig Stichwörter mit „sie" und einige hundert mit „er".

So kann's nicht weitergehen! Bisher war vor allem der Mann erfolgreich; seit die Frau ihm aber gleichberechtigt ist, wollen wir von ihr nicht sagen, daß sie erfolgreich, sondern, daß sie siefolgreich ist. Er war erfinderisch, sie sei künftig siefinderisch. Er machte eine Erbschaft, sie mach eine Siebschaft. Die Frau geht einer Siewerbstätigkeit nach, hat aber daneben noch Zeit für die Sieziehung ihrer Töchter. Nach dem Siewachen im kalten Zimmer muß sie sich siewärmen, weil sie sich sonst siekältet. In der Liebe schätzt sie sieregende Sielebnisse; aber wenn sie einen Mann nicht siehören will, kennt sie kein Siebarmen mit ihm. Auch muß die Frage der Erotik zu lösen sein, und ich meine: Wir werden um eine Zweitei-



lung nicht herumkommen und künftig zwischen Erotik und Sieotik unterscheiden. Man wird zu Damen nicht mehr sagen: „Ermanne dich!", sondern „Erfraue" oder „Erweibe" oder „Erdame dich!" Auch wird die despotische Frau besser nicht als heroisch, sondern als frauoisch bezeichnet werden.

Allerdings möchte ich vor verfrühten Übertreibungen bei den Vornamen warnen. Die Verwandlung von Hermine in Fraumine und von Herta in Frauta wäre, wenn überhaupt, in einer zweiten Phase der sprachlichen Gleichberechtigung zu erwägen. Doch dringender als alles bisher Erwähnte tut eines not: Die große Errungenschaft unserer Mitbürgerinnen, die Emanzipation, darf nicht durch einen unüberhörbaren akustischen Hinweis auf den Mann entwertet werden. Sie sollte als Efrauzipation, Eweibzipation oder Edamezipation in den Sprachschatz von morgen eingehen!

Hans Weigel

Pol. Briefe 12/83

ikgs

„Das deutsche Schuldgefühl ist pervers"

Pater Leppich redet

Millionen haben ihn auf Plätzen erlebt, seine Bücher gelesen oder seine Kassetten gehört. Der Mann, der siebzig Missionsstationen betreibt, landauf, landab die Botschaft Christi verbreitet, ist längst zur legendären Gestalt geworden: PATER LEPPICH, genannt „das Maschinengewehr Gottes".

Großes Aufsehen hat kürzlich seine Predigt in der vollbesetzten Heilig-Kreuz-Kirche zu Bad Kreuznach verursacht. Pater Leppich sagte unter anderem: „Die Polen sind bei uns eingebrochen. Breslau ist keine polnische Stadt, ich bin das Gerede von der Schuld der Deutschen satt"! Die Polen sollen uns gefälligst auch einmal um Verzeihung bitten für das, was sie uns angetan haben. „Unser Schuldgefühl ist pervers!" ruft der Pater aus. Man solle endlich die Jugend damit verschonen, außerdem hätten auch die Engländer und Franzosen genug Grund, einmal für ihre Greueltaten in der Geschichte um Vergebung zu bitten.

Kommentar eines ob Pater Leppichs klaren Worten verwirrten Journalisten: „Das Schlimmste ist nur, daß er bei seinen Zuhörern auf Zustimmung trifft". Volksmeinung und Zeitgeist scheinen sich eben seit Kurzem grundlegend geändert zu haben.

Literaturfälschung für die „österreichische Nation"

In seinem Gedicht „Das österreichische Credo" (1920) nennt Anton Wildgans das deutsche Kerngebiet des altösterreichischen Völkerreiches „das Herzland deutscher Väter". Nun gibt es aber Landsleute, die jeden Hinweis auf Deutsch-Österreich so fürchten wie der Teufel das Weihwasser. In der Zeitschrift **„Die österreichische Nation"**, Neue Reihe, Jg. 1, H. 1 (April 1983), S. 9, ist die anstößige Verszeile als „das Herzland unsrer Väter" wiedergegeben.

Die Herkunft der Österreicher

Der Fischer-Almanach „83" meldet: „Österreich, Einwohner 7,456.745, zu 98% deutschstämmige Österreicher, kroatische, madjarische, slowenische und tschechische Minderheiten." Es fällt dabei auf, daß nur die deutschen Österreicher „-stämmig" sind. Alle übrigen Nationen werden ~~konkret~~ Kroaten, Madjaren, Slowenen und Tschechen genannt. - korrekt

ikgs

Kurzbericht

DOKUMENTE UND BERICHTE ZUR DEUTSCHEN ZEITGESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN IM AUFTRAGE DES

DEUTSCHEN AKADEMISCHEN AUSTAUSCHDIENSTES E. V.

5. Jahrgang	15. Juli 1937	Nr. 13/14

Vogel-Strauß-Politik

Schließlich aus einer Vielzahl ähnlicher westlicher Stimmen — die insbesondere auch immer wieder davor warnen, dem jetzigen Warschauer Regime noch mehr Kredite zu geben, da es nicht einmal die Zinsen begleichen könne, geschweige spätere Rückzahlungen — noch einige wenige Zitate aus der angesehenen französischen Zeitung „Le Figaro". Darin stand am 29. November 1985 ein großer Artikel mit der Überschrift „Polen: Die Wirtschaft ist nach wie vor auf dem Tiefstand". Da hieß es: „Der Zustand der polnischen Wirtschaft bleibt nicht nur katastrophal, sondern verheißt für die Zukunft immer schwerere Besorgnisse. Die Inflation hält weiterhin an. Die Einzelpreise werden in diesem Jahr um 15 % gestiegen sein, während der Plan eine Steigerung von 12-13 % vorsah. — Diese Inflation ist gleicherweise angewachsen aufgrund der Auslandsverschuldung, deren Gewicht zunimmt. Offiziell wird diese Auslandsverschuldung im Jahr 1986 auf über 30 Milliarden Dollar ansteigen — um 35 Milliarden nach 1990 zu erreichen." Mehr und mehr Stimmen erheben sich, „die sagen, Polen könnte sich gezwungen sehen, die Zahlungen einzustellen". Maschinen seien nur bis 70 % ausgelastet. „Trotz schöner Worte wiederholt man nur alte Pläne. — Die mittelmäßigen Technokraten der Regierung bevorzugen die Praxis der Vogel-Strauß-Politik."

Martin Jenke

ikgs

Aula, Graz, Heft 2/1984

Hans Dietrich Sander

Cherusker-Thesen

Vor etwa 2000 Jahren wurde Arminius, der erste deutsche Nationalheld geboren. Dies ist der Anlaß dafür, Geschichte und Wesen der Deutschen in zwölf Thesen Revue passieren zu lassen.

I

Hermann der Cherusker war eine imperiale Figur. Der Verrat, der in nächster Umgebung die germanischen Freiheiten wiederherstellte, verschob die Gründung des Reiches um ein halbes Jahrtausend.

II

Der Verrat aus gutem Gewissen ist der Funktionsmodus der germanischen Freiheit, die Zwietracht, von der schon die Sagas widerhallten, ihre Verfassung. Der Dichter des Nibelungenliedes erhob Hagens Mord an Siegfried zum finsteren Archetypus deutschen Wesens.

III

Die römische Schule, in die schon Hermann der Cherusker ging, reichte nicht, die konstitutionellen Untugenden der Germanen zu brechen. Die Gründungen der Westgoten, der Ostgoten, und der Vandalen sanken schnell dahin. Die christliche Kirche hat die Deutschen endlich reichsfähig gemacht.

IV

Das römische Erbe adelte den germanischen Tatendrang durch Disziplin zum Schöpfertum, die christliche Lehre den germanischen Hochmut durch Demut zum Stolz. Die Doppelbildung flößte dem germanischen Individuum die sittliche Pflicht ein, die Überlegenheit eines anderen aus freien Stücken anzuerkennen.

V

Die germanische Substanz ist unerschöpflich, weil sie sich in ihrer natürlichen, rohen Form immer wieder erneuert. Damit sind auch ihre Wesenslaster unsterblich.

VI

Das Erste Reich stand erst mit dem Blutgericht Karls des Großen über die Sachsen Widukinds, die an ihrem Heidentum festhielten. Das Preußen des Großen Kurfürsten war erst fortsetzungs- und vollendungsreif, als der Kopf des Obersten v. Kalckstein, der sich mit den Polen verband, vom Block fiel.

VII

Das reine Germanentum bleibt problematisch. Das Erste Reich verdankte seine Dauer einer leichten Legierung mit dem slawischen Element.

VIII

Die Schweden waren in ihrem Blut zu rein, in ihrer Prägung nur christlich, nicht auch römisch, um sich als Großmacht zu behaupten. Sie richteten sich selbst durch Verrat und Zwietracht. Der Rest ist Strindberg.

IX

Als sich die Deutschen nach dem Ende des Ersten Reiches wieder zusammenzuschließen trachteten, warf Thiers Frankreich zum Hüter der germanischen Freiheiten auf.

X

Bismarck sah die kurze Dauer des Zweiten Reiches in drei Gefahren besiegelt: den Abstieg der Monarchen, den Aufstieg politischer Ehrgeizlinge und das Verschwinden christlich-germanischer Staatsmänner, die noch einen gerechten Frieden schließen können. Den cumäischen Hintergrund bildete Nietzsches Ruf „Gott ist tot."

XI

Hitler wußte, warum er das Dritte Reich an Karl den Großen und nicht an Widukind orientieren wollte. Er fiel zwar nicht wie Gustav III. von Schweden durch Meuchelmord. An seinem Untergang aber war germanischer Verrat aus gutem Gewissen erheblich beteiligt.

XII

Nach dem Ende der drei Reiche sind die Deutschen in ihrer politischen Verfassung in die Zeiten Hermann des Cheruskers zurückgefallen, ohne daß eine imperiale Figur sichtbar wäre. Der zersplitterte Rest des nationalen Lagers spielt die Wiederkehr des Gleichen in Form einer Posse.

Deutsche Monatshefte 12/83

März 1985 STINDARDUL, Fürstenfeldbruck,

Die Standarte

LEBENSLÄNGLICHER, UNMENSCHLICHER KERKER STATT FRIEDENSNOBELPREIS . . .

Mehrmals täglich spricht man in Radio, Fernsehen und in der Presse von „Menschenrechten", von der Bewahrung dieser Rechte. Zwei dutzend Organisationen sorgen dafür, dass diese Menschenrechte respektiert werden. Westliche Politiker setzen sich ein und verlangen, dass in diesem oder jenem Land die Menschenrechte und die „parlamentarische Demokratie" hergestell, oder wiederhergestellt werden. Allerdings, treten die meisten dieser Politiker nur dann lauthals dafür ein, wenn es um Chile, um Honduras oder um Südkorea geht und weil Argentinien, Brasilien und Uruguay zur Zeit von Zivilisten regiert werden (Wie lange noch?), wurde jüngst Paraguay auf die schwarze Liste gesetzt. Der deutschstämmige Staatschef von Paraguay wird in kürze die Bundesrepublik besuchen, was die „deutschen" Medien veranlaßt, für die entsprechende Stimmung zu sorgen, damit ultralinke Demonstranten und Randalierer sich rechtzeitig auf ihren Auftritt vorbereiten können.

Was die Respektierung dieser Menschenrechte anbetrifft, setzt man sich nicht nur für politische Gefangene, sondern auch für gemeine Verbrecher, für die grausamsten Mörder ein. Jeder soll sich im Gefängnis wie zu Hause fühlen . . . Für die Terroristen der RAF oder für die Angehörigen von sowjetischen KGB-Verbrecherbanden ist das Gefängnis eine Art Erholungsheim. Diesen Leuten ist alles erlaubt. Sie können sogar kochen was ihr Geschmack wünscht, jeder hat in seiner Zelle Fernsehapparat, Radio, eine seiner Orientierung entsprechende Bibliothek, Blumentöpfe und Gardinen. Auch Frauenbesuche in eigener Zelle sind erlaubt. Wenn einer sich unwohl fühlt, kommt er sofort in ärztliche Behandlung. Niemand kann sich beklagen, für solche Gefangene wird uneingeschränkt von den „Menschenrechten" Gebrauch gemacht. Wehe dem Gefängnisdirektor, der von der Respektierung dieser Rechte abweicht.

Es gibt trotzdem einen Menschen, der seit mehr als 40 Jahren in Einzelhaft sitzt, der neunzig Jahre alt ist und der **absolut nichts verbrochen hat.** In Haft seit 44 Jahren, lebt Rudolf Heß seit dem 18. Juli 1947 in der Zelle 17 des Kriegsverbrechergefängnisses von Spandau. Obwohl er der einzige Gefangene in diesem riesengroßen Gefängnis ist, bezeichnen ihn die Kerkermeister der Siegermächte als „Nummer 7".

Wegen angeblicher „Verschwörung gegen den Weltfrieden" und „Plannung eines Angriffskrieges", wurde Rudolf Heß von dem sogenannten Tribunal in Nürnberg verurteilt. Vom Vorwurf „Verbrechen gegen die Menschlichkeit" wurde er jedoch freigesprochen.

Wir werden jetzt zu den beiden Anschuldigungen nicht Stellung nehmen und ob der Begriff „Verschwörer" gegen legitime, frei gewählte Vertreter eines Volkes verwendet werden kann . . .

Vae victis!

Was Rudolf Heß am Ende des 20. ten Jahrhnderts leiden muss, hat kein Besiegter gelitten, niemals.

Jeder Brief, den er schreibt und den er bekommt, wird kontrolliert. Er darf nur einmal in der Woche schreiben. Sein Sohn oder sein Anwalt dürfen ihn nur einmal im Monat besuchen, jedes Mal nur eine Stunde lang, keine Minute mehr. Dem Besucher ist es strengstens verboten, ihm die Hand zu reichen oder ihn zu umarmen. Die Gespräche finden in Anwesenheit von vier Vertretern der Siegermächte und ihrer Dolmetscher statt u.s.w. . . .

Und dieser jetzt Neunzigjährige ist 1941 nach England geflogen, auf eigenes Risiko, um den Engländern den Frieden anzubieten . . . Um seine Freilassung haben sich namhafte Persönlichkeiten bemüht, Deutsche, ehemalige Kriegsgegner, sogar der ehemalige Kommandant des Kriegsverbrechergefägnisses von Spandau . . . Alles umsonst. Die Westalliierten, haben behauptet, dass die Sowjets gegen seine Freilassung sind. Wir glauben nicht, dass allein die Sowjets dagegen sind.

Wenn sich in diesen 40 Jahren, einer der drei Stadtkommandanten der Westmächte in Berlin bereit gefunden hätte, die Zelle von Rudolf Heß für immer zu räumen, **bloß aus soldatischer Ehre,** hätte er von den meisten Zeitgenossen ein Lob bekommen und sich einen ruhmreichen Platz in der Geschichte gesichert. Keiner hat aber den Mut dazu gehabt!

Mit grosser Genugtuung, haben wir zur Kentnis genommen, dass einer von uns, ein gebürtiger Rumäne, Dipl. Ing. Ernst BOIU (Kernerstr. 23, D-7143 Remseck 2) sich für die Freilassung von Rudolf Heß eingesetzt hat.

Unser Landsmann hat deshalb einen Brief an Papst Johannes Paul II geschrieben und wir sind sicher, dass dieser Brief die Zustimmung der überwiegenden Mehrheit der Rumänen finden wird.

Hier dieser Brief, aus dem Originaltext in spanischer Sprache ins Deutsche übersetzt:

„Seiner Heiligkeit
dem Papst Johannes-Paul II
im Vatikan
ROM / Italien

6. 02. 85

Hochverehrter Heiliger Vater,

Der christliche Glaube lehrt uns, auch unsere Feinde zu lieben und ihnen notfalls Hilfe zu gewähren, doch unser tatsächliches Verhalten ist voller Selbstsucht, Hass und Unduldsamkeit.

Welche andere Erklärung gäbe es sonst für die Tatsache, dass bis heutzutage, vierzig Jahre nach Kriegsende, in Berlin-Spandau ein einundneunzigjähriger Greis immer noch im Kerker sitzt.

Sein Name: Rudolf Hess.

Seine Schuld: unter Einsatz seines eigenen Lebens, im Jahre 1941 versucht zu haben, ein Friedensabkommen zwischen Deutschland und England zu vermitteln.

Seine Strafe: lebenslängliche Haft.

Ich bin kein gebürtiger Deutscher, so dass für mich ein lässiges „geht mich nichts an" das Einfachste von der Welt wäre.

Nichtsdestotrotz, angesichts einer Ungerechtigkeit wie dieser, kann ich nicht schweigen. Vierundvierzig Jahre strengsten Kerkers sind mehr als ausreichend um jegliche, auch nur denkbare Schuld, zu tilgen.

Ein Einschreiten von Seiten Eurer Heiligkeit, zugunsten dieses unglücklichen Gefangenen, wäre eine Tat edelster Barmherzigkeit.

Vom ganzem Herzen, bitte ich Eure Heiligkeit, die verantwortlichen Stellen um die Freilassung dieses Greises, bevor es für ihn zu spät wird, aufzufordern.

Euer ergebener Diener
E. Boiu"

Weil die „Bunte" die einzige deutsche illustrierte Zeitschrift war, die das Thema aufgegriffen und aufrichtig behandelt hat, schickte Dipl. Ing. E. Boiu an die Redaktion der „Bunte" folgenden Brief:

„An die Redaktion BUNTE
Postfach 810164
8000 München 81

23. 01. 85

Betr.: BUNTE vom 3. 01. 85
„Der einsamste Mensch der Welt"
Rudolf Hess in Spandau

Anerkennungswert ist es, dass wenigstens eine Zeitschrift unseres Landes, die BUNTE, dieses Thema aufgreift und aufrichtig behandelt.

Einen neunzigjährigen Greis, nach so langer Zeit, immer noch im Kerker zu halten, ist in der Tat, eine zum Himmel schreiende Unmenschlichkeit.

Nicht Kerker, sondern den „Nobel-Preis für den Frieden" hätte Rudolf Hess verdient, er, der unter Einsatz seines Lebens, als Friedensbote nach England flog.

Die Siegermächte, die doch so eifrig dabei waren die Besiegten wegen „Verbrechen gegen die Menschlichkeit" zu verurteilen und zu hängen, machen sich damit selbst eines solchen Verbrechens schuldig.

Abscheulich ist auch die Verbissenheit mit der die „Sieger" auf der Erfüllung der von ihnen **willkürlich auferlegten Strafe** bis zum bitteren Ende beharren.

Das, was sich in Spandau abspielt, wird der Weltgeschichte ein grausig unrühmliches Blatt hinzufügen.

Mit freundlichen Grüssen
Ihr
E. Boiu"

Dieser Brief erübrigt jeden Kommentar. Wir stimmen ihm zu.

I. V. EMILIAN

Ein Aufstieg, den man nicht mehr aufhalten kann

Die Erfolge der französischen FRONT NATIONAL bei der Europawahl 1984 wirkten wie ein Schock auf die gesamte Linke und extreme Linke, sowie auf die Mehrheit der Meinungsmacher in Europa, deren heißer Wunsch es ist, daß unser Kontinent so bald als möglich rot wird.

Vor den Kantonalwahlen, die Mitte März 1985 stattfanden, wurde alles gegen Le Pen und seine Front National mobilisiert, sogar drei Bischöfe, die zum Lager der Linkskatholiken gehören.

Es scheint alles umsonst gewesen zu sein, denn die Front National, die nur in 73% der Kantone Kandidaten aufgestellt hatte, verbuchte noch einen grösseren Erfolg als bei der Europawahl.

Wer die politische Lage in Südfrankreich kannte, traute seinen Augen nicht, als er las, dass die Front National ausgerechnet in Marseille, das seit 65 Jahren fest in sozialistischen Händen war, die sozialistische Regierung in 6 von 10 Kantonenschlägt. Weitere Resultate: Nizza 30,36%, Cannes 26,72%, Perpignan 28%, Toulon 31,08% u.s.w. Aber nicht nur im Süden, sondern auch im industriellen Gebiet von Nordfrankreich, hat die Front National gewaltige Erfolge registriert, nämlich in Roubaix, Tourcoing und Lille.

Auch wir, freuen uns sehr, weil das tatsächlich eine Wende ist, die nicht ohne Folgen bleiben wird. Hoffentlich, auch für Deutschland.

Johan URWICH

OHNE PASS durch die UdSSR

ist der Erlebnisbericht eines Rumäniendeutschen, dessen Leidensweg nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges begann.

Einen großen Raum nimmt in den beiden Bänden „OHNE PASS DURCH DIE UdSSR" die Schilderung der systematischen Vernichtung von Millionen unschuldiger Menschen in den verschiedenen sowjetischen Lagern ein, durch die er im Laufe von acht Jahren gegangen ist.

Zwei Bände, insgesamt 794 Seiten, 159 Bilder und Skizzen; 70.— DM + 3,— DM porto.

Dieses Werk bekam den internationalen Buchpreis der AWMM 1984 in Antwerpen.

Bestellungen durch die Buchhandlungen, oder direkt beim Autor: Johann Urwich, Weitlstr. 149, D-8000 München 50.

Beladen mit der Schuld der Väter

Zu Dieter Schlesaks Roman "Vaterlandstage oder die Kunst des Verschwindens"

Der Roman "Vaterlandstage" kann als vorläufige Summe des Gesamtschaffens von Dieter Schlesak aufgefaßt werden und dies nicht bloß weil der Hauptheld Michael T. viele biographische Ähnlichkeiten mit dem Verfasser hat. In Rumänien veröffentlichte Dieter Schlesak neben vielen Vorworten, Essays, Kritiken, Gedichten ein einziges Buch. Den Gedichtband "Grenzstreifen", der schon das Leitmotiv seiner Suche nach Sinngebung enthält, sich nicht einseitig vereinnahmen zu lassen zwischen notwendigen und sinnlosen Grenzziehungen.

Wie Schlesak ist auch Michael T. der Hauptheld des Romans, Deutscher aus Siebenbürgen, jenem Land unter dem Karpatenbogen, in dessen Mitte seit achthundert Jahren Siedler aus dem Maas-Mosel-Rheingebiet auf Geheiß des ungarischen Königs ins Land gebracht worden waren, um es "wehrhaft" gegen die Feinde - die heranstürmenden Türken und Tataren, Kumanen, Awaren und Petschenegen - zu besiedeln. Eine dieser Siedlungen, Rumäniens mittelalterliches Juwel Schäßburg (rum. Sighisoara, ung. Segesvár) - Tübingen und Marburg gleichwertig in seiner mittelalterlichen Pracht und Herrlichkeit -, ist die Heimatstadt des Hauptheldens wie auch des Autors, der sich auch altersmäßig seinem 50jährigen Hauptheldens angeglichen hat.

Im Westen, den er vor anderthalb Jahrzehnten zu seinem Aufenthaltsort machte, verfaßte Schlesak noch zwei Gedichtbände: "Briefe über die Grenze", ein Gemeinschaftswerk mit seiner mit einem Sohn in Rumänien zurückgelassenen Frau (im Roman erscheint eine ihr sehr ähnliche Maria), und den Gedichtband "Weiße Gegend. Fühlt die Gewalt in diesem Traum". wofür er den Andreas-Gryphius-Förderpreis erhielt. Das Leitmotiv dieses Gedichtbandes, das schuldhaft Gewaltmäßige an den Träumen der sich Schuldbewußten, wird in diesem Roman übersteigert, indem der Hauptheld Michael T., bei seiner Rückkehr nach Rumänien verhaftet, in Haft seine eigene Hinrichtung träumt. Nun läuft, wie es bei Sterbenden angenommen wird, eine Art Film des eigenen Lebens vor seinem inneren Auge ab, worin natürlich das Schäßburg seiner Kindheit mit Familie und Verwandtschaft und deren Verstrickung in die Ereignisse jener Zeit eine Hauptrolle spielt.

Schlesak bemüht sich, sprachlich dicht durch den durchgehenden inneren Monolog, auf die Dauer jedoch zu kategorisch die Figurensprache meidend, die Atmosphäre einer typisch siebenbürgisch-sächsischen Kleinstadt entstehen zu lassen, wobei er neben dem siebenbürgisch-sächsischen auch das rumänische wie auch das ungarische Element berücksichtigt. Für die Ungarn hat Schäßburg eine tragische Bedeutung, da der größte ungarische Dichter, Sandor Petöfi, hier während der Revolution von 1848, erst 26jährig, fiel. Schäßburg könnte aber auch für die gesamte Menschheit eine tragische Bedeutung erlangen, wenn die Raketentechnik zu unvorstellbaren Vernichtungen führen sollte, worüber Michael T. alptraumhaft sinniert, denn in die berühmte sächsische Bergschule, in das deutsche Gymnasium Schäßburgs, ging übrigens auch der ebenfalls in Siebenbürgen geborene Vater der Weltraumfahrt Hermann Oberth, der Lehrer Wernher von Brauns.

Ebenfalls aus Schäßburg kam auch der Apotheker des Konzentrationslagers Auschwitz Dr. V.C., mit dem sich der Hauptheld in seinen Wahnvorstellungen identifiziert, da er als Nachgeborener sich sehr wohl mit der Schuld "der Väter" beladen fühlt, ohne die Gnade zu erleben, sagen zu können, was er leidet, da sich ihm sein existenzielles Gefordertsein entzieht in einem grauenvollen Wirklichkeitsverlust, der im Nichts mündet.

Die Momente der Auseinandersetzung mit dem Eindringen des Faschismus als totalitäre Ideologie in die Welt des siebenbürgisch-sächsischen Kleinbürgertums gehören zu den stärksten des Buches; dem Kenner jener Orte und jener Ereignisse wird da viel Bekanntes mit klaren Andeutungen zu Namen und Fakten geboten in einer Umwertung der traditionellen Tugenden dieser Gemeinschaft. Dies ist, realitätsgesättigt, der dichterisch komprimierteste Teil des Romans. - Weitere Teile befassen sich

mit dem Westen. Michael T., der Volksdeutsche aus Rumänien, verläßt seine rumänische Frau Maria samt Sohn und das gemeinsame Vaterland, um in sein Mutterland Deutschland auszuwandern, in dessen seelisch armer Konsumwelt er es jedoch nicht aushalten kann. Er sucht, wie der Autor übrigens auch (zum Glück mit ein klein bißchen mehr Erfolg als sein Romanheld), sein Heil unter südlicher Sonne in der Toskana in einem alten Bauernhaus und mit der neuen Lebensgefährtin Jann.

Diese mehr essayistischen Einschiebungen eines ununterbrochenen Wechsels von Raum und Zeit, in denen als real fiktive Fluchtpunkte italienische Orte (Florenz, Rom, der Toskanische Berg), französische (Paris), das zweisprachige Brüssel und das deutschsprachige Innsbruck, Weimar und sodann, wie um den allgemeinen Internationalismus zu vollenden, auch New Mexiko auftauchen, enthalten eine geballte Ladung an Einblicken, Ausblicken, Weitblicken, aber auch Überschneidungen und Verzerrungen, die zum Teil essayistisch brillant sind, zum Teil aber auch ausufernd sich in abstrakt-unverbindlichem Weltschmerz verflüchtigen.

Michael T.'s Tragik wird in seiner Grenzenlosigkeit "enden". Die rumänischen Behörden weigern sich, den nach sechzehn Jahren Exil im Westen heimwehkranken Remigranten eines Prozesses und einer Verurteilung, die die Gefahr birgt, doch noch ein Fluchtziel, das Märtyrertum Michael T. zu "gewähren", für würdig zu befinden. Er wird wieder ins Un-verbindliche, ins Aus-land sang- und klanglos abgeschoben. - Die Abrechnung Schlesaks mit dem "Stalinismus" in Rumänien weist weniger Ähnlichkeiten des Autors mit seiner Romanfigur auf, da Schlesak selber niemals in Rumänien verhaftet wurde, noch persönlichen Verfolgungen ausgesetzt war. Im Gegenteil, als Gründer und Leiter des Dorfchores von Dendorf, wo er blutjung Rektor wurde, erhielt er eine hohe Auszeichnung und wurde zum Studium empfohlen, das er als Jahrgangsbester in allen Ehren abschloß, um dann die "vertrauensvolle" Aufgabe zu erhalten, bei der deutschsprachigen Zeitschrift "Neue Literatur" zu arbeiten. Dem Rezensenten scheinen deshalb einige seiner Auslassungen über die Zwänge und halluzinatorischen Ängste Michael T.'s Zeit in Bukarest eher als eine Art Verdrängungsrechtfertigung.

Allerdings geht Schlesak mit seiner Methode, Realität durch Hinzufügung, durch Erdachtes noch mehr zu veranschaulichen manchmal zu weit, zu weit jedenfalls vom noch real Faßbaren. Sein Verzicht auf die Figurensprache ist auf der einen Seite ein geschickter Kunstgriff, die Hauptproblematik der rumäniendeutschen Literatur, die ja eben im "Empfangen" einer lebensechten Sprache der Figuren besteht (verständlich in einer Sprachinsel, in der die Zweisprachigkeit alltäglich ist), schon vom Ansatz her "administrativ" zu lösen durch Verzicht darauf. Durch diesen Kunstgriff ermöglicht er sich eine äußerst subjektive Sicht der Dinge und Ereignisse, die aber dann doch stellenweise der Objektivierung durch Sprache entraten. Die Personen werden nicht durch ihre zusammenhängende Sprache geprägt (entlarvt), bloß tüpfelweise mal durch ein Wort oder eine Redewendung gesprenkelt (für ärgern, necken, frotzeln wird sekkieren benutzt etc.).

Schlesaks essayistische Brillanz gelingt es aber, einen Schwebezustand zwischen innerem Monolog und gedanklichen Höhenflügen wie Abgründigkeiten herzustellen, so daß die Lektüre dieses Romans nicht bloß für Kenner jener Vaterlandstagesszene oder für Eingeweihte rumäniendeutscher Literatur (der Rezensent erkannte sich zum Teil auch in einer Gestalt, die ihm gleichzeitig aber auch fremd und unheimlich vorkam) ein Erlebnis ist; er bietet eine gute Gelegenheit auch allen jenen, die sich mehr oder minder gezwungen mit der Ost-Westthematik befassen, diese hier anschaulich anzutreffen. Dabei bringt allerdings ein kritisches Lesen sicherlich mehr als ein Vorurteile pflegendes Konsumieren aus heimatlicher, schicksalhafter Identifikationssolidarität.

(Das 450 Seiten starke Buch ist 1986 im Benziger Verlag, Zürich-Köln, erschienen.)

Ingmar Brantsch (KK)

ikgs

STELLUNGNAHME

In seinem Beitrag „Der Donauschwaben" – eine wichtige Quelle für donauschwäbische Geschichte" („Der Donauschwabe" v. 30. 8. 1987, Seite 5) äußert sich Dr. Anton Scherer, Graz, in längeren Ausführungen kritisch darüber, daß die Verleihung der Ehrendoktorwürde der Universität Graz an den Professor der dortigen Technischen Universität Dr. Stefan Schuy, einen Donauschwaben, in der von mir geleiteten Zeitschrift „Südostdeutsche Vierteljahresblätter" in Folge 3/1986, Seite 235, „mit einigen Halbzeilen an letzter Stelle der Rubrik 'Ehrungen' (!) abgetan" worden sei; er habe einen Beitrag darüber angeboten, aber nie eine Antwort erhalten. Dafür müsse es Gründe geben, die er jedoch nicht kenne.

Demgegenüber stelle ich fest: Dr. Scherer hat der Schriftleitung denselben Text zur Veröffentlichung eingereicht, der im „Donauschwaben" vom 24. 8. 1986 erschien, obwohl er wissen mußte, daß unsere Zeitschrift nur Originalbeiträge veröffentlichen darf. Zumal die Auszeichnung Professor Schuys am 20. Juni erfolgte, mußte die Mitteilung darüber noch in Folge 3 dieses Jahrgangs unserer Zeitschrift gebracht werden, sonst hätte sie keinen Nachrichtenwert mehr besessen. Dies hat die Schriftleitung gerade noch möglich machen können. Dr. Scherers briefliche Nachfrage vom 22. 10. 1986 nach der Veröffentlichung seines Textes wurde von mir unter Hinweis auf die Meldung in Folge 3 unserer Zeitschrift am 25. 12. 1986 schriftlich beantwortet. „Andere Gründe" haben keine Rolle gespielt. Es bleibt unerfindlich, was daran falsch sein soll, daß diese Meldung unter der Spalte „Ehrungen" gebracht wurde; und was die Einordnung „an letzter Stelle" anbetrifft, so werden die Nachrichten der Zeitfolge nach geordnet und nicht gewertet.

27.9.1987 Joh. Adam Stupp
Verantwortlicher Schriftleiter
Südostdeutsche Vierteljahresblätter

Veranstaltung endete nicht ganz harmonisch

Internationales Symposium über deutschsprachige Literatur in der Bukowina

Unter der Leitung des 2. Vorsitzenden des Südostdeutschen Kulturwerkes Univ. Prof. Dr. Anton Schwob und des Grazer Univ. Prof. Dr. Goltschnigg fand am 4.–7. Okt. 1987 in Graz ein internationales Symposium statt, zu dem Vortragende aus München, Innsbruck, Hermannstadt (Rumänien), Bremen, Seattle (Pazifik-Küste der USA), Düsseldorf, Frankfurt/Main, Möhrendorf/Erlangen, Köln, Osnabrück, Riehen/Schweiz, Tel-Aviv (Israel), Nancy (Frankreich), Krakau (Polen), Freiburg i. B., Mainz und Bochum geladen wurden. Als Veranstalter fungieren (in alphabetischer Reihung) das Institut für Germanistik der Universität Graz, die Raimund F. Kaindl-Gesellschaft in Stuttgart und natürlich das Südostdeutsche Kulturwerk in München. Die beachtlichen Kosten bestritten das Bundesministerium des Innern in Bonn, das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung in Wien, die Kaindl-Gesellschaft, Stuttgart, die Stadt Graz, die Steiermärkische Landesregierung, die Stiftung Ostdeutscher Kulturrat in Bonn und das Südostdeutsche Kulturwerk selbst.

Nach der Begrüßung durch den Initator, den Donauschwaben und Univ. Prof. Dr. Anton Schwob, und den 1. Vorsitzenden des Südostdeutschen Kulturwerkes, Franz Hutterer, Zorneding, ebenfalls Donauschwabe, den Dekan und den Rektor der Universität Graz sprachen Hochschulprofessor Dr. Kurt Rein (München) und Dr. Michael Klein über die Grundlagen und die Präsenz der deutschen Literatur in der Bukowina; der siebenbürgische Journalist und Schriftsteller Hans Bergel über seine Erinnerungen an den jüdischen Schriftsteller Alfred Margul-Sperber (Bukarest) und Joachim Wittstock über Schriftsteller-Erfahrungen im Karpatenraum während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Dr. Edith Silbermann hielt einen eindrucksvollen mit Gesang untermalten Vortrag über den bedeutendsten jüdischen Lyriker aus der Bukowina Paul Celan (eigentlich Antschel), der durch Selbstmord sein Leben beendet hat; Prof. Emmerich aus Bremen über das mit siebzehn Jahren an Typhus gestorbene Mädchen Selma Meerbaum-Eisinger, das ergreifende Gedichte hinterlassen hat; die Innsbrucker Dozenten Dr. Holzner und Dr. Scheichl über Rose Ausländer und die Czernowitzer Literaturaffäre in der Zeitschrift „Fackel"; Dr. Heinz Stanescu über Bukowiner jüdisch-deutschen Literaturschmuggel ins Dritte Reich; der Schriftleiter der „Südostdeutschen Vierteljahresblätter" Johann Adam Stupp über Moses Rosenkranz; K. N. Wildeberger aus der Schweiz auch über Moses Rosenkranz; Elisabeth Axmann über den anwesenden Dichter und Zeitzeugen Alfred Kittner; Joachim Hermann über Hermann Gong.

Der letzte Halbtag war der nichtjüdischen deutschen Literatur in der Bukowina gewidmet. Das Programm: Dr. Helga Abret aus Nancy (Frankreich) über das Seltsame und Absurde in Georg Drozdowskis erzählerischem Werk; Doz. Dr. Maria Klanska (Polen) über das Erbe der Monarchie bei Gregor von Rezzori; Dr. Dieter Kessler aus Mainz über die „Entwicklung im Romanschaffen Heinrich Kippers (1875–1959)"; Hochschulprofessor Dr. Kurt Rein über die „Mundartdichtung der Buchenländer Schwaben".

Die Vorträge von Dr. Amy Diana Collins über die „Sprachproblematik deutsch-jüdischer Lyriker aus der Bukowina", von Dr. Horst Fassel (Freiburg i. Br.) über „Franz Kafka, Robert Flinker und Marcel Blecher", von Dr. Paula Tiefenthaler über die „Bedeutung von Joseph Gregor für die Theatergeschichte" und von Univ. Prof. Dr. Emanuel Turczynski über kulturhistorische Aspekte des geistigen Lebens der Bukowina entfielen, weil die Referenten absagen mußten.

Den Buchenländischen Schwaben waren nur die beiden letzten Kurzreferate gewidmet. Heinrich Kipper wurde mit einer Fülle von Zitaten aus seinem Roman „Die Enterbten" wie in einem Bombardement regelrecht mit geistigen Waffen hingerichtet. Dabei bekam auch der siebenbürgische Universitätsprofessor Dr. Karl Kurt Klein einiges ab. Er habe aus Rumänien (!) noch vor der Abtrennung Nordsiebenbürgens an Ungarn eine Huldigungsadresse deutscher Hochschullehrer an Adolf Hitler unterschrieben, was aber schlimmer sei, er habe 1956 zu einer Zweitauflage der „Enterbten" ein „nationalsozialistisches" Vorwort geschrieben. Und da dieses Werk im Südostdeutschen Kulturwerk erschienen ist, bemühte sich der Initiator und Mit-Leiter des Symposiums, Univ. Prof. Dr. Anton Schwob, sowohl das Südostdeutsche Kulturwerk wie auch seinen ehemaligen Lehrer, Prof. Klein, seinen Vorgänger als Wissenschaftlicher Leiter des Kulturwerkes, durch den Hinweis, daß die Schriftleiterin der „Südostdeutschen Heimatblätter" erst durch einen Prozeß aus dem Kulturwerk entfernt wurde, in Schutz zu nehmen. Die Teilnehmerin aus Israel pflichtete schließlich Prof. Schwob bei, daß Klein „in Ordnung gewesen" sei. Die geldgebende Raimund Friedrich-Kaindl-Gesellschaft in Stuttgart dürfte mit der „Vernichtung" Kippers auch nicht glücklich sein. Nach Ansicht des Berichterstatters wäre es allerdings vernünftiger gewesen, Kipper gar nicht ins Programm aufzunehmen. Die Veranstaltung endete nicht ganz harmonisch. Dr. Anton Scherer

Auf der Generalversammlung des "Internationalen-Presse-Instituts" in Wien sagte Österreichs soeben zurückgetretener Bundeskanzler Sinowatz Mitte Mai 1986 in einer Rede zur "Vergangenheitsbewältigung" in Originalton, daß "die meisten Funktonäre der Endlösung (Ermordung europ. Juden) Österreicher gewesen sind". Bisher galt die Version, Österreich sei zuerst von Hitler überfallen und dann von den Alliierten "befreit" worden.

Ostpreußenblatt, Hamburg, 14.6.1986

Welt am Sonntag, Hamburg 18.3.1984

Glashaus

Von HANS-J. SCHMAHL

Als der Sozialdemokrat Willy Brandt 1969 sein Amt als Kanzler der Bundesrepublik Deutschland antrat, übergab ihm sein Vorgänger Kurt Georg Kiesinger (CDU) eine intakte Volkswirtschaft, in der Vollbeschäftigung herrschte. Im Durchschnitt des Jahres 1969 waren in Deutschland nur 179 000 arbeitslos.

Als der Christdemokrat Helmut Kohl am 1. Oktober 1982 sein Amt als Kanzler der Bundesrepublik Deutschland antrat, übergab ihm sein Vorgänger Helmut Schmidt (SPD) eine schwer geprüfte Wirtschaft, die Vollbeschäftigung nicht mehr bewirken konnte. Ende September 1982 waren in Deutschland 1 820 000 arbeitslos.

Die Ära der sozial-liberalen Koalition, die einst angetreten war, das moderne Deutschland zu bauen, ist wirtschaftlich von zwei dramatischen Entwicklungen geprägt: vom Überborden der Staatsverschuldung – von 45 Milliarden Mark im Jahre 1969 auf über 300 Milliarden Mark im Jahre 1982 – und vom Ausufern der Arbeitslosigkeit.

Die beiden bedeutendsten Zuwächse an Arbeitslosen in Deutschland ereigneten sich zu der Zeit, da der Weltökonom Helmut Schmidt das Land regierte: Vom Frühjahr 1974 bis 1977 verdoppelte sich die Zahl der Arbeitslosen auf über eine Million. Bis 1979 fiel sie leicht auf knapp 900 000 ab – und stieg dann noch viel schneller: bis 1982 um eine ganze Million.

Ausgerechnet die Arbeitslosigkeit, das schwerste Erbe, das die SPD der christlich-liberalen Koalition hinterlassen hat, macht sie nun zum Ziel ihrer wirtschaftspolitischen Kritik – was auch sonst.

Hans-Jochen Vogel, der Oppositionsführer der SPD im Deutschen Bundestag, wirft der Koalition vor, sie ziehe sich „angesichts von fast 2,6 Millionen Arbeitslosen in die Zuschauerloge" zurück. Er postuliert: „Hier muß der Staat mit Programmen helfend eingreifen." Und er konstatiert: „Ich sehe nicht, daß die Regierung irgend etwas getan hat, um der Arbeitslosigkeit insgesamt zu Leibe zu rücken."

Zumindest hat die christlich-liberale Regierung etwas bewirkt: Der Höhepunkt der Arbeitslosigkeit war bereits im Spätsommer letzten Jahres überschritten. Seither ist die Zahl der Arbeitslosen (saisonbereinigt) um mindestens 130 000 gesunken. Im gesamten Jahr 1984 wird sie auch absolut deutlich niedriger sein als 1983. Unabhängige Experten halten ein Absinken unter die Grenze von zwei Millionen für möglich.

Beschäftigungs-Programme indessen haben schon zu Zeiten ihrer sozialdemokratischen Erfinder bewiesen, was sie zu leisten vermögen: Allein von 1974 bis 1979 legte die sozial-liberale Koalition runde zehn davon auf – und ließ das den Steuerzahler fast 40 Milliarden Mark kosten.

Wer beim Thema Arbeitslosigkeit im SPD-Glashaus sitzt, hat allen Grund, mit den Steinen der Kritik vorsichtig umzugehen.

Plato (427—347 v. Chr.):

Die Aufsässigen

Die nicht unbekannte, aber heute durchaus unwillkommene Mahnung Platos, geraume Zeit vor der Zeitrechnung niedergeschrieben, fand sich, weiter kommentarlos, — in einer Tiroler Schülerzeitung.

Den Jungen erschien sie offensichtlich beachtenswert, obschon sie sie im Grunde gar nicht anging. Unserer Zeit also ins Stammbuch! Und das aus jugendlicher Sicht? Alle Achtung!

„Wohlan, mein lieber Freund, wie steht es mit der Diktatur? Ist es nicht so, daß sich die Demokratie selbst auflöst durch eine gewisse Unersättlichkeit in der Freiheit?

Wenn sich die Väter daran gewöhnen, ihre Kinder einfach gewähren und laufen zu lassen, wie sie wollen, und sich vor ihren erwachsenen Kindern geradezu fürchten, ein Wort zu reden; oder wenn die Söhne schon so sein wollen wie die Väter, also ihre Eltern weder scheuen noch sich um ihre Worte kümmern, sich nichts mehr sagen lassen wollen, um ja recht erwachsen und selbständig zu erscheinen. Und auch die Lehrer zittern bei solchen Verhältnissen vor ihren Schülern und schmeicheln ihnen leider, statt sie sicher und mit starker Hand auf einen geraden Weg zu führen, so daß die Schüler sich nichts mehr aus solchen Lehrern machen.

Überhaupt sind wir schon so weit, daß sich die Jüngeren den Älteren gleichstellen, ja gegen sie auftreten in Wort und Tat; die Alten aber setzen sich unter die Jungen und suchen sich ihnen gefällig zu machen, indem sie ihre Albernheiten und Ungehörigkeiten übersehen oder gar daran teilnehmen, damit sie ja nicht den Anschein erwecken, als seien sie Spielverderber oder auf Autorität versessen.

Auf diese Weise wird die Seele und die Widerstandskraft aller Jungen allmählich mürbe, sie werden aufsässig und können es schließlich nicht mehr ertragen, wenn man nur ein klein wenig Unterordnung von ihnen verlangt. Am Ende verachten sie dann auch die Gesetze, weil sie niemanden und nichts mehr als Herrn über sich anerkennen wollen. **Und das ist der schöne, jugendfrohe Anfang der Tyrannei.“**

Mitteilungen des Freundeskreises der Stiftung Soziales Forderungswerk Salzburg, Juni - März 1984

Die weltgeschichtliche Rolle der Sprache

Das Überleben einer Nation ist außer einer Frage hinreichenden Raums und hoher Geburtenzahlen auch die des Festhaltens an Sprache, Glaube und Überlieferung.

Sie sind wichtiger noch als die politische Einheit. Doch bedeutet der Verzicht auf diese den Verzicht auf mögliche Macht und damit — wie einst bei den hellenischen und später den italienischen Stadtstaaten, heute bei den Arabern und Lateinamerikanern — den Verzicht, die ihrer Ausdehnung entsprechende Rolle zu spielen.

Weltgeltung und geistige Ausstrahlung

Selbst in einem so sehr dem Mengenhaften verfallenen Zeitalter wie dem unserigen bedeutet die Zahl allein nichts. Das Hinzutreten unmeßbarer, an keine Zahl gebundener Werte bleibt unerläßlich.

Die Weltgeltung einer Sprache wird bedingt durch Reichtum, Macht und geistige Ausstrahlung. Wie verschieden deren Wege sein können, erhellt in besonders augenfälliger Weise aus der sich zeitlich überschneidenden Verbreitung des Englischen und Französischen.

Denn keineswegs ging der schon während des 19. Jahrhunderts allmählich überhand nehmende Einfluß des Englischen allein auf dessen beherrschende Stellung im Welthandel zurück, noch allein auf seine gewichtige Rolle in der Weltpolitik. Eine solche spielte das Rußland der Zaren gerade damals kaum weniger und dennoch lernte kaum irgendein Ausländer freiwillig Russisch. Gebildete Russen dagegen mußten fast ausnahmslos Deutsch und Französisch, später zunehmend auch Englisch lernen.

Die wachsende Vorliebe für das Englische hatte zu einem sehr erheblichen Teil gesellschaftliche Gründe. Einer davon war das Anziehende der englischen Lebensweise, ihre durch Selbstzucht gebändigte Freizügigkeit und das einleuchtende ihrer Regeln. Außerdem war Englisch die Sprache der Lords, deren Gehaben nachzuahmen vornehmstes Anliegen tausender über ganz Europa verbreiteter Snobs war. Diese haben nicht wenig dazu beigetragen, daß das Englische dem Französischen schon vor dem ersten Weltkriege allmählich den Rang ablief.

Der Gentleman hatte den — in dessen eigenem Land durch die Revolution entthronten — Kavalier als weltweites Vorbild nach und nach abgelöst.

Erst nach dem ersten Weltkrieg und nach dem durch ihn hervorgerufenen steilen Aufstieg Amerikas wurde das Erlernen des Englischen vorwiegend zu einer Angelegenheit wirtschaftlicher Zweckmäßigkeit.

Sich in der Welt mit großen Worten herauszustellen, war einem Land der unbegrenzten Möglichkeiten durchaus wesensgemäß, widersprach aber ganz dem Stil jener Klasse, die das Britische Weltreich erbaut hatte. Die Vorzüge der eigenen Sprache zu preisen, wäre ihr nie in den Sinn gekommen, nichts ihr ferner gelegen als für sie etwa zu werben. Ihr war sie selbstverständlich, eine bestimmte Aussprache und das Vermeiden bestimmter Wörter ihr untrügliches Kennzeichen. Wer ihr ähnlich sein oder mit ihr gar verkehren wollte, mußte sich dieser Sprache wohl oder übel anbequemen. Ausdrücklich eingeladen war niemand dazu.

Frankreich hat sich nie gescheut, seine Sprache für sich werben zu lassen und Dichter wie Schriftsteller als Vorhut seiner Politik einzusetzen. Es hat sie wiederholt in den Rang von Außenministern und Botschaftern erhoben und sendet unbekümmert von der weltweiten Übermacht des Englischen bzw. Amerikanischen tausende wohlausgebildete Sprachlehrer in alle Teile der Erde (vielfach nur vorübergehend anstelle des in der Heimat abzuleistenden Wehrdienstes) und unterhält allenthalben französische Schulen, die den Bildungspegel jener des Gastlandes oft weit überragen.

Das in sie gesteckte Geld fließt hundertfältig zurück, sie bereiten Frankreich im Ausland den Boden und ermutigen zugleich die in Übersee lebenden Franzosen — in Kanada sind es immerhin über sechs Millionen — solange in ihrer Sprache auszuharren, bis die Stunde der Selbstbestimmung geschlagen hat.

Seit die Franzosen zur Ergänzung ihres zu eng gefaßten, ganz auf den jeweiligen Staat bezogenen Begriffs „nation" neu das unserem Volksbegriff entsprechende Wort „ethnie" in ihren Sprachschatz aufgenommen haben, empfinden sie die Frankokanadier als Vorhut Frankreichs und sich ihnen so selbstverständlich als zugehörig wie wir die Deutschen Kasachstans, Chiles, Brasiliens oder gar Südwestafrikas als uns vor allen anderen Völkern nahestehend empfinden sollten, nicht zuletzt unsere unglücklichen unter polnischer oder tschechischer Zwangsherrschaft zurückgehaltenen und am Gebrauch ihrer Muttersprache gehinderten Landsleute. Ihrer — ganz undenkbar in Frankreich, wären es Franzosen — gedenkt niemand. Dafür leckt man den Polen die Stiefel.

aus: Wiener Sprachblätter, 1983, 4. Heft

Zum Thema Frieden:
junge Deutsche und Franzosen

Wenn es einen Sprengstoff im deutsch-französischen Verhältnis gibt, der das in 20 Jahren errichtete Gebäude der Freundschaft und Zusammenarbeit zwischen beiden Ländern einstürzen lassen könnte, dann ist es der deutsche Pazifismus. Wie unverständlich dieses spezifisch deutsche Phänomen den Franzosen ist, zeigte sich bei dem ersten „Jugend-Parlament", das unter der Ägide des deutsch-französischen Jugendwerks in der Pariser Nationalversammlung zusammentrat. 50 jungen Deutschen aus den Jugendverbänden der Gewerkschaften und Parteien standen ebenso viele Franzosen aller politischen Couleur gegenüber, eingerahmt von einem guten Dutzend Parlamentarier beider Länder, die sich bemühten, dem oft stürmischen Tatendrang der jungen die abgeklärten Erfahrungen der älteren Generation entgegenzustellen. Wie intolerant die junge Generation geworden ist, zeigten die Pfiffe, die jeden bedachten, der einen konträren Standpunkt vorzubringen suchte.

Stürmischer Beifall

Denn die Mehrheit dieses „Parlaments", allen voran fast ausnahmslos die Deutschen, gefolgt von einer Handvoll Franzosen, war einhellig und unnachgiebig für den „Frieden" unter nahezu jeder Bedingung. Mit stürmischen Beifall bedacht wurden Christa Nickels von den Grünen und Ottmar Schneider von der SPD, die sich mit Vehemenz gegen die Aufstellung jeglicher neuer Raketen des Westens gegenüber der Sowjetunion und für die Einbeziehung der französischen Atomwaffen in die Genfer Raketenverhandlungen zwischen Amerikanern und Sowjets aussprachen. Daß sie vor allem mit der letzten Forderung direkt französische Interessen verletzten, war den Rednern offenbar egal.

In der Tat öffnete sich hier ein Graben zwischen Deutschen und Franzosen, der erschrecken mußte. Unter den deutschen Wortmeldungen waren nur zwei, die einen gegensätzlichen Standpunkt vorzubringen wagten. *„Ganz so einseitig sieht man die Dinge nicht bei uns"*, sagte kleinlaut ein Vertreter der Sankt-Georgs-Pfadfinder. *„Wir können uns auf viele junge Leute bei uns stützen, wenn wir sagen, daß auch die Sowjets ihr Raketenpotential abbauen müssen."*

Aber der eigentliche Ton der Debatte war schon gegeben, als eine deutsche Sprecherin die Ergebnisse einer Arbeitsgruppen-Diskussion vom Vormittag verkündete. *„Wir haben großes Interesse an Frieden und Abrüstung in unseren beiden Ländern festgestellt. Wir alle haben Angst vor dem Krieg, vor der Bedrohung. Frankreich und Deutschland dürfen nicht zum Spielball der beiden*

Supermächte werden. Sie müssen mit gutem Beispiel bei der Abrüstung vorangehen. Über die nationale Abrüstung muß man zum globalen Waffenabbau kommen."

Ein Jungsozialist stieß nach: *„Wir hatten große Mühe, den Franzosen die Gründe der wachsenden Spannung in unserem Land klarzumachen. Wir verstehen nicht, warum die Franzosen nicht bereit sind, ihre Raketen in Genf mitanrechnen zu lassen. Was können wir tun, um unsere französischen Freunde zu einer anderen Ansicht zu bewegen?"*

Da kann man gar nichts tun. Hier stießen deutsche Wunschvorstellungen auf eine Wand der Ablehnung. Gleich vier französische Redner hintereinander, darunter Alain Barrau, der Präsident des Dachverbandes aller französischer Jugendverbände, bestanden auf dem *„durchgehenden nationalen Kosensus von den Kommunisten bis zu den Gaullisten"* in der Frage der Unabhängigkeit der französischen Atomwaffen und ihrer alleinigen Bestimmung, jeden Gegner von einem Angriff auf Frankreich abzuschrecken. Der Giscard-Abgeordnete Emmanuel Hamel von der Rhône erntete ein deutsches Pfeifkonzert, als er es wagte, die Deutschen an den expansiven Charakter des Sowjetregimes, wie Afghanistan, Polen und der Nahe Osten zeigten, zu erinnern, an die *„unprovozierte Aufstellung, von 360 SS-20-Raketen, die unsere Freiheit bedrohen"*, und daran, daß der Friede in Europa 40 Jahre nur erhalten geblieben sei, weil man ein Gleichgewicht in der beiderseitigen Abrüstung eingehalten habe. *„Da stehe ich als Oppositionspolitiker voll hinter Mitterand"*, fügte der Abgeordnete hinzu.

Das Maß war voll

„Aufhören, aufhören!" tönte es aus deutschen Reihen. Und ein Schwabe aus Neu-Ulm rief: *„Wir lassen es uns nicht bieten, die Sowjets als säbelschwingende Berserker beschimpfen zu lassen. Auch sie haben Anspruch auf Sicherheit. Die Pershing der Amerikaner, nicht die SS 20, zerstören das Gleichgewicht."*

Hier war das Maß des Unverständnisses übervoll. Ein Deutscher, der die Sowjets verteidigt und in den Amerikanern den Gegner sieht? Die Welt steht auf dem Kopf. *„Seid ihr blind, seid ihr verrückt"*, rief ein junger Franzose in die Runde. Sein Ruf ging im Tumult unter. Aber er wird in Frankreich vernommen worden sein. Alte, kaum verdrängte Ängste, die Deutschen könnten, ewig auf Wanderung, wieder einmal die Fronten wechseln, werden nach diesem Jugendforum stärker als bisher ins französische Bewußtsein drängen.

A. Graf Kageneck, Paris

Franzosen an der Mauer

Der Bürgermeister einer Pariser Stadtrandgemeinde, Alain Griotteray, ein Gaullist, hat verfügt, daß die mittleren Schulklassen seiner 27 000 Seelen zählenden Gemeinde nach Berlin reisen. Er erklärte: „Unsere Jugend soll wissen, wo die Freiheit aufhört und die Diktatur beginnt..." Dort begänne unsere gemeinsame Verteidigung.

Die geistige Unruhe zeigt, daß sich die deutsche Frage nicht selbst aufgehoben hat. Im Gegenteil: Der Wille zur politischen Gemeinschaft aller Deutschen, der Drang nach Selbstbestimmung nimmt zu. Dieses neue Interesse an Deutschland steht natürlich in einer europäischen Perspektive, weil viele Probleme längst staatliche Grenzen gesprengt haben und nur noch international zu meistern sind.

Selbst junge Leute beginnen auch in diesem Sinne über ihr Vaterland nachzudenken: *„Unserer Meinung nach"*, schrieben unlängst zwei 17jährige Gymnasiastinnen an eine große westdeutsche Zeitung, *„führt Nationalgefühl zu höherer Wachsamkeit den Regierenden gegenüber, aber auch zu mehr Verantwortungsbewußtsein, Rücksicht für und Verbundenheit mit dem Ganzen und damit in einem guten System zum inneren Frieden.*

Außerdem sind wir der Überzeugung, daß man sich anderen Völkern gegenüber nur dann aufgeschlossen verhalten kann, wenn man das eigene Volk bejaht. Denn nur so kann man für die Eigenheiten, Werte und damit für das Nationalbewußtsein anderer Nationen, die dies meist selbstverständlicher vertreten, Verständnis und Achtung aufbringen und somit natürlich den Frieden bewahren.

Dies sind nicht einfach Thesen, sondern wir machten diese Erfahrung bei unserem Schüleraustausch mit Franzosen, denn wir konnten auf Grund unserer eigenen Gefühle deren Nationalstolz gut verstehen, während andere deutsche Schüler nur lachten. Wir sprachen darüber mit Franzosen und konnten so über Oberflächlichkeiten hinaus zu tiefen Kontakten und besserem Verständnis für die Lage des anderen finden (z. B. Berliner Mauer)."

Die ganze Welt lebt auf Pump

Alle Welt redet von Kriegsgefahren und von Raketen hier und drüben, Angst geht um und wird künstlich geschürt, obgleich jedermann wissen müßte, daß die vielberedeten Nuklearsprengköpfe — hier wie drüben — nun schon seit einem Vierteljahrhundert in Stellung gebracht worden sind. Sieht man einmal davon ab, daß die Sowjetunion durch ihre mobilen SS-20-, SS-21- und SS-23-Raketen das bisherige Gleichgewicht des Schreckens in den letzten Jahren zu ihren Gunsten verändert hat, ist die Kriegsgefahr in Europa weder größer noch kleiner geworden.

Doch über die wahre Krise, die geradezu lebensgefährlich die Welt bedroht, wird kaum gesprochen. Gemeint ist die weltweite Schulden-Krise nahezu aller Staaten, die seit Jahren über ihre Verhältnisse leben, und sich durch eine nicht abreißende Kette von Umschuldungen nur noch mühsam am Leben halten.

Das System der Umschuldungen bedeutet nichts anderes, als daß von der Bankenwelt im internationalen Zahlungsverkehr immer neue Kredite gegeben werden, weil die meisten Schuldnerstaaten schon seit langem nicht einmal mehr in der Lage sind, ihren Schuldendienst zu leisten, weder Zinsen zu zahlen, noch Kredite zu tilgen.

Dieser Umstand gilt nicht nur für die meisten kommunistisch regierten Ostblockstaaten, vielmehr genauso für die kapitalistisch oder sozialistisch regierten Staaten Lateinamerikas und der sogenannten Dritten Welt. Die schlimmsten „Kunden" sind gegenwärtig Brasilien, Mexiko, Argentinien, Venezuela, Polen, Rumänien und Jugoslawien.

In der Bankenwelt der USA wird deswegen schon ganz offen von einem „Brasilien-Syndrom" gesprochen, denn allein USA-Banken zittern um 268 Milliarden US-Dollar (rund 700 Milliarden DM), die sie an 21 Staaten der Welt ausgeliehen haben. Damit haben diese Banken zum größten Teil das Doppelte ihres Eigenkapitals ausgeliehen, womit erklärbar wird, daß auch nur eine einzige Bankrotterklärung eines dieser zahlungsunfähig gewordenen Staates zum Zusammenbruch der meisten USA-Banken führen müßte.

Das ist auch der Grund dafür, weswegen diese Weltkrise durch Ablenkung auf andere Themen vertuscht wird, zumal man aus dem Jahr 1929 weiß, daß eine Bankrotterklärung auch nur einiger Schuldnerstaaten zu einer Weltwirtschaftskrise ungeahnten Ausmaßes führen muß. Damals wurde diese gefährliche Weltwirtschaftskrise durch das Deutsche Reich und Österreich ausgelöst, die man in die Zahlungsunfähigkeit getrieben hatte.

Aus Sorge vor einem erneuten „Schwarzen Freitag" — noch in ganz anderem Ausmaß — wagt keine Bank der Welt, ihre Schuldner zur Kasse zu bitten. Deswegen die fortgesetzten Umschuldungen und Stützungen, die jedoch das Übel nicht beseitigen, vielmehr noch vermehren — bis auf einen Tag, der mit Sicherheit kommen muß.

Da aber die Banken kaum noch gewillt sind und von der Sache her auch nicht gewillt sein dürfen, in diesem bösen System weiter mitzuspielen, ist man einer ganz neuen Idee verfallen:

Der Internationale Währungsfonds (IWF) ist wegen seiner uneintreibbaren Forderungen gegenüber Entwicklungsstaaten in Zahlungsschwierigkeiten geraten und bemüht sich gegenwärtig, bei Saudi-Arabien, der Bundesrepublik Deutschland, der Schweiz, Großbritannien und Japan um einen Überbrückungskredit von sechs Milliarden Dollar (mehr als 15 Milliarden DM), um seine Liquidität aufrechterhalten zu können.

Sollte es dem IWF nicht gelingen, diese riesige Summe aufzutreiben, müßte das gesamte Finanzsystem der Welt zusammenbrechen. Deswegen ist man schon auf die „neue" Idee verfallen, dem IWF anzuraten, durch eigene Geldschöpfung (sprich: Anleihen) sich selbst flüssig zu machen.

Sollte dieser Fall eintreten, daß eine internationale Verrechnungsbank selbst geldschöpferisch tätig wird, dann würde der Fall eintreten, daß sich der IWF zu der größten „Inflationsmaschine" entwickelt, die die Welt je gesehen hat.

Das ist die Krise, die die Menschheit in unseren Tagen wirklich bedroht. Die wirtschaftlichen und folglich sozialen Auswirkungen sind unübersehbar. Allein die betroffenen Menschen erfahren nichts von der Tatsache. Es wird weiter gewurstelt, eine Lösung ist nicht in Sicht.

DEUTSCHE AKADEMIE FÜR BILDUNG UND KULTUR

Prof. Dr.-Ing. e. h. Dr.-Ing. h. c. Dr. h. c. Dr. h. c.

HERMANN OBERTH

wurde am 25. Juni 1894 in Hermannstadt/Siebenbürgen geboren. Wernher von Braun würdigt ihn als Propheten und Lehrer für die Weltraumfahrt, der ehrend „Vater der Raumfahrt" genannt wird. Er ist seit langem in Feucht bei Nürnberg ansässig, wo auch ein Hermann-Oberth-Museum errichtet ist. Überhäuft mit ungezählten Ehrungen aus aller Welt, hat sich Hermann Oberth stets die Souveränität des freien Geistes einer wirklich großen Persönlichkeit bewahrt.

Heinrich Zillich hebt als kennzeichnenden Wesenszug hervor: „Die Wahrheit zu sagen selbst auf die Gefahr hin zu irren und stets ohne Angst vor den Mächtigen. Das war die Ehre der besten, jener noch herrenhaften Sachsen, der Bürger und Bauern, die in den Rathäusern der Heimat einst saßen. Die Zahl solcher Männer mindert sich heute leider, während die der Duckmäuser wächst wie überall in Westeuropa. Diesen Mann peinigt der Kern unserer Nöte: Würde- und Gesinnungslosigkeit."

Hermann Oberth ist ordentliches Mitglied der Deutschen Akademie für Bildung und Kultur, deren Schriftenreihe er seine Gedanken über „Politik und Kunst" zur Verfügung gestellt hat.

Liebe mater Heltvini, wußtest du, daß eines deiner Kinder - deinen Blicken längst entschwunden - in Wien lebt, Dozent der Kunstakademie von Japan e. h., Staatspreisträger und Grand-Prix-Sieger ist? Ende der Unterbrechung

Heldsdorf, geographische Randerscheinung, geschichtliches Ergebnis der beiden Koordinaten: Marienburg-Zeiden. Aus ihrem Spannungsfeld erwuchs die Geisteskraft manch hervorragender Männer.

Gleich zwei seiner großen Söhne gleichen Namens:

Johann Hedvig /1730-1799: Heldsdörfer Abstammung, in Kronstadt geboren, ein universaler Geist von Weltrang. Uns Siebenbürgern schon in Vergessenheit geraten. Er war der bedeutendste Botaniker des 18. Jahrhunderts. /A. Prox/ Ihm zu Ehren tragen zahlreiche Pflanzengattungen seinen Namen. 1798 war er ordentlicher Professor für Botanik an der Universität Leipzig.

Johann Lucas Hedvig /1802-1849: In Heldsdorf geboren, verdienstvoller Stadtantor Kronstadts, Komponist und Schöpfer der Melodie des allen Siebenbürgern zum vertrauten Volkslied - ja zur Hymne gewordenen "Siebenbürgen Land des Seegens", das jeder Siebenbürger Sachse "wie der Glühwurm sein Licht trägt, mit sich herumschleppt" /H. G. Gorgias/ Und wer gedächte da nicht unseres unvergeßlichen

Paul Richter /1885-1950: des einzigen Sinfonikers, den Süddeutsche hervorbrachten. Auch seine Wiege stand in Heldsdorf.

Und heute, in Zeiten höchster völkischer Bedrängnis auch Heldsdorfs, stehen eine Anzahl überragender Persönlichkeiten hoher Bildungsgrade im Dienst der angestammten Gemeinde; selbstlos, opferbereit auch um den Preis der Karriere stehen sie in der Pflicht der Gemeinschaft und vollbringen hier im heimatlichen Rahmen erstaunliche Kulturleistungen.

Darf man es da den Heldsdörfern verargen, wenn sie sich, mit einem Quäntchen Stolz, auch durch seinen Japandozenten, Staatspreisträger und Grand-Prix-Sieger, dem Haarschneidemeister Hermann Thoiss geehrt fühlen?!
- Ehrt eure deutschen Meister! -

ikgs

„Jede Nation wäre stolz ..."

Wenn bei uns in Rumänien, vor und während des II. Weltkrieges, ein Soldat, der sich um das Vaterland besonders verdient gemacht hatte, zu Grabe getragen wurde, schritt hinter der Artillerielafette, auf welcher der mit der Nationalflagge bedeckte Sarg lag, als erster, vor den Regierungsmitgliedern und der Generalität, ein Flügeladjutant des Königs.

Auf diese Weise, wollte man zeigen, dass die gesamte Nation an der Trauerfeier teilnahm ...

Die Ehrung der Soldaten, die vorbildlich ihre Pflicht getan haben, war und ist im rumänischen Volk so tief eingewurzelt, dass auch das uns aufgezwungene kommunistische Regime, mindestens auf diesem Gebiet, nichts dagegen zu unternehmen versuchte. Von den rumänischen Offizieren, meistens ehemalige Kommandeure von Verbänden während des II. Weltkrieges, die von den Deutschen mit dem Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet wurden, ist noch einer am Leben, Konteradmiral Horia Macellariu. Die übrigen sind in den letzten zehn, zwölf Jahren verstorben. Diese Ritterkreuzträger wurden ausnahmslos alle, im heutigen Rumänien mit militärischen Ehren beigesetzt ...

Am 18. Dezember 1982 starb Oberst a. D. Hans-Ulrich Rudel, der Sturzkampf-Flieger des zweiten Weltkrieges, der einzige Träger der höchsten Tapferkeitsauszeichnung, **die eigens für ihn geschaffen wurde,** des „Goldenen Eichenlaubes mit Schwertern und Brillanten des Eisernen Kreuzes.

In 2530 Feindflügen versenkte er drei Kriegschiffe, darunter das Schlachtschiff „Marat" und 70 Landungsboote. Er zerstörte 519 sowjetische Panzer, was bedeutet, daß er **acht Panzerbrigaden** (Stand von 1944) vernichtet hat. Er allein! Rudel stürzte sich mit Mut und Tapferkeit auf den Gegner, der Gefahren voll bewußt, mit welchen er zu rechnen hatte und brachte immernachhaltige Entlastung für die Erdkampftruppe, die sich oft, hauptsächlich in den letzten Monaten des Krieges, in schwieriger, verzweifelter Lage befand. Beim Vorrücken der Sowjets in Pommern, zerstörte Rudel allein unzählige Brücken und rettete damit hunderttausenden von Flüchtligen das Leben.

Die Kriegsgegner von einst haben diesem aussergewöhnlich tapferen Soldaten ihre Anerkennung nicht versagt und ihn entsprechend verehrt, denn Hans-Ulrich Rudel war und bleibt wahrscheinlich überhaupt der größte Held der Kriegsgeschichte. Er war einmalig, aber einmalig war auch das Benehmen des „offiziellen" Deutschland anläßlich seines Todes, des Todes eines Mannes, auf welchen jede Nation dieser Welt stolz wäre.

Nicht nur, dass der Bundespräsident niemanden schickte um einen Kranz am Grabe des Nationalhelden niederzulegen, nicht einmal ein Zug der Bundeswehr gab ihm die letzte Ehre. Es wurde sogar einzelnen Angehörigen der Bundeswehr verboten, an dem Begräbnis teilzunehmen und der Bundesverteigungsminister musste sich gegen die Anschuldigung wehren, daß Kampfflieger der Bundeswehr den betreffenden Friedhof am Begräbnistag überflogen hatten. Es ist nur zu hoffen, dass es tatsächlich auch so war. SPD-Funktionäre und Mandatsträger sind aufgesprungen und verlangten Untersuchung, Bestrafung ...

Wie nicht anders zu erwarten war, wurde Hans-Ulrich Rudel von der Kanaille des sogenannten deutschen Fernsehens und Rundfunks verleumdet, verhöhnt und als „Rechtsradikaler" gebrandmarkt ... Die Tagespresse kündigte den Tod von Hans-Ulrich Rudel nur in ein paar Zeilen an



Hans-Ulrich Rudel

und vergaß nicht zu schreiben, dass er ein „Gestriger", ein „Unverbesserlicher" war.

Nach unseren Kentnissen, verhielt sich nur eine einzige Tageszeitung anders, nämlich das in Bielefeld erscheinende „Westfalen-Blatt" (Auflage 200.000) das einen ausgezeichneten ehrenbezeugenden Artikel für Hans-Ulrich Rudel brachte: „... Der Schlachtflieger Rudel muß jeden Piloten der Luftwaffe faszinieren. Welcher junge Pilot nicht so empfindet, der sollte aussteigen, denn er wäre kaum den Sprit wert, den er verfliegt ..."

Man muss Theo Fritzen, stellvertretender Chefredakteur des „Westfalen-Blattes" für diese Zeilen den anerkennenden Dank aussprechen.

Straßen müssten nach Hans-Ulrich Rudel benannt, sein Bild müsste in jeder Kaserne, in jeder Schule an einem Ehrenplatz hängen. Anderswo wird genau so verfahren.

Über das Verhalten der Meinungsmacher haben wir uns nicht gewundert, aber wohl über das Verhalten der Männer, die für die Zukunft dieses Deutschland verantwortlich sind, denn in Anbetracht des herabwürdigenden Verhaltens, ist kaum zu erwarten, dass noch viele bereit wären ihr Leben zu riskieren, um die „Gesellschaft" zu verteidigen, wie mancher deutsche „Demokrat" das Vaterland zu nennen pflegt.

I. V. EMILIAN

Deutsche Seite der rumänischen Zeitschrift "Stîndardul", Balduin-Helm-Str. 16, 8080 Fürstenfeldbruck
März 1983

Ungarn als treibende Kraft in der Vorbereitung des Zweiten Weltkrieges

Eine Dokumentation von Johann Weidlein

Die Behauptung, Ungarn sei als kleines Land zwischen großen Machtblöcken Spielball fremder Interessen gewesen, ist sehr einleuchtend. Man kann sie auch in der deutschen Presse wieder lesen. Eine nähere Untersuchung der in den 1960er Jahren in Budapest veröffentlichten Dokumentationen zeigt jedoch das Gegenteil: Ungarn war eine, wenn nicht gar **die** treibende Kraft, **der** Initiator des ganzen Unheils, das über die Welt, besonders über das deutsche Volk hereinbrach. Einige Daten, die beweisen, daß Ungarn schwere Schuld an den Ereignissen seit 1933 trägt:

1. Ministerpräsident Gömbös hat 1933 seinem alten Gesinnungsgenossen Hitler beigebracht, daß Ungarn in seinen historischen Grenzen wiederhergestellt werden müsse. Das sei auch deutsches Interesse.

2. Ungarn fühlte sich berufen, „im Karpatenbecken eine eigene Politik zu betreiben, südlich der Donau auf Italien, nördlich davon auf Deutschland gestützt", denn „der Tschechoslowakei gegenüber brauche Ungarn Deutschlands aktive Freundschaft", wie sich Gömbös Mussolini gegenüber am 13. März 1934 äußerte.

3. Die ungarische Regierung gängelte die deutsche Außenpolitik im Südosten und schmiedete die „Achse" Berlin – Rom. Reichsaußenminister v. Neurath protestierte anfangs dagegen: „Entschieden weise ich es zurück, daß die ungarische Regierung uns in bezug auf unsere Politik Anweisungen gebe" (am 14. Nov. 1934), doch fügte er sich bald und erklärte am 25. Sept. 1936, das Reich werde sich ohne vorheriges Wissen Ungarns der Tschechoslowakei nicht nähern. Reichsverweser Horthy hatte schon am 22. August 1936 die Vernichtung der Tschechoslowakei, „dieses Krebsgeschwürs in Europa" vorgeschlagen. Horthy hatte bereits im Okt. 1932 in einem Memorandum, das er an 23 Staatsoberhäupter schickte, auch die Vernichtung der Sowjetunion empfohlen, und versuchte auch später Polen und immer wieder Hitler zu einem Auftreten gegen die Sowjetunion zu bewegen.

4. Wiederholt protestierte Ungarn gegen jedes deutsche Bestreben, mit Rumänien und Jugoslawien freundschaftliche Beziehungen zu unterhalten. So kam es dann, daß Italiens und Deutschlands Außenminister erklärten, sie werden jede Annäherung an diese beiden Länder von Ungarns Placet abhängig machen.

5. Seit 1937 drängten die Ungarn auf deutsch-ungarische Generalstabsbesprechungen. Die Deutschen waren es, die „die drängenden, aggressiven Anregungen der ungarischen Regierungskreise mit Bestimmtheit mäßigten" (Vgl. die „Geheimschriften Horthys", S. 167).

6. Als Hitler am 21. August 1938 Ungarns Rolle beim Angriff auf die Tschechoslowakei mit Horthy und seinen Mannen besprechen wollte, wurde bekanntgegeben, daß Ungarn mit den Staaten der Kleinen Entente in Bled einen Nichtangriffspakt geschlossen habe. Dieser Vertrag hinderte jedoch Ungarn nicht daran, die Tschechoslowakei im Okt. 1938 unter Kriegsdrohung zur Herausgabe der Südslowakei zwingen zu wollen, gegen Rumänien wiederholt zu mobilisieren und Italien Hilfsangebote in einem erhofften Kreig gegen Jugoslawien zu machen.

7. Beim erste Wiener Schiedsspruch am 30. Okt. 1938 verpflichtete sich Ungarn feierlich, ihn als endgültige Regelung anzunehmen. Als aber am 8. Nov. der deutsche und der italienische Gesandte beim ungarischen Außenminister erschienen, um Ungarn zur Teilnahme an der Grenzgarantie aufzufordern, lehnte Ungarn entschieden ab, denn es wollte die Karpatoukraine haben, deren Ministerpräsident Ungarns Agent war, – er erhielt monatlich 400 Pengö Bestechungsgeld. Nur mit vereinter Kraft erreichten es die Achsenmächte, daß Ungarn seinen Überfall auf dieses Ländchen verschob. Mit einem echten Nervenkrieg gegen Berlin erreichte es Ungarn, daß Mitte März 1939 die Tschechoslowakei zerschlagen wurde. Der 8. November 1938 ist der folgenschwerste Tag der jüngeren europäischen Geschichte.

8. Am 5. September 1939 mobilisierte Ungarn sein Heer gegen Rumänien. Am 2. Juli 1940 erklärte Außenminister Csáky als Antwort auf einen deutschen Protest: „Wenn wir uns zum Handeln entschließen, werden wir auf jeden Fall handeln und kümmern uns nicht um die Folgen." Da aber „die Deutschen und Italiener sich überzeugt hatten, daß die ungarische Armee kämpfen will", kam es zum 2. Wiener Schiedsspruch Ende August 1940.

9. Auf Veranlassung des Reichsaußenministers schloß Ungarn am 10. Dez. 1940 einen „ewigen Freundschaftsbund" mit Jugoslawien, protestierte aber am 16. März 1941 sehr energisch gegen die Absicht Berlins, die jugoslawischen Grenzen zu garantieren. Berlin fügte sich und deshalb kam es dann zum Krieg gegen Jugoslawien. Am 28. März hatte sich Horthy nach einer Besprechung mit dem Ministerpräsidenten Graf Paul Teleki mit den Zielsetzungen Hitlers gegen Jugoslawien noch einverstanden erklärt. Auch Teleki setzte sich für eine Aktion gegen Jugoslawien ein sowohl am 28. März als auch am 1. April 1941 auf der Sitzung des Höchsten Verteidigungsrates. Erst als er erfahren mußte, daß England jede Aktion gegen Jugoslawien als casus belli betrachten würde, verübte Teleki Selbstmord. In seinem Abschiedsbrief nannte er die Deutschen Halunken, wobei er selbst der erfolgreichste Kriegstreiber war.

10. Von der Reichsregierung niemals gebeten, drängte sich Ungarn in Erwartung eines schnellen deutschen Sieges in den Krieg gegen Rußland hinein. Die Behauptung, die Bombardierung Kaschaus am 26. Juni 1941 sei von deutschen Flugzeugen erfolgt, um Ungarn zum Kriegseintritt zu bewegen, entbehrt jeder Grundlage.

11. Nach Stalingrad verriet die ungarische Regierung dem Alliierten Hauptquartier in Kairo alles, was sie über die militärischen Absichten der Deutschen erfahren konnte.

12. Am 20. März 1944 wollte Ministerpräsident M. Kállay den Frontwechsel Ungarns verkündigen, darum ließ Hitler am 19. März seine Truppen in Ungarn einmarschieren. Am 11. Okt. desselben Jahres wurde in Moskau der Frontwechselvertrag unterzeichnet und am 28. Dezember 1944 erklärte die provisorische ungarische Regierung in Debrezin Deutschland den Krieg.

„Der Donauschwabe", Aalen, 28. August 1983

„AMNESTY INTERNATIONAL" unter Anklage

Seit mehr als zwei Jahrzehnten lobpreisen die Tagespresse, der Rundfunk und das Fernsehen der meisten westlichen Länder die Aktivitäten von „Amnesty International", die eine Gefangenenhilfsorganisation und das Sprachrohr des sogenannten Weltgewissens zu sein behauptet.

„Amnesty International" verfügt heute angeblich über 250.000 Mitglieder, unterhält Büros in 134 Ländern und hat beratende Stimme bei der UNO, bei UNESCO und im Europa-Parlament. Die Gesellschaft verfügt über viel Geld, weil ihre Mitarbeiter gut bezahlt sind, gibt unzählige Broschüren, Plakate und Flugblätter heraus, organisiert Ausstellungen und ist auch materiell an vielen Demonstrationen beteiligt.

Wer sich aber die Mühe nimmt, den Tätigkeitsbereich von „Amnesty International" statistisch zu erfassen, kann einwandfrei feststellen, dass sie die Verletzungen von Menschenrechten wie folgt dosiert: höchstens 5% solche, die in kommunistischen Ländern geschehen und 95% in Ländern, die sich dem Kommunismus widersetzen.

Da diese Dosierung mit der politischen Orientierung der Deutschen im Einklang steht, ist auch die Unterstützung, die „Amnesty International" bei diesen Medien findet, entsprechend.

Vier junge talentierte französische Autoren, Hugues Keraly, Alain Sanders, Jean Nerle und Francis Bergeron sind der Sache nachgegangen und haben ein sehr dokumentiertes Werk herausgegeben: **„Cinq continents accusent Amnesty International"** (Fünf Kontinente klagen Amnesty International an).

Bei der Herstellung der Berichte und Pressemitteilungen, die von den Medien im Wortlaut wiedergegeben werden, benützen die Herren von „Amnesty International" eine sehr einfache Methode. Wenn es sich um die Verletzung der Menschenrechte in einem kommunistischen Land handelt, wird der Vorfall in zwei drei Zeilen verfaßt und die Opfer werden als „Opposanten" bezeichnet. Wenn das aber in einem nichtkommunistischen Land passiert, **hauptsächlich in einem Land, das gegen kommunistische Machenschaften kämpft,** dann werden der Sache ganze Seiten gewidmet und es ist nicht mehr von „Opposanten" die Rede, sondern von „Gewerkschaftlern", „Intellektuellen", „Demokraten", „Freiheitskämpfern" u.s.w.

Das ist die Objektivität von „Amnesty International"!...

Wie kann es auch anders sein, wenn der Gründer dieser „Gefangenenhilfsorganisation", **Sean Mac Bride,** ein ehemaliges führendes Mitglied der terroristischen IRA-Organisation ist, 1977 mit dem **Lenin-Preis** für Frieden honoriert wurde und allen „Friedensbewegungen", die vom sowjetischen KGB patroniert werden, angehört.

An der Spitze der Zentrale von „Amnesty International" in London steht der Australier **Derek Roebuck**, ein notorischer Kommunist.

In dem obenerwähnten Buch, bringen die 4 französischen Autoren eindeutige Beschuldigungen gegen „Amnesty International" vor, nämlich, dass die Organisation mit den Zahlen schwindelt, dass sie alles, was in kommunistischen Ländern geschieht herabsetzt, sogar rechtfertigt und dass sie Angriffe orchestriert, die gegen die marokkanische, argentinische, chilenische, türkische, salvadorianische und andere Regierungen, die täglich gegen die Freunde des sowjetischen KGB kämpfen müssen, gerichtet sind.

In dem Jahresbericht von 1981, widmet „Amnesty International" 358 Zeilen den Menschenrechtsübertretungen in Südkorea, aber nur 81 Zeilen den Greueln, die in Kambodscha begangen werden.

Klipp und klar, diese sogenannte humanitäre Organisation ist, ohne offiziell an den kommunistischen Infiltrationsapparat gebunden zu sein, in Wirklichkeit der Treibriemen dieses Apparates: sie verbreitet, mit Unterstützung der Medien der meisten westlichen Länder, die kommunistischen Losungen und kämpft gegen alles, was sich dem „wissenschaftlichen" Materialismus und der neuen Weltordnung widersetzt. Die 4 französischen Autoren haben zu dieser Behauptung genug Beweise erbracht.

Angesichts so schwerer Anschuldigungen, wäre es logisch gewesen, wenn „Amnesty International" dazu Stellung genommen hätte. Sie hat es nicht getan und ihre verbündeten Meinungsmacher haben dem Totschweigen den Vorrang gegeben.

Es ist auch dies eine Bestätigung, dass in „Cinq continents accusent Amnesty International" die Wahrheit gesagt wurde.

Wir können dieses Buch nur empfehlen.

ive

Aus der deutschen Seite der rumänischen Monatsschrift „Stindardul", Feb. 1983, Redaktion Baldwin Helmstraße 16 D-8080 Fürstenfeldbruck

ikgs

Aus Vergangenheit und Gegenwart der Banater Schwaben

Hans Wolfram Hockl: "Schöne Häuser, wo Ruinen waren", Erzählungen aus Ost und West, J.G. Bläschke Verlag, A-St. Michael, 128 S.

Die hier gesammelten Prosastücke sind zwischen 1950 und 1980 entstanden und zum größten Teil schon mehrfach in Zeitungen, Zeitschriften und Kalendern oder als Bestandteile von Romanen erschienen. Sie gliedern sich in drei thematische Gruppen unterschiedlichen Umfangs und unterschiedlicher Bedeutung für den Gesamtwert des Buches. Mehr als die Hälfte der Sujets hängt mit Vergangenheit und Gegenwart der Banater Schwaben zusammen, aus deren Mitte Hockl hervorgegangen ist. Trennungsstrich zwischen Vergangenheit und Gegenwart ist für das ost- und südosteuropäische Deutschtum immer noch der Zweite Weltkrieg, an dessen Folgen es noch lange herumlaborieren wird. Da der Band chronologisch aufgebaut ist, stehen die "historischen" Erzählungen am Anfang. Eine davon ist "Die Brautfahrt nach Argentinien", die inhaltlich gewichtigste wenn auch nicht vollkommenste Geschichte der Sammlung: Anfang des Jahrhunderts macht sich eine schwäbische Bauerntochter aus dem Banat mutterseelenallein in die argentinischen Pampas zu einem ausgewanderten

Landsmann auf und legt auf dieser Reise eine Probe überragender Menschlichkeit ab. In der letzten dieser Vorkriegsgeschichten, die den Titel "Deserteur Joan Weißmüller" trägt, verspottet Hockl Korruption und Bürokratie des Verwaltungs= apparats der rumänischen Armee, verdirbt einem aber den Spaß an der Satire durch übermäßigen Stolz auf Film-Tarzan Johnny Weißmüller, einen Sohn des Banats.

Hockl gehört zu jenen Banater Schwaben, die als Folge des Zweiten Weltkriegs ihre Heimat in Rumänien aufgegeben und sich im Westen niedergelassen haben. In einer Serie von Erzählungen gestaltet er Vorkommnisse aus dem Leben dieser Flüchtlinge, zu denen auch Donauschwaben aus Jugoslawien und Ungarn stießen. Aber nicht alles, was er unter dem Eindruck des damaligen Elends geschrieben hat, ist ihm so gut geraten, daß es hier noch einmal hätte veröffentlicht werden müssen. Mit den Titeln "Im Lampenlicht" - ein betagtes österreichisches Bauernehepaar überwindet sich selbst und holt seine aus Jugoslawien stammende Schwiegertochter und ihre Kinder aus Amerika zurück - und "Michel möchte dies und das" - eine köstliche Liebeshumoreske, ein Mädchen aus Österreich namens Monika kapert sich in souve= räner Manier einen Burschen aus Ungarn namens Michel - wäre diese Thematik hier ausreichend vertreten gewesen.

Die Solidarität des Autors mit seinen noch in der alten Heimat lebenden Landsleuten kommt in dem Romanfragment "Der Seher" zum Ausdruck, einer Beschreibung des Leidensweges dieser Menschen während des Zweiten Weltkrieges und danach; wohl aus Mangel an Erfahrung "am eigenen Leibe" ist sie aber recht abstrakt ausgefallen. "Gesucht werden Klein-Zica und ihr Vater" wirft ein Schlaglicht auf die Schwierig= keiten, auf welche die rumänische Geschichtsschreibung beim Aufarbeiten des deutschen Strangs der Vergangenheit des Banats stößt. Ebenfalls auf den Zweiten Weltkrieg bzw. seine Hinterlassenschaft beziehen sich zwei weitere Erzählungen, mit denen Hockl den Boden der realistischen Erzählweise verläßt und seine Ideen, einer österreichischen Mode folgend, in symbolhafte Handlungen kleidet. Gemeint sind "Wolga! Wolga!" und die Titelgeschichte "Schöne Häuser, wo Ruinen waren". In ihnen kommt der Zweite Weltkrieg in Form eines ironisch kommentierten sportlichen Wettstreits vor, nämlich als Lauf zur Wolga bzw. als Boxkampf. Wer Spaß an Ver= schlüsselungen hat, kommt bei ihrer Lektüre vielleicht auf seine Rechnung;deutlich herauslesbar ist nur die Abneigung des Autors gegenüber dem Dritten Reich und deren höchsten Machthabern sowie der Wunsch nach einer Friedensordnung in unserem Erdteil.

Die letzten Erzählungen, "Heitere Heimkehr" und "Der freundliche Straßenräumer", üben Kritik am Benehmen bzw. an dem kleinlichen Wesen unserer Zeitgenossen. Sie erweitern den Band also um einen Themenkreis, doch kann man nicht sagen, daß sie ihn auch bereichern.

Michael Bürger (KK)

Capri mit donauschwäbischem Einschub

Hans Wolfram Hockl: "Liebe auf Capri/Variationen von der Trauminsel", Hermansen Verlag, Köln, 312 S.

Titel und Untertitel erwecken den Anschein, als sei Hockl von den zahllosen Be= suchern Capris zu seinen Erzählungen angeregt worden, tatsächlich hat ihn jedoch die Vergangenheit der Insel und ihrer Bewohner zu diesem Zyklus inspiriert. Die sieben im Inhaltsverzeichnis angeführten Erzählungen lehnen sich an archäologische Erkenntnisse oder an Gestalten und Ereignisse an, die in den Geschichtsbüchern vorkommen. Die ersten sechs davon geben auf unverbindliche literarische Weise den Wandel der Sitten und Lebensformen der Capresen von der Frühgeschichte bis zur zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wieder. Ihre chronologische Anord= nung deutet darauf hin, daß Hockl in großen Zügen die historischen Etappen der Inselgemeinschaft darstellen wollte. Sein gestalterisches Bemühen gilt aber einem

Element, das über alle Zeitalter hinweg unverändert geblieben ist: der Sinnlichkeit des Inselvölkchens, seinem südländischen Temperament. Hockl bringt diese Lebens= philosophie des Genusses mit den örtlichen geographischen Gegebenheiten und der antiken Hochkultur in Verbindung, die uns in dem verschütteten Pompeji in ein= maliger Anschaulichkeit überliefert worden ist: Unter der Rauchfahne des Vesuvs, dem Wahrzeichen ständig drohender Katastrophen, sei den Menschen, deren Le= bensraum an den Golf von Neapel anrainte, das horazische "carpe diem" - genieße den Tag -, einer der Leitsprüche des griechisch-römischen Zeitalters, in Fleisch und Blut übergegangen. Der Autor hat auch die germanische und deutsche Prä= senz in dieser klassischen Landschaft in das Geschehen einbezogen.

Die ersten sechs Geschichten werden durch eine Rahmenhandlung zu einem Zyklus zusammengefaßt. In der Symbolik des Rahmens äußert sich Hockls Vertrauen in die Jugend und der unausgesprochene Wunsch nach Abbau der Barrieren zwischen den Völkern und Eintracht in der Welt.

Die siebente Erzählung steht außerhalb des Rahmens und hat innerlich nichts mit den Capresen und ihrer Geschichte zu tun, gehört auch mit Sicherheit nicht zu der ursprünglichen Anlage des Werkes. In ihr wird die sehenswürdige Insel unver= mutet zum Schauplatz der Sühne banatschwäbischer Beteiligung an Verbrechen des Zweiten Weltkrieges und zur Tribüne für eine offene Anklage gegen die Heraus= geber des Blattes der donauschwäbischen Landsmannschaft. (Hockl lebt in Öster= reich, stammt aber aus dem rumänischen Banat.) So wird der Leser wider Willen mit einer Vergangenheitsbewältigungsaffäre regionaler Bedeutung konfrontiert, die zu den übrigen Erzählstoffen wie die Faust aufs Auge paßt. Derartige Fehden ge= hören besser in die Presse und nicht zwischen die Deckel eines Buches.

Außer diesen sieben enthält der Band fast ein Dutzend weiterer Geschichten, die von handelnden oder zufällig auftretenden Personen zum besten gegeben werden und nicht im Inhaltsverzeichnis auftauchen. Es sind laut Angabe keine Erfindungen Hockls, sondern Nachgestaltungen alter Muster aus dem Dekamerone und der volks= tümlichen französischen, deutschen und böhmischen Schwankliteratur.

Michael Bürger (KK)

Eine notwendige Stellungnahme

Siebenbürgische Zeitung, München, 15.4.1984

Zu den Ursachen der Aussiedlungsbewegung

Von Hans Hartl

Unter der Überschrift „Siebenbürgen verliert immer mehr Pfarrer durch Auswanderung" berichtete die „Frankfurter Allgemeine Zeitung" (FAZ) am 4. April 1984 mit Berufung auf Informationen aus dem Martin-Luther-Bund in Erlangen alarmierende Tatsachen. Sie betreffen den seit Jahren anhaltenden Exodus lutherischer Geistlicher aus Siebenbürgen. Um ihm entgegenzuwirken, hat die Kirchenleitung in einer „Neuordnung" verfügt, daß der Aussiedlungsantrag eines kirchlichen Amtsträgers an die rumänischen Behörden einer einseitigen Aufkündigung seines Dienstverhältnisses gleichzusetzen ist.

Dem in der „FAZ" veröffentlichten Bericht zufolge sind in den letzten fünfzehn Jahren nicht weniger als 116 Pfarrer aus Siebenbürgen in die BR Deutschland übergesiedelt; nur noch 149 stehen der Kirche in Siebenbürgen weiter zur Verfügung. Allein 1983 haben elf Geistliche das Land verlassen, weitere fünf stehen kurz vor der Ausreise, in Mediasch wurden drei von vier Pfarrern bereits die Pässe ausgehändigt, der vierte soll ebenfalls seine Ausreise betreiben. Der Verlust an ausgewanderten Geistlichen könne, so heißt es in dem Bericht weiter, nicht mehr wettgemacht werden, weil die Bukarester Kultusbehörde die Zahl der theologischen Studienanfänger — vorgeblich aus finanziellen Gründen — drastisch verringert habe.

Die vom Landeskonsistorium unter dem Eindruck dieser besorgniserregenden Entwicklung beschlossene „Neuordnung des Dienstverhältnisses kirchlicher Amtsträger" wird, immer dem „FAZ"-Bericht zufolge, am 16. April in Kraft treten. Bisher erlosch das Dienstverhältnis Geistlicher durch Tod, Ruhestand, Berufung in ein anderes Pfarramt, Amtsenthebung oder Amtsniederlegung — nun kommt die Absicht der Auswanderung hinzu. Diese dokumentiere, so heißt es hierzu in einem Rundschreiben an alle Kirchengemeinden, daß der betreffende Pfarrer nicht bereit sei, „den in der Ordination und Amtseinführung übernommenen Dienst auf Dauer weiter zu versehen". Daher müsse von einer „einseitigen, zeitlich nicht festgelegten Kündigung des Dienstverhältnisses" ausgegangen werden. Die weiteren Verfügungen der „Neuordnung" betreffen die Verfahrensweise zur Fortführung der verwaisten Pfarrstelle.

Es bleibt abzuwarten, ob diese neuen Maßnahmen den Exodus der Pfarrer aus Siebenbürgen unterbinden oder zumindest reduzieren werden. Als wenig wirksam hat sich die schon unter Bischof Müller mit der EKD vereinbarte Nichtbeschäftigung ausgesiedelter siebenbürgischer Pfarrer erwiesen, und auch der von Bischof D. Albert Klein auf der Hermannstädter Landeskirchenversammlung Ende 1982 an die Pfarrerschaft gerichtete Appell: „Die Kirche wandert nicht aus!" blieb, wie Pastor Schellenberg, der Generalsekretär des Martin-Luther-Bundes laut „FAZ" beklagt, „bei einem großen Teil der Geistlichkeit ungehört".

Welche Sorgen und Probleme auf der Evangelischen Kirche in Siebenbürgen lasten, hat Bischof Klein im September vorigen Jahres auf der Potsdamer Synode der Evangelischen Kirchen in der DDR dargelegt. Zwei Auszehrungsprozesse saugen an der Lebenskraft unseres dahinschmelzenden Volksstammes: Zum einen die Abwanderung aus den Landgemeinden in die forciert ausgebaute Industrie, die unsere Landgemeinden, wie Bischof Klein betonte, unaufhaltsam schrumpfen läßt, während die Industrie-Abwanderer im Malstrom der Entwurzelung, Proletarisierung und Assimilation aus der Kirchenzugehörigkeit (wir fügen hinzu: auch aus der Volkszugehörigkeit) herausgelöst werden; zum anderen die Auswanderungsbewegung (die ja im Grunde eine Vertreibung ist, weil sie unter dem Druck des unmittelbar drohenden nationalen Identitäts-, Sprach- und Kulturverlustes erfolgt).

Man beachte, daß Bischof Klein die zerstörerische Sogwirkung der Industrie (ca. 70 % unserer ehemaligen Bauern und ihrer Nachkommen sind heute Arbeiter und Hilfsarbeiter!) an erster Stelle nennt. Die von ihm so genannte „Auswanderungsbewegung" bewertet er zwar als nicht minder auszehrend, jedoch nimmt er ihr gegenüber einen ambivalenten Standpunkt ein: die Kirche könne und wolle weder zum Bleiben noch zum Gehen auffordern; die Entscheidung hierüber müsse jedermann für sich selbst „vor Gott gewissenhaft fällen". Dem folgte in der Potsdamer Rede freilich der Ausspruch: „... Wir wissen, daß Gott uns nicht fortgerufen hat; wir haben kein Signal, auszuwandern."

Dieser Ausspruch mag so stehenbleiben; über Theologismen läßt sich nicht diskutieren, besonders wenn sie, wie dies auch in den fünfziger und sechziger Jahren geschah, zugunsten von Durchhalteparolen gegen realistische Analysen ins Treffen geführt werden. Aber eine bittere Feststellung können wir nicht unterdrücken: Wohl nie in unserer Geschichte war unser Volk und jeder Einzelne in einer historisch so schicksalhaften Frage derart alleingelassen! Und dazu ahnt, spürt, sieht nun jeder, daß in dieser Schicksalsfrage zwischen Kirchenleitung und Pfarrerschaft verhängnisvolle Divergenzen aufklaffen: der Exodus so vieler Pfarrer hat sie sichtbar gemacht. Darf man denn alle die Geistlichen, die ihre Gemeinden bereits verlassen haben oder in der Zukunft noch verlassen werden, als pflichtvergessene Deserteure abtun, ihnen das Recht absprechen, auch ihre Entscheidung „vor Gott gewissenhaft zu fällen"? Sie sehen die Lage ihres Volksstammes und ihrer Kirche offenbar anders als die Kirchenleitung: Sie sehen gemeinsam mit der weit überwiegenden Mehrheit ihrer Landsleute den unaufhaltsamen Untergang herannahen, und so berechtigt die Devise auch sein mag: „Der Pfarrer geht als letzter!", so berechtigt könnte auch die Umkehrung sein: „Der Pfarrer muß vorangehen, um zum Aufbruch aus dem von ihm am klarsten erkannten Verderben zu mahnen!"

Hierüber zu rechten, fühlen wir uns nicht befugt. Tragödien lassen sich nicht reglementieren. Wogegen aber mit aller Entschiedenheit protestiert werden muß, ist die von Pastor Schellenberg gegenüber der „FAZ" gemachte Äußerung: *„Die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) müsse mehr als bisher tun, um ein Gegengewicht zu bilden gegenüber der ‚Lobby der Landsmannschaft', die für eine Auswanderung und damit für ein Ende der achthundertjährigen Geschichte der Siebenbürger Sachsen plädiere."*

Das ist unredliche Tatsachenverdrehung. Denn Pastor Schellenberg spricht von einer „Lobby der Landsmannschaft", von der er sicherlich weiß, daß es sie nicht gibt, es sei denn, er diffamiert die frei gewählten, vom Mehrheitswillen getragenen, demokratisch legitimierten Leitungsgremien der Landsmannschaft aus tendenziösen Gründen absichtlich als „Lobby".

Unredlich ist auch die — sicherlich ebenfalls gegen besseres Wissen — der angeblichen „Lobby" angelastete Unterstellung, sie betreibe die Auswanderung und „plädiere damit für ein Ende der achthundertjährigen Geschichte der Siebenbürger Sachsen." Dieser Satz ist so formuliert, daß Außenstehende daraus herauslesen müssen, eine bösartige Lobby propagiere die Auswanderung zu dem Zweck, der achthundertjährigen Geschichte ein willkürliches Ende zu setzen.

Die Wahrheit ist, und Pastor Schellenberg dürfte sie sehr wohl kennen, daß mindestens 80 % unserer Landsleute in Siebenbürgen (und auch im Banat) verzweifelt ihrer Aussiedlung entgegenharren — trotz sprichwörtlich einzigartiger Heimatverbundenheit, Geschichtsverwurzelung, zähem Durchhaltevermögen. Sie sind bereit, alles hinter sich zu lassen, um dem sicheren Untergang als nationale Minderheit, dazu auch, das sei nicht geleugnet, einer schon Jahrzehnte andauernden leiblichen und seelischen Not zu entgehen. Daß sich die Landsmannschaft für ihre Herausholung einsetzt, ist, erstens, ein Gebot der — auch von der EKD so oft beschworenen — Menschenrechte, zweitens, ein Gebot der Rettung von Stammesangehörigen vor ihrem ethisch-sprachlich-kulturellen Untergang.

Wer diese tatsächlichen Motive auf unredliche Weise mißdeutet, setzt sich, wollte man ihm mit gleicher Münze antworten, der Frage aus, ob sein Interesse vielleicht darauf gerichtet ist, zwar nicht eine deutsche Inselposition, wohl aber eine konfessionelle — auch um den Preis rumänicher Kirchenpredigten — erhalten zu wollen?

Zu solchen Zuspitzungen aber sollte es besser nicht kommen. Es wäre eine Erleichterung, wenn Pastor Schellenberg in der „FAZ" erklärte, daß seine zitierte Äußerung ungenau wiedergegebenen oder von ihm mißverständlich formuliert worden sei.

Wegen der Osterfeiertage wird der Redaktionsschluß für Folge 7 (30. 4. 1984) vom 23. 4. auf den 19. 4. 1984 vorverlegt.

Irene Mokka: Der blaue Falter. Märchen, Vorwort Georg Scherg, Temeswar, Facla-Verlag, 1983

Das ist das zweite Buch von Irene Mokka, das im Verlauf eines Jahres erschienen ist; etwas früher als dieser „Märchen"-Band war eine erste Auswahl ihrer Gedichte in rumänischer Sprache erschienen („Un cîntec fără sfîrşit", Bukarest, Cartea Românească, Übers. von A. Dumbrăveanu und H. Fassel). Die zehn Texte der neuen Temeswarer Ausgabe hat Hans Mokka dem Nachlaß der Dichterin entnommen und zunächst Wolf von Aichelburg, nach dessen Ausreise aus Rumänien aber Georg Scherg um ein Vorwort gebeten. Sowohl Aichelburg als auch Scherg waren mit Mokkas befreundet, so daß man vermuten konnte, daß sie den Texten mit behutsamem Verständnis und ungeteilter Aufmerksamkeit nahen würden. Das ist auch geschehen: das Vorwort von Georg Scherg breitet sich über ein gutes Viertel der Ausgabe aus. Wenn dabei Brentano, Goethe, Hölderlin zitiert werden, der Versuch unternommen wird, die typologische Zugehörigkeit der Texte zur Gattung Märchen zu beweisen (Irene Mokka selbst hat diese Versuche wahrscheinlich gattungstypologisch gar nicht definiert; im Falle von „Sapientius" und „Das Krüglein" sind im Nachlaß keine Präzisierungen dieser Art vorhanden), so übernimmt sich der Interpret oft. An der Bedeutung dieser Texte gemessen (selbst innerhalb des Gesamtwerkes von Irene Mokka) sind die hermeneutisch-bemühten Einzelauslegungen — trotz oder vielleicht gerade wegen ihres Einfalls-Reichtums — keineswegs exakte Determinierungen des Textpotentials, vielmehr subjektive Überdeutungen. Es ist zu bedauern, daß gerade diese, zum Teil belanglosen Versuche von Irene Mokka, die bisher aufwendigste Exegese veranlaßt haben.

Die Unstimmigkeiten entstehen diesmal aufgrund der inadäquaten zeitlichen Einordnung der Texte, aufgrund unangebrachter Querverbindungungen, die zwischen einzelnen Schaffensperioden der Dichterin „entdeckt" werden. Denn wenn es sich um „Märchen" handeln soll, dann sind in erster Linie Beziehungen zu den Versuchen der fünfziger Jahre angebracht, als die Autorin unter dem Pseudonym Grete Groß für Kinder und Jugendliche in Vers und Prosa fabulierte. Ebenso gut könnte man die Märchendramatisierungen der sechziger Jahre („Schneewittchen", „Das tapfere Schneiderlein", „Das kalte Herz") heranziehen. Georg Scherg hat zwar aufmerksam gelesen, was von Irene Mokka im Druck erschienen ist, doch kennt er den Nachlaß nicht, der zum großen Teil in der UB Jassy deponiert ist. Deshalb nimmt er eine Mitteilung von Hans Mokka zum Richtmaß und datiert die Texte 1940—42, bzw. 1950. Sicher ist, daß Irene Mokka selbst die Entstehungszeit nicht angegeben hat. Doch verweist die ganze von sich selbst berauschte Metaphorik auf die späten dreißiger Jahre, zu denen auch die Leitmotive: Liebe, Naturhaftigkeit, die von Sozialem isolierte Zweisamkeit passen. Der aus Anspruchslosigkeit zusammengefügte Spiel-Raum einer individuellen Gefühls-Erfüllung wird in den frühen Gedichten (1937—38) ähnlich konzipiert, und die Nachklänge der Schulaufsätze (1927—30) mit ihrer unkomplizierten, symbolbeladenen Handlungsführung sind ebenfalls noch wahrnehmbar. Deshalb ist die Vermutung gerechtfertigt, daß es sich bei diesen „Märchen" um sehr frühe Versuche von Irene Mokka (damals noch: Albert) handelt, die am besten in der großen Sammelausgabe (800 Seiten) hätten erscheinen können, die seit 1980 darauf wartet, daß der Kriterion-Verlag sie druckt. So sind sie als Einzelausgabe erschienen: die ungekürzte Drucklegung der „Bedenken" (1974 hatte man bei Kriterion einen guten Teil dieser Kurzprosatexte unterschlagen) hätte es eher verdient, in der Geburtsstadt Irene Mokkas zu erscheinen.

H.W.

Südostdeutsche Vierteljahresblätter, 33. Jg., München, 1984, 1. Folge

Die Nummer 1/84 bietet in bunter Mischung für jeden etwas. Die Verse von Hans Diplich, die Erzählung von Hans Bergel, die aufschlußreiche Dokumentation von Anton Hochgatterer: „Die Donauschwaben von Entre Rios". Wenn sich dazu Walter Engel eine Würdigung des heute 75jährigen Diplich leistet, die Informationen rafft und sich Tiefe nicht vornehmen kann, wenn Diplich selbst einen Aufsatz beisteuert („Stefan George und die Banater Jugend um 1930") und einen Überblick über seine „Publikationen der letzten fünf Jahre" gibt, so vermißt man doch einen hic et nunc so notwendigen Hinweis auf die editorischen Schicksale des Mitherausgebers dieser Zeitschrift. Es wäre sehr zu wünschen gewesen, die Schwierigkeiten, die Erfolge, die programmatische Entwicklung der Zeitschrift, die Zusammenarbeit zwischen Heinrich Zillich und Diplich in einer Darstellung erfaßt zu wissen. Mit gewohnter Präzision stellt Otto Folberth ein Modell kulturgeschichtlicher Komparatistik zur Diskussion: die nationale Bedeutsamkeit von Stefan Ludwig Roth bzw. von Nicolae Iorga in unterschiedlichem ethnisch-politischem Umfeld. Der Abschied von Anton Büchl ist mit dem posthumen Nachdruck einer Arbeit über den „Banater Reisanbau" verbunden, die sowohl Archivdaten, als auch die Beiträge von Reisebeschreibungen zu Rate zieht. Arthur Braedt berichtet über die Anfänge des Bukarester „Schiller"-Hauses, und Ute Monika Schwob begrüßt die neue Gedichtsauswahl von Nikolaus Berwanger, die Alexander Ritter betreute, als eine neue, poesieverdächtige Phase im Schaffen des Temeswarer Journalisten. Die Ergänzung Hilde Pilder-Kleins zum Aufsatz von G. Gündisch über Rudolf Spek ist begrüßenswert und ihrerseits ergänzenswert: Speks Leistung steht nicht zur Frage, sie wird durch die Verdienste Kleins nicht geschmälert, aber: 1. das „Korrespondenzblatt" war unter seinem neuen Chef nicht nur „mit den alten Zielen" unterwegs, es suchte seine Mitarbeiter in ganz Rumänien, zog deutsch-rumänische Themen in seine Betrachtungen ein, bearbeitete die Beiträge redaktionell; 2. die editorischen, die finanziellen Schwierigkeiten, die in Hermannstadt nicht mehr zu bewältigen waren, wurden in den späten dreißiger Jahren durch die „Übersiedelung" nach Jassy, wo die Zeitschrift von der katholischen „Presa bună" gedruckt wurde, gelöst, 3. die Autorität der Jassyer UB (Direktor: Klein) trug zur Verbreitung der Zeitschrift wesentlich bei. So war der Redaktionswechsel keineswegs ungerechtfertigt.

B. Klein

Kaindl-Archiv. Mitteilungen der Raimund Friedrich Kaindl-Gesellschaft. Hrsg. von Irma Bornemann, Stuttgart, 1982, H. 3

Die dritte Nummer des Kaindl-Archivs umfaßt fünf Beiträge, darunter die Erinnerungen von Franz Kopecki an die Besetzung von Czernowitz durch sowjetische Truppen (28. Juni 1940), die Darstellung des Bukowiner Postwesens nach 1775 (Autor: Hubert Mayer). Besondere Weitsicht läßt der Aufsatz von Rudolf Wagner erkennen: „Die Inauguration der rumänischen Universität in Czernowitz". Gezeigt wird, wie statt eines nationalen Pluralismus (er war von 1875—1918 an der „Francisco Josephina" üblich) mit dem Wechsel der Unterrichtssprache (Deutsch wurde durch Rumänisch ersetzt) eine nationalistische Ein-Seitigkeit institutiert wurde. Das widersprach den regionalen Gegebenheiten, denn neben den Ukrainern (Ruthenen) waren die Rumänen der Provinz höchstens zahlenmäßig gleich stark; auch störten extremistische Maßnahmen die gute Kommunikation zwischen den Deutschen, Juden und dem Staatsvolk. Die Folgen waren absehbar: von den „alten" Professoren blieben nur 4 im Amt, die anderen zogen sich aus Protest zurück, fanden in Graz, Wien und anderswo neue Arbeitsplätze. Es dauerte lange, bis Zugeständnisse und Verbesserungen wieder dazu führten, daß der Lehrbetrieb in Czernowitz sich den früheren Leistungen näherte, doch dann kam 1940 die endgültige Schließung der Universität nach der russischen Besetzung. Teodor Onciulescu beschäftigt sich mit

Aula, Graz, Heft 2/1984

Kirche und Nation



Pius XII., wegen seiner außerordentlichen Sympathien für das deutsche Volk und Deutschland „der deutsche Papst" genannt

Daß mit Carol Woityla ein glühender Nationalist auf den Stuhl Petri gekommen ist, ist landläufig bekannt. Weniger bekannt ist allerdings, daß damit die katholische Kirche allgemein eine präzisere Stellung zum Phänomen der Nation einzunehmen beginnt. So hieß es erst unlängst im „Osservatore Romano":

„Angesichts der gegenwärtigen Bedrohung und Rückschläge, die wir erleben, schaut die Kirche mit größter Sorge auf das Innere des Menschen, auf seinen Geist. Sie schaut auf den Geist der Nation, und in der geistigen Wiedergeburt sieht sie die Heilung und Rettung.

Die Nation ist nicht nur eine Gemeinschaft von Individuen, Sie ist vielmehr eine Synthese der Sprache, des Denkens, der Werte, der Erfahrungen, des Glaubens, der Tradition – also eine Synthese der Kultur. Diese Synthese bildet Menschen und formt die Generationen. Daraus schöpft der Mensch die Kraft für sein Leben in der Familie, der Heimat und für die Zukunft."

Nun ist dies zweifellos vom Papst in Hinblick auf sein eigenes Volk, auf die Polen also, gemünzt, das er offenbar bis zur historischen Ungerechtigkeit liebt. Dies darf man deshalb behaupten, da sich Johannes Paul II bei seinem letzten Polenbesuch auf dem oberschlesischen Annaberg zur Behauptung hatte hinreißen lassen, dieser sei „ein Symbol des nationalen Widerstandes". Widerstand hatten im Jahre 1921 aber nur die Deutschen gegen den Versuch polnischer Insurgenten, das Land gewaltsam in ihren Besitz zu bringen, geleistet.

Dennoch muß man die Worte des Papstes auf alle Nationen gemünzt verstehen – auch auf die deutsche. Jahrzehnte sind vergangen, seit der Vatikan durch Papst Pius XII mit seiner Rüge an den polnischen Klerus, weil dieser die Vertreibungsverbrechen an den Ostdeutschen widerspruchslos duldete, zuletzt für die deutsche Nation Stellung bezogen hat. Nun scheint sich dies zu ändern. Im November vergangenen Jahres bezog der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Josef Kardinal Höffner, in einer Grußbotschaft an eine deutschlandpolitische Tagung, die von einer Bonner CV-Verbindung veranstaltet wurde, eindeutig Stellung:

„In unserem Volk ist seit der Katastrophe des Zweiten Weltkrieges und seit dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus die Liebe zum Vaterland in Verruf geraten", schreibt Höffner. „Die Vaterlandsliebe war schändlich mißbraucht worden. Viele litten an Deutschland. Es war fast verpönt, überhaupt noch vom Vaterland zu sprechen, an die Stelle der Vaterlandsliebe war die Vaterlandsschelte getreten. Man sprach höchstens noch von Landschaftspflege und Denkmalschutz.

Mir scheint, daß die Zeit gekommen ist, sich auch bei uns wieder auf die christliche Botschaft vom Verhältnis des Menschen zum Volk, zum Vaterland, zum Staat zu besinnen. Nach christlichem Verständnis gründet die Liebe zum Vaterland in der ehrfürchtigen und liebenden Hingabe jenen gegenüber, denen wir unseren Ursprung verdanken: Gott, unsere Eltern, wo unsere Wiege stand, das Land unserer Muttersprache."

So scheint es also, als bewiese sich wieder einmal jener feine politische Instinkt, der die Institution Kirche zwei Jahrtausende hatte überleben lassen, indem sie es verstand, sich neuen grundlegenden Entwicklungen gegenüber aufzuschließen. Und heute ist es eben die Frage nach der deutschen Identität, die nicht nur für Mitteleuropa bestimmend sein kann. F.X. Seltsam

Buchbesprechungen:

Wie man die Deutschen wieder hinters Licht führen will

Diplomáciai iratok Magyarország külpolitikájához 1936 – 1945. Magyarország külpolitikája a nyugati hadjárattól a Szovjetunió megtámadásáig 1940 – 1941, V. Dokumente zur ungarischen Außenpolitik 1936 – 1945. Band V. Ungarns Außenpolitik vom Westfeldzug bis zum Angriff auf die Sowjetunion, 1940 – 1941. Mit deutscher Beilage. Zusammengestellt von Gyula Juhász. Akademie Verlag, Budapest 1982. 1428 Seiten, Preis 330 Ft.

Nach fast zehnjähriger Pause erschien nun der 5. Band der ung. diplomatischen Schriften, die ich bereits bei der Niederschrift meiner Aufsätze über „Donaudeutschland", den „Selbstmord des Grafen Teleki" und über die von Ungarn geplante Vertreibung der Bunjewazen herangezogen habe (vgl. Der „Donauschwabe" vom 5. 2., vom 10. 6. und vom 8. 7. 1984). Es gibt freilich noch viele wichtige Dokumente in diesem Band, wenn auch nicht solche, die uns am meisten interessieren würden.

Keine Spur findet man darin über das ungarländische Deutschtum und seinen Kulturverein, den Volksbund (VDU). **Über** den ehemaligen Volksgruppenführer Dr. Franz Basch werden zwei mehr oder weniger gehässige Berichte veröffentlicht, **von ihm** aber kein Wort. Die zahlreichen Eingaben des VDU an die Regierung sind freilich keine diplomatischen Schriften, aber auch die Briefe von Bajcsi-Zsilinszky Endre sind es noch weniger, dennoch wurden mehrere von ihnen in den Band aufgenommen. Rühmend sei jedoch erwähnt, daß wir in diesem Band keine Spitzelberichte als diplomatische Schriften gefunden haben. Aber auch das Wiener Volksgruppenabkommen ist darin nicht enthalten. In der deutschen Beilage wird einmal von der „ungarnfeindlichen Stimmung der Siebenbürger Sachsen und der Ungarndeutschen" gesprochen (S. 1409, Nr. 861 vom 21. Juni 1941). Das ist einer der sonderbaren Schachzüge der Herausgeber: Im ungarischen Originaltext auf S. 1207 wird nämlich nicht von den Ungarndeutschen, sondern von den Siebenbürger Sachsen und Schwaben, bzw. von ihrer „Abneigung gegen eine Rückkehr zu Ungarn" gesprochen. Es ist sonnenklar, daß unter „Schwaben" nicht die Ungarndeutschen, sondern die Schwaben im rumänischen Banat gemeint sind. Ob es sich hier um einen Flüchtigkeitsfehler handelt oder ob es eine bewußte Stimmungsmache gegen die Ungarndeutschen ist, möchten wir nicht entscheiden.

In einwandfrei betrügerischer Absicht verfuhr man bei der deutschen Wiedergabe des Tagesberichtes von J. Vörnle, dem stellvertretenden Außenminister, über das Gespräch vom 6. 6. 41 mit dem Generalstabsoffizier Ujszászi, der eine plausible Aufklärung der Bombardierung der Stadt Kaschau am 26. 6. 1941 enthält, die den Eintritt Ungarns in den Krieg gegen die Sowjetunion zur Folge hatte. Ujszászi erzählte Vörnle, er habe vom Honvédminister den Auftrag erhalten, militärisch wichtige Objekte im russischen Gebiet ausspionieren zu lassen, um sie im Konfliktfall zu zerstören. Vörnle aber habe davon abgeraten, denn „die Russen würden sicherlich einige der Spione abfangen, sie zum Reden zwingen, dadurch sich ein falsches Bild von unseren Absichten bilden und danach handeln (Fliegerangriff) usw."

Dieser wichtige Satz wird in der deutschen Beilage wie folgt wiedergegeben: „Vörnle äußerte, daß er dies (Anm.: die Ausspionierung) für überflüssig und gefährlich halte, weil es seiner Meinung nach dann so aussehe, als ob Ungarn für den Fall eines sowjetisch-deutschen Krieges keine aktive Rolle zukomme" (Vgl. S. 1402, Nr. 814). Das ist kein Flüchtigkeitsfehler mehr, sondern eine bewußte Irreführung der Deutschen und aller, die den Originalbericht nicht lesen können oder wollen. Selbst in der ungarischen Inhaltsangabe fehlt der wichtige Hinweis auf die zu erwartende Reaktion der Sowjets, d. h. eventuelle Fliegerangriffe auf Ziele in Ungarn (Vgl. S. 105). Daß sich Gyula Juhász, der doch so klug gegen die Geschichtsfälschungen geschrieben hat (Vgl. bei mir, Die deutsche Ungarnforschung, S. 200), sich zu solch offensichtlichen Fälschungen hergegeben hat, beweist, wie wichtig es für die Madjaren ist, daß es nicht bekannt werde, warum Ungarn in den Krieg eingetreten ist. Es ist für Ungarn anscheinend besser, für den Angriff auf Kaschau auch weiterhin die Deutschen verantwortlich zu machen.

Recht kurz gehalten sind in der deutschen Beilage die Berichte über Ungarns Absichten mit den kroatischen Bunjewazen in der Batschka, die man nach Altserbien abschieben wollte. Deutsche Stellen haben dieses Verbrechen verhindert, wie ich es bereits nachgewiesen habe.

Der wichtigste Staatsmann Ungarns in der behandelten Zeit war zweifellos Ministerpräsident Graf Paul Teleki. Er bestimmte die große Politik Ungarns: Die volkliche, militärische und materielle Kraft seines Landes sollte bis zum Ende des Krieges erhalten bleiben, damit es in der Endphase des europäischen Konfliktes ungerupft dastehe und die 1920 verlorenen Gebiete alle zurückerobern könne (Vgl. Nr. 893). In demselben Dokument weist er auch nach, daß Ungarn weder rechtlich noch praktisch von Deutschland abhängig sei – mehr abhängig als irgendein neutraler Staat Europas. Die Dokumente, die sich auf seinen Selbstmord beziehen, werden zwar veröffentlicht, doch werden zwischen seine Todesursache, die Kriegsdrohung Englands vom 2. 4. 41, und die Ankündigung seines Selbstmordes vom 3. 4. 41 mehrere nichtssagende Berichte gesetzt, so daß nur der aufmerksame Leser den Zusammenhang erkennt. Nicht vergessen wird aber Telekis Abschiedsbrief, wonach sich Ungarn mit Halunken verbunden habe . . .

Der Band bringt viel interessantes Material, und wir sehen auch ein, daß die Herren, die für die Auswahl der Schriften verantwortlich sind, vor großen Schwierigkeiten standen, denn sie durften die Aussagen des Standardwerkes „Die Geschichte Ungarns, 8. Band" nicht noch mehr widerlegen, als dies in den ersten vier Bänden schon geschehen ist. Doch schadet dieses Bestreben dem Gesamtwerk, denn man merkt die Absicht, und man ist verstimmt.

Johann Weidlein

ikgs

Hieb und Stich

Grüne Kandidatin

Vorstand- und Bundestagsfraktion der Grünen haben sich entschlossen, zur nächsten Bundesversammlung, die auf den 23. Mai einberufen ist, einen eigenen Bewerber für das Amt des Präsidenten der Bundesrepublik Deutschland aufzustellen. Sie nahmen pflichtgemäß Anstoß an der angeblichen nazistischen Vergangenheit des bisher einzigen Kandidaten Richard v. Weizsäcker.

Deswegen hielten die Grünen nach einer Person Ausschau, die frei von solchen Vorwürfen ist und sich im Widerstand gegen Adolf Hitler und den Nationalsozialismus besonders hervorgetan hat. Als solche Widerstandskämpferin ist Luise Rinser auch in nahezu allen Deutsch-Lehrbüchern an unseren Schulen zu finden und wird von der täglichen Meinungsmache auch so geschildert.

Da die Öffentlichkeit einen Anspruch darauf besitzt, die Kandidaten für das höchste Amt dieses Staates zu kennen, veröffentlichen wir noch einmal jenes dem Führer Adolf Hitler gewidmete Gedicht dieser Dame, um richtig einschätzen zu können, wie sie es mit ihrem Treueeid im Falle ihrer Wahl halten würde:

„Wir aber, angerufen von ewig eisernem Wort,
Wir, des großen Führers gezeichnet Verschworene,
Ungeborgen in scharfen Morgenstürmen,
Halten auf Türmen und Gipfeln klirrende Wacht.

Kühl, hart und wissend ist dies wache Geschlecht,
Nüchtern, und heiliger Trunkenheit voll,
Tod oder Leben, ein Rausch, gilt uns gleich —
Wir sind Deutschlands brennendes Blut!

Todtreu verschworene Wächter heiliger Erde,
Des großen Führers verschwiegene Gesandte,
Mit seinem flammenden Zeichen auf unserer Stirn,
Wir jungen Deutschen, wir wachen, siegen oder sterben,
Denn wir sind treu!"

Da es damals wie heute Lehrer gibt, die ihre Schüler Gedichte von Luise Rinser auswendig lernen lassen, werden diese schnulzigen Zeilen in Erinnerung gebracht, nicht um Frau Rinser damit zu denunzieren, sondern um aufzuzeigen, wie wendig deutsche Dichter auch sein können.

Sonntag, 3. November 1985

WELT am SONNTAG

Herausgeber: Axel Springer†, Ernst Cramer, Berlin
Chefredaktion: Claus Jacobi, Manfred Geist
Stellvertretende Chefredakteure: Günter Böddeker, Werner Rudi, Hans-J. Schmahl
Leitende Redakteure: Bernd Piatek, Hilke Prillmann, Siegmar Schelling, Lutz Schilling, Joachim Tjaden, Peter Wägner
Chefreporter: Hanns Jürgen Trocha, Rüdiger Winter
Chef der Bonner Redaktion: Heinz Vielain; Chef vom Dienst: Peter Japp
Wirtschaft: Heide Neukirchen, Iris Rohwedder; Kunst & Kultur: Dr. Rudolf Baucken, Susanne Kunckel, Katja von Nagy; Fernsehen: Andrea Kuron; Sport: Hans-Christian Koßmann, Wolfgang Golz (Chefreporter), Ulrich Hansbuer, Eckhard F. Schröter; Modernes Reisen: Peter Wägner, Cornelia Köppen; Leserbriefe: Adeline Schmeling; Wissenschaft: Pal von Janko; Reporter: Hans Borchert; Bild und Foto: Ernst Wildt, Marlis Weber; Layout: Uwe Melzer, Ursula Hestner; Produktion: Bernd Schmidt; Herstellung: Herbert Borghardt
Redaktionsbüros: Berlin: Werner Sikorski; Nordrhein-Westfalen: Rainer Giesen; Regionalredaktionen: Berlin: Wolfgang Voss; Hamburg: Christian Carganico; Essen: Peter Lamprecht
Autor: Attilio Baumgartner
Anzeigen: Hans Biehl
Vertrieb: Kay E. Sattelmair
Verlagsleiter: Dr. Ernst-Dietrich Adler
Kaiser-Wilhelm-Str. 1, 2000 Hamburg 36

Mittelmaß

„Talent erkennt Genie sofort; Mittelmäßigkeit kennt nichts Größeres als sich selbst"
Sir Arthur Conan Doyle (1859-1930)

Von CLAUS JACOBI

In Afrika, so wird berichtet, haßte einst ein kleinwüchsiger Stamm die langen Massai so sehr, daß er noch den toten Feinden die Köpfe abschnitt, um sie auf das eigene Maß zurechtzustutzen.

Auch die Deutschen neigen mehr und mehr dazu, die eigene Größe zum Maß aller Dinge zu machen. Die eigene Größe aber ist derzeit eher mittel.

Mittelmäßigkeit ist unser Schicksal, ist das Kainsmal der Gegenwart. Sie hockt auf den Thronen der Macht. Sie regiert die Republik. Sie hat sich unserer Moral bemächtigt. Mittelmäßigkeit herrscht in Medizin und Malerei, in Fußball und Film, in Poesie und Parlamenten.

Unsere Architektur ist zu Stein geronnene Mittelmäßigkeit; in den oberen Etagen des öffentlich-rechtlichen Fernsehens findet sich auch fleischgewordene Mittelmäßigkeit; überall ist Schwarzwald-Klinik.

Wenn Boris Becker und Daimler Benz nicht wären – die Deutschen könnten bald Trauer tragen.

Mittelmäßigkeit bestimmt die Richtlinien in der Politik. Genscher geht bei uns als Staatsmann durch, Breit als Arbeiterführer. Der Enkel Konrad Adenauers ist Kohl, der Enkel Kurt Schumachers Vogel. Und aus Spenden-Affären und Genossen-Filz steigt Wohnküchen-Geruch – wg. Mittelmäßigkeit.

Deutsche Mittelmäßigkeit im Sozialismus: Das Regime Honecker. Deutsche Mittelmäßigkeit im Kapitalismus: Zu den legendären Vermögen aus der Gründerzeit gesellte sich der Wohlstand einer staatstragenden Schicht von Zahnwälten, Mittelständlern und Managern, deren Namen niemand mehr kennt...

Mangelerscheinungen durch Mittelmäßigkeit auch in der Kultur. Kalifornien hat mehr Nobelpreisträger in den klassischen Disziplinen als die Bundesrepublik. Beuys heißt unser Beitrag zur Kunst. Böll ist tot. Die Philosophie hat Pause, seit Jaspers und Heidegger gingen. Die Deutschen – ein Volk ohne Dichter und Denker?

Die Gründe für die Machtergreifung der Mittelmäßigkeit sind quarzklar: Die Deutschen haben sich in diesem Jahrhundert übernommen. In zwei Weltkriegen und vier verschiedenen Staatsformen dezimierten sie mehrmals ihre Eliten. Da gehen der besten Gesellschaft die guten Gene aus und viele Gute gehen hinaus – in die neue Welt.

Das Fatale an der Entwicklung ist: Wie jede herrschende Klasse versucht auch die Mittelmäßigkeit ihre Herrschaft zu zementieren und auszudehnen.

Die Prätorianer der Mediokrität wachen darüber, daß immer wieder Staatsmandarine und Funktionäre makelloser Mittelmäßigkeit an die Schalthebel der Macht gelangen.

Allzu Großes wird notfalls in einschlägigen Medien klein gehackt. Einer allzu herausragenden Figur droht in diesem unserem Land das Schicksal des Massai...

138 Millionen Menschen Opfer des Kommunismus

(GNK) Eine umfassende Aufstellung der Opfer des Kommunismus wurde von der französischen Zeitung „Figaro" veröffentlicht. Die Zeitung kommt zu folgendem Ergebnis:

1. Opfer des Kommunismus in der UdSSR (1917 bis 1978):	69 700 000
2. Opfer des Kommunismus in China:	63 000 000
3. Opfer des Blutbades von Katyn:	10 000
4. Opfer der Vertreibungen von 1945 bis 1946 (deutsche Zivilisten):	2 293 700
5. Opfer des Kommunismus in Kambodscha:	2 500 000
6. Opfer der Unterdrückung in Ost-Berlin, Prag, Budapest, sowie in den Ländern des Baltikums (allerdings ohne Albanien, Rumänien und Jugoslawien):	500 000
Insgesamt:	138 633 700

Der Kulturphilosoph Walter Myss schrieb

77 Thesen zur Zukunft der Siebenbürger Sachsen

„77 Thesen zur Zukunft der Siebenbürger Sachsen" nennt Prof. Dr. Walter Myss (65), der aus Kronstadt stammende, in Innsbruck lebende Kulturphilosoph, Kunsthistoriker und Verleger sein Buch, das noch im Herbst dieses Jahres im Wort und Welt Verlag erscheinen wird. Aus welchem Antrieb heraus Myss die „77 Thesen" schrieb, wird in der Widmung deutlich: sie sind seinem Vater gewidmet, „der mich durch sein Beispiel lehrte, dem Leben in unversieglicher Hoffnung zu begegnen und in die Liebe zu meinen Mitmenschen die Achtung vor ihrer Würde einzuschließen".

Es ist, wie eine Durchsicht des unserer Redaktion vorliegenden druckfertigen Manuskripts zeigt, einer der wichtigsten Texte zur Frage siebenbürgisch-sächsischer Zukunft, der in den letzten Jahren geschrieben wurde. Und es ist kein politisches, auch kein historisches Unternehmen, sich an die viele Nachdenkliche bewegende Frage heranzuarbeiten, sondern das Unternehmen eines über den Tag hinausblickenden, in den gewichtigen Kategorien des Philosophischen zu denken und zu untersuchen gewohnten Mannes. Dabei stößt Myss auf Feststellungen von oft bestürzender Klarheit, denen nichts von dem in unseren Tagen modischen Kulturpessimismus anhaftet.

Wer Myss' vor kurzem abgeschlossen erschienenes kulturmorphologisches Werk „Kunst und Kultur Europas von Daidalos bis Picasso" (4 Bände) kennt und vor allem den 4. Band eingehend studierte, in dem die Frage nach der Zukunft der abendländischen Kultur nicht nur gestellt, sondern auch beantwortet ist, wird den weitergespannten geistigen und erkenntnistheoretischen Hintergrund auch dieser „77 Thesen" besser begreifen. Denn so wie Myss in „Von Daidalos bis Picasso" die Haltlosigkeit der Untergangstheorien etwa im Stile Oswald Spenglers nachweist, er im Gegenteil, zum Ergebnis kommt, daß die geistig unruhige Umbruchsepoche, in der wir heute leben, alle Symptome eines kulturellen Neubeginns aufweist und also nicht ins Chaos, sondern in eine neue Wertordnung führt, kommt er in diesem kleineren Bereich nach der Existenzfrage eines Volksstammes — dem der siebenbürgischen Deutschen — zum Ergebnis, daß von seinem Ende nicht die Rede sein kann. Vielmehr, sofern die Entwicklung in der größeren Dimension erkannt wird, kann von einer Fortsetzung unter neuem Zeichen gesprochen werden.

Was Walter Myss dazu im einzelnen zu sagen hat, ist Satz für Satz lesenswert. Man darf dem Buch mit Spannung entgegensehen, dessen Veröffentlichung in einem Augenblick kommt, da die Selbstartikulation der Siebenbürger Sachsen mehr denn bisher nach der geistig weiträumigeren Problemstellung verlangt. Das Buch darf jetzt schon als ein Ereignis dieser Fragestellung und Antwortsuche nicht allein auf der Ebene der siebenbürgisch-deutschen Literatur bezeichnet werden.

*

Der Dr. phil., der in Innsbruck und Paris reine Philosophie und Kunstwissenschaften studierte, wurde am 22. 9. 1920 in Kronstadt geboren. Absolvent des seinerzeit berühmten Honterus-Gymnasiums in seiner Vaterstadt, kam er als Frontberichterstatter in der deutschen Armee auf die Kriegsschauplätze des Zweiten Weltkriegs, ohne nach Kriegsende den Fehler nicht weniger seiner Generation zu machen — er kehrte nicht nach Siebenbürgen ins kommunistisch gewordene Rumänien zurück.

Schon während seines Studiums Cicerone in Italien, nachher Teilhaber eines englisch-tirolischen Reiseunternehmens mit dem Zielland Italien, entwickelte sich Walter Myss zu einem jener Kenner der klassischen Kulturen und Kulturräume im mediterranen Europa, die alles, was sie an Gelehrsamkeit formulierten, aus unmittelbarer Anschauung kennen. Das macht die besondere Note auch des Schriftstellers Myss aus.

51jährig hatte dieser Mann den Mut, einen Verlag zu gründen — als Wort und Welt Verlag glückte dem Unternehmen in einer Zeit des Verlagssterbens ein erstaunlich erfolgreicher Weg. Daß südostdeutsches Kultur-, Kunst- oder Literaturerbe und -leben eine besondere Stellung dabei einnehmen, macht den Autor Myss im Grunde auch zur kulturpolitischen Potenz der Siebenbürger Sachsen. Nicht allein dem Autor (etwa „Fazit nach achthundert Jahren", „77 Thesen ..." o. a.), sondern auch dem Verleger Walter Myss hat das Gegenwartsschrifttum der Siebenbürger viel zu danken.

Gleichsam in der Nachfolge des unvergessenen Buchhandels und -versands Hans Meschendörfer übernahm er mit der Gründung des Wort und Welt Verlags, Buchversand Siebenbürgen, ein Erbe zu treuen Händen, ohne dessen Weiterführung in unserer geistigen Selbstdarstellung das meiste ungesagt geblieben wäre. Ob es sich um die sächsischen Märchen, um Stickereien, um die Geschichte der Siebenbürger Sachsen in Wort und Bild o. ä. handelt, die Fülle an bisherigen Veröffentlichungen in diesem Bereich und noch mehr die bevorstehenden — wie etwa das Siebenbürgisch-Sächsische Nachschlagewerk, die Reihe zu Kunst-, Geistes-, Literaturgeschichte etc. der Siebenbürger Sachsen, aber ebenso die Kleine Siebenbürgische Bildergalerie — machen eine Potenz sichtbar, deren Wirkung heute noch nicht abzusehen ist. Der Pioniergeist, der hier am Werk ist, speist zweifellos die nicht versiegten Kraftadern des Volksstammes, dem dieser Mann angehört.

Nach einer Reihe kunsthistorischer, belletristischer und anderer Bücher veröffentlichte Walter Myss vor kurzem sein bisher bedeutendstes Werk: vier Bände „Kunst und Kultur Europas von Daidalos bis Picasso" — eine revolutionär neue Deutung der europäischen Kulturabläufe, auf die wir in dieser Zeitung ausführlich zurückkommen werden. Prof. Dr. Walter Myss gehört zu den herausragenden Gestalten im gegenwärtigen Geistesleben der Südostdeutschen.

A. E.

Siegfried Ernst:

VOM SELBST-BEWUSSTSEIN

Es meint der selbstbewußte Mann,
er wisse, was er ist und kann,
und wirft sich in die Brust.

Jedoch nur der, der auch die Grenze
der eignen Kraft kennt, ist zur Gänze
sich seiner selbst bewußt.

SPIEGEL

Heinz Schunn in der Stuttgarter Internat-Galerie

Großzügige Formensprache

Heinz Schunn stellt in der Stuttgarter Galerie „Interart", Hohenheimer Straße 41, Stuttgart 1, vom 4. bis zum 21. September 1985 aus. Die „Interart"-Galerie hat Mittwoch bis Freitag 16—19 Uhr und Samstag 10—13 Uhr geöffnet. Farbholzschnitte aus den letzten 10 Jahren, einige Siebdrucke aus den 60er Jahren und Aquarelle sind zu sehen, ein beeindruckender Querschnitt aus Schunns jüngstem Schaffen, das nicht nur farbliche und formale Schönheit bedeutet, sondern auch geistige Herausforderung. Schunns liebstes Thema ist die Landschaft ...

Die beschwerliche Technik des vielfarbigen Flächenholzschnittes bevorzugt Schunn wegen der großzügigen Formensprache. Der Holzschnitt der Renaissance (besonders Dürer, Cranach, Altdorfer, Hans Baldung Grien) bezog seine Wirkung aus den im Holz zurückgelassenen Stege, die Umrißlinien und Schattierungen im Abdruck ergaben und eine linear-graphische Wirkung hatten. Der Flächen-Holzschnitt wurde im letzten Jahrhundert von Gauguin (angeregt durch japanische Farbholzschnitte) gefunden. Hier werden in mehreren Druckverfahren Farbflächen neben- und übereinander gesetzt, es gibt keine Stege, die Wirkung ist malerisch-flächig. Wie Gauguin und Munch bezieht H. Schunn oft die Maserung des Holzdruckstockes als graphisches Element in seine Kompositionen mit ein ...

Eine Leidenschaft ist für Heinz Schunn seine „Galerie am Wochenende" in Lechbruck (wir berichteten). Dort hat er in langer Arbeit einen alten Bauernhof in vier Stockwerken zu einer Galerie ausgebaut ... Das Programm der „Galerie am Wochenende" ist anspruchsvoll: es werden Arbeiten von verschiedenen Künstlern gezeigt, die in gleicher Technik vorgehen, aber thematisch und stilistisch zu ganz verschiedenen Ergebnissen gelangen. Bis vor kurzem konnte man Lithographien sehen, es wurde auch darüber informiert, wie diese Technik funktioniert. Dieses Aufdecken künstlerischer Arbeitsvorgänge soll weiterhin die Ausstellungen in der „Galerie am Wochenende" begleiten. Für die Zukunft sind auch Präsentationen von hochkarätigen Kunsthandwerkern, z. B. Keramikern, geplant.

Katrin Mönch

Das NS-Deutschland und die Deutsche Volksgruppe in Rumänien

„Einige Kapitel recht lesbar"

Im Mai 1985 ist neu erschienen: Johann Böhm, Das Nationalsozialistische Deutschland und die Deutsche Volksgruppe in Rumänien 1936—1944. Das Verhältnis der Deutschen Volksgruppe zum Dritten Reich und zum rumänischen Staat sowie der interne Widerstreit zwischen den politischen Gruppen. Europäische Hochschulschriften Reihe III, Bd. 223, Verlag Peter Lang, Frankfurt am Main — Bern — New York, 264 Seiten, DM 72,—.

Da dieser Buchtitel sicherlich für viele sehr interessant und ansprechend klingt, sollte gleich zu Beginn gesagt werden, daß es sich bei ihm nicht um eine Glanzleistung sächsischer Geschichtsschreibung handelt. Es geht um die Dissertation eines Sachsen, der mit dieser Arbeit eine Lücke „in der Geschichtsliteratur über den Nationalsozialismus der deutschen Minderheit in Rumänien" schließen wollte. Die nachfolgenden Überlegungen sollten möglichst vielen zur Kenntnis gebracht werden.

Zum Aufbau zunächst folgendes: In der Einleitung befaßt sich Böhm mit den Jahren 1918 bis 1936 und mit den Anfängen der nationalsozialistischen Bewegung unter den Deutschen Rumäniens. Dazu nimmt er eine Zweiteilung der Arbeit vor; den ersten Teil widmet er den „machtpolitischen Auseinandersetzungen zwischen der konservativen und der nationalsozialistischen Gruppe innerhalb der deutschen Volksgruppe in Rumänien von 1936—1938", im zweiten Teil beschäftigt er sich mit der „Gleichschaltung der Deutschen Volksgruppe nach 1940 und die Teilnahme am totalen Krieg". Die drei Kapitel des zweiten Teils: „Andreas Schmidt übernimmt die Führung der Deutschen Volksgruppe in Rumänien", „Werbeaktion und Einberufungen Volksdeutscher zur Waffen-SS", „Die Deutsche Volksgruppe wird an den totalen Krieg angepaßt". Erwähnenswert ist noch der 18 Seiten umfassende Anhang.

verallgemeinert werden sollen. Besonders schwerwiegend ist, daß Böhm zum Teil *schlichtweg unrichtige Angaben und Daten* mitteilt! An vielen Stellen mangelt es der Arbeit an ausreichender Übersichtlichkeit. Es hätte bedacht werden sollen, daß es nicht der Wahrheitsfindung dient, wenn versucht wird, alles mit dem Nationalsozialismus durch die Umstände zwingend irgendwie in Verbindung Stehende als Darstellung des absolut Bösen und Vernichtenden zu betrachten — ein unsachlicher, heute freilich allzu oft zu beobachtender Standpunkt. Schließlich hätte auch nicht übersehen werden dürfen, daß reichsdeutscher und siebenbürgisch-sächsischer (bzw. auslandsdeutscher) Nationalsozialimus nicht gleichgesetzt werden können.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß einige Kapitel recht lesbar sind, sieht man von der oft primitiven Sprache und der Zitierweise ab; sowohl Ausdrucksweise wie auch Genauigkeit und Konsequenz bei Zitaten lassen viel zu wünschen übrig; mit Abkürzungen geht Böhm unachtsam um.

Längere Zeit mit der Lektüre dieses Buches zu verbringen, erfordert eine gewisse Überwindung und ist verhältnismäßig anstrengend. Schade, daß Böhm mit seiner Arbeit, in die er sicher sehr viel Zeit und Mühe investierte, kein besseres Ergebnis zutage gefördert hat. Mit dem gleichen Aufwand hätte ein für uns alle wertvolles Werk geschaffen werden können. So aber bleibt zu hoffen, daß sehr bald

Vergeßlich

Von SIEGMAR SCHELLING

Wann immer nach Beliebtheit und Kompetenz des Kanzlers und seines Kabinetts gefragt wird, steht ein Mann unangefochten obenan: Gerhard Stoltenberg, Minister der Finanzen. Seit dem Wahl-Debakel der CDU an Rhein und Ruhr aber wird er in der Koalition kritisiert.

Er soll das Füllhorn öffnen, am besten über Rentner, Steuerzahler, Bauern und Bauherren gleichzeitig, ruhig etwas mehr Schulden machen, wie in alten schlechten SPD-Zeiten; uns geht's doch wieder gold. . .

Hat man wirklich schon vergessen, was Schulden bedeuten? 1969 übernahmen SPD und FDP 45,2 Milliarden Mark Schulden. Bis zur Wende 1982 gelang es den Sozialliberalen, den Schuldenstand auf 308,2 Milliarden Mark aufzutürmen. Dafür mußten 1984 – immerhin noch zwei Jahre nach Ablösung der Schuldenmacher – insgesamt 26,3 Milliarden Mark Zinsen gezahlt werden – mehr als Stoltenbergs heutige Netto-Kreditaufnahme.

Unter ihm als Finanzminister (immer im Vergleich zu 1982)

- sank die Netto-Kreditaufnahme des Bundes von 38 auf 24,5 Milliarden Mark;
- sank die Inflationsrate von 6 auf 2,5 Prozent;
- sanken die Zinsen von 11 auf 7 Prozent;
- sank der Staatsanteil am Bruttosozialprodukt von über 50 auf knapp 48 Prozent;
- stieg das Wachstum von minus 1,1 Prozent auf für dieses Jahr geschätzte knapp 3 Prozent.

Gewiß, die Bürger haben Opfer dafür gebracht. Aber Stoltenbergs Konsequenz bewirkte, daß die Opfer Früchte trugen.

Und nun eine Wende in der Wende? Sind wirklich Stoltenbergs (kläglich verkauften) Erfolge bei der Konsolidierung der zerrütteten Staatsfinanzen Schuld an den CDU-Wahlschlappen der letzten Zeit? Oder nicht doch eher die Führungsschwäche im Kanzleramt und das Kampfgetümmel in der Koalition? Heißt die letzte Rettung wirklich wieder Wahlgeschenke auf Pump, wie während der Sterntaler-Politik der SPD?

Wer dem gegenwärtigen Finanzminister derzeit die Arbeit erschwert, schadet der Republik.

Welt am Sonntag 26.5.1985

Kurze Begegnung in Braşov

Ich sah eine Frau, die den Boden wischte, und freute mich, daß mein Gruß in deutscher Sprache erwidert wurde *Foto: Poss*



Es gibt Menschen, die einem in unvergeßlicher Erinnerung bleiben, selbst nach einer kurzen Begegnung. Eine solche Begegnung hatte ich in Brâsov, dem früheren Kronstadt in Siebenbürgen, Rumänien.

Bei einem früheren Besuch hatte ich mir bekannte Sehenswürdigkeiten angesehen, so die „Schwarze Kirche", die Barockhäuser, alte Türme und Kirchen, diesmal ging ich weiter aus der Stadt heraus und stand vor einer kleinen, versteckt liegenden Kirche. Es war März und die Bäume, die um die Kirche standen, zeigten kaum etwas grün in ihren Knospen. In Bukarest, das in einer weiten Ebene liegt, fingen schon die Forsythien zu blühen an, auch die Narzissen und die ersten Tulpen, aber Braşov mit seiner Höhenlage zeigte sich noch recht winterlich.

Die Tür zur Kirche war leicht geöffnet, und ich ging hinein – sah eine Frau, die den Boden wischte, grüßte, und freute mich, daß der Gruß in deutscher Sprache erwidert wurde. Das Innere der Kirche war nicht besonders kostbar, aber ich staunte darüber, wieviel frische Blumen auf dem Altar standen, hier und für diese Menschen zu dieser Zeit eine Kostbarkeit. Ich war schon dabei, mich wieder still hinauszustehlen, als die Frau ihre Arbeit beendete und mich ansprach. Immer wieder hatte ich hier darüber gestaunt, wie gut alle ehemaligen Deutschen ihre alte Sprache beherrschten, selbst die Kinder, die in rumänische Schulen gehen, sprechen deutsch. Beschämt dachte ich daran, daß die Kinder meiner Nichte, in Amerika geboren, kaum ein deutsches Wort kennen. Diese Menschen hier in Braşov lebten seit Generationen in einem anderen Land, hatten Deutschland nie gesehen, waren wegen ihrer Deutschzugehörigkeit verfolgt worden – und sprachen deutsch.

Nun wurde ich gefragt, woher ich käme, warum ich hier sei, wie mir Siebenbürgen gefalle, und vieles mehr. Und dann erzählte mir die Frau ihre Lebensgeschichte und die ihrer Mitbürger. Wie hatten diese Menschen leiden müssen, nach dem letzten Krieg. Die meisten waren verschleppt worden nach Sibirien, ganz wenige nur waren wiedergekommen. Aber das eigenartigste, was mich am meisten erschütterte, waren die Berichte über diejenigen, die nie mehr nach Brasôv zurückkehren durften.

Sie durften nur ins „Reich", wie die Frau sagte, und das war ja für sie nicht gleich „Heimat". Die Heimat war für sie Siebenbürgen, hier waren ihre Vorfahren begraben, hier lebten ihre Freunde und Verwandte, hier war ihre Kirche, ihr Friedhof, auf dem sie begraben werden wollten, das andere war Vergangenheit, war ein Land, in dem man nicht mehr warm und heimisch werden konnte.

Für uns aus dem „Reich" ist es unverständlich, daß es Menschen gibt, die sich nicht an Freiheit und Wohlhabenheit gewöhnen wollten, Menschen, die nur noch schreiben dürfen, Briefe voller Heimweh und unendlicher Trauer.

Ich sagte: „Aber es geht ihnen doch wohl gut, und sie leben in einem freien Land." Die Frau sah mich traurig an und meinte: „Was nützt das alles, wenn man nicht unter Freunden leben, bei ihnen sterben kann. Wenn man in der Fremde begraben wird . . ."

Und dann zeigte sie mir den Friedhof, der neben der Kirche lag und den sie allein pflegte; und wie schön er gepflegt war . . . Ich las auf den Grabsteinen die Namen, nur deutsche Namen waren es. Und ich begann zu begreifen, was diesen Menschen bedeuten mußte, hier ihre letzte Ruhestatt zu wissen und in dieser Gewißheit zu sterben.

Als ich von dem Ort schied, hatte ich mir vorgenommen, zu schreiben. Aber vielleicht würde ich damit nur Ungelegenheiten heraufbeschwören für die Frau, für die Kirche, so nenne ich nicht einmal einen Namen. Ich hoffe, einmal wieder dort sein zu können und mich aufzurichten an Menschen, die so voller Glauben sind und Zuversicht.

Ottilie Amthauer

Kasseler Sonntagsblatt, christliches Volksblatt für Deutschland. 5. August 1984. Seite 13.
Postfach 160, 3500 Kassel-Wilhelmshöhe

Was oft bestritten wird

Zehn Gebote für die Kriegsführung des deutschen Soldaten

1. Der deutsche Soldat kämpft ritterlich für den Sieg seines Volkes. Grausamkeiten und nutzlose Zerstörungen sind seiner unwürdig.
2. Der Kämpfer muß uniformiert oder mit einem besonders eingeführten, weithin sichtbaren Abzeichen versehen sein. Kämpfen in Zivilkleidung ohne ein solches Abzeichen ist verboten.
3. Es darf kein Gegner getötet werden, der sich ergibt, auch nicht der Freischärler und der Spion. Diese erhalten ihre gerechte Strafe durch die Gerichte.
4. Kriegsgefangene dürfen nicht mißhandelt oder beleidigt werden. Waffen, Pläne und Auszeichnungen sind abzunehmen. Von ihrer Habe darf sonst nichts weggenommen werden.
5. Dum-Dum-Geschosse sind verboten. Geschosse dürfen auch nicht in solche umgestaltet werden.
6. Das Rote Kreuz ist unverletzlich. Verwundete Gegner sind menschlich zu behandeln. Sanitätspersonal und Feldgeistliche dürfen in ihrer ärztlichen bzw. seelsorgerischen Tätigkeit nicht gehindert werden.
7. Die Zivilbevölkerung ist unverletzlich. Der Soldat darf nicht plündern oder mutwillig zerstören. Geschichtliche Denkmäler und Gebäude, die dem Gottesdienst, der Kunst, Wissenschaft oder der Wohltätigkeit dienen, sind besonders zu achten. Natural- und Dienstleistungen von der Bevölkerung dürfen nur auf Befehl von Vorgesetzten gegen Entschädigung beansprucht werden.
8. Neutrales Gebiet darf weder durch Betreten oder Überfliegen noch durch Beschießen in die Kriegshandlungen einbezogen werden.
9. Gerät ein deutscher Soldat in Gefangenschaft, so muß er auf Befragen seinen Namen und Dienstgrad angeben. Unter keinen Umständen darf er über Zugehörigkeit zu seinem Truppenteil und über militärische, politische und wirtschaftliche Verhältnisse auf der deutschen Seite aussagen. Weder durch Versprechungen noch durch Drohungen darf er sich dazu verleiten lassen.
10. Zuwiderhandlungen gegen die vorstehenden Befehle in Dienstsachen sind strafbar. Verstöße des Feindes gegen die unter 1—8 angeführten Grundsätze sind zu melden. Vergeltungsmaßregeln sind nur auf Befehl der höheren Truppenführung zulässig.

Diese zehn Gebote aus dem Soldbuch des deutschen Soldaten aus dem Zweiten Weltkrieg, die von gegnerischer Seite oft bestritten wurden, erfahren eine Bestätigung durch das Bundesarchiv-Militärarchiv, Freiburg. Diese Bestätigung wird all jenen nicht ins Konzept passen, denen an der Verunglimpfung des deutschen Soldaten im Zweiten Weltkrieg gelegen ist.

Franz Heinz, Kölner pol. Korrespondent
Kölnerstr. 113
5300 Bonn

Sein Thema heißt Siebenbürgen
==========

Zum 90. Geburtstag Otto Folberths

Prof.Dr. Otto Folberth, der am 10. Juli seinen 90. Geburtstag begeht, ist seinen siebenbürgischen Landsleuten und in Fachkreisen vor allem als Stephan-Ludwig-Roth-Forscher bekannt. Durch seine Forschungsarbeit und seine Veröffentlichungen hat er die wohl faszinierendste Gestalt der Siebenbürger Sachsen in ihrer ganzen Vielseitigkeit erschlossen. Die Beschäftigung mit dem Pädagogen, Politiker und Märtyrer Stephan Ludwig Roth wurde für Folberth Lebensaufgabe.



Otto Folberth

In der Tradition jener Lehrerschaft stehend, für die gerade Stephan Ludwig Roth ein leuchtendes Beispiel gibt, war Folberth gleichzeitig auf allen Gebieten des siebenbürgisch-sächsischen Volkslebens, vor allem im geistig-kulturellen Bereich, tätig. Er kann auf ein wissenschaftlich-publizistisches Werk verweisen, das über 500 Titel zählt.

Otto Folberth wurde am 10. Juli 1896 in Mediasch/Siebenbürgen geboren. Nach dem Studium der Germanistik, Romanistik, Kunstgeschichte und Theologie an den Universitäten Budapest, Berlin, Heidelberg, Klausenburg und Paris und der Promotion zum Dr.phil. fand er im Jahre 1923 als Lehrer am Mediascher deutschen Gymnasium Anstellung, um zehn Jahre danach Rektor der Anstalt zu werden. Während des Zweiten Weltkrieges wurde Folberth als Hauptmann der Reserve und als Kriegsberichterstatter zur rumänischen Armee an die Ostfront einberufen. Nach dem Krieg gelang es der Familie Folberth, sich nach Österreich abzusetzen, wo sie in Salzburg ihre zweite Heimat fand.

In Folberths Tätigkeit heben sich außer der Roth-Forschung folgende Schwerpunkte ab: in der Zwischenkriegszeit Tätigkeiten zur Belebung des deutschen Laientheaters in Siebenbürgen, Mitarbeit bei der Gründung des "Deutschen Landestheaters in Rumänien", Leiter des um die Zeitschrift "Klingsor" gruppierten gleichnamigen Kreises, Bemühungen um einen fruchtbaren Dialog mit rumänischen und ungarischen Intelektuellen (zu nennen sind vor allem die Verbindungen zum ungarischen "Erdélyi-Helikon"-Kreis und zu dem rumänischen Historiker und Politiker Nicolae Iorga), publizistische und literarische Beiträge. Nach dem Krieg entfaltete Prof.Dr. Folberth eine rege Tätigkeit innerhalb der Flüchtlingsbetreuung und der landsmannschaftlichen Verbände der Siebenbürger Sachsen, vor allem innerhalb des "Arbeitskreises für Siebenbürgische Landeskunde", zu dessen Initiatoren er gehört. Er verfaßte zahlreiche kultur- und kunstgeschichtliche Studien. 1973 erschien sein Buch "Gotik in Siebenbürgen".

Besten Aufschluß über das Lebenswerk Folberths vermittelt die von ihm herausgegebene Stephan-Ludwig-Roth-Bibliographie (erschienen 1974), an deren Ergänzung und Fortführung er zur Zeit arbeitet. Als hervorragende Veröffentlichungen Folberths müssen noch die Edition der siebenbändigen "Gesammelten Schriften und Briefe" Stephan Ludwig Roths (1. Auflage 1927-1939, 1964, zweite Auflage 1970) und die Monographie "Der Prozeß Stephan Ludwig Roth" (1959) genannt werden.

Otto Folberth sind zahlreiche Ehrungen zuteil geworden. Mit seinem Namen verbindet sich ein jahrzehntelanges Wirken im Dienste seiner siebenbürgischen Landsleute und im Dienste seiner neuen österreichischen Heimat.

Michael Kroner (KK)

Wer liest, findet meistens nur das, was er gesucht hat; wer nicht liest, findet nicht einmal das.

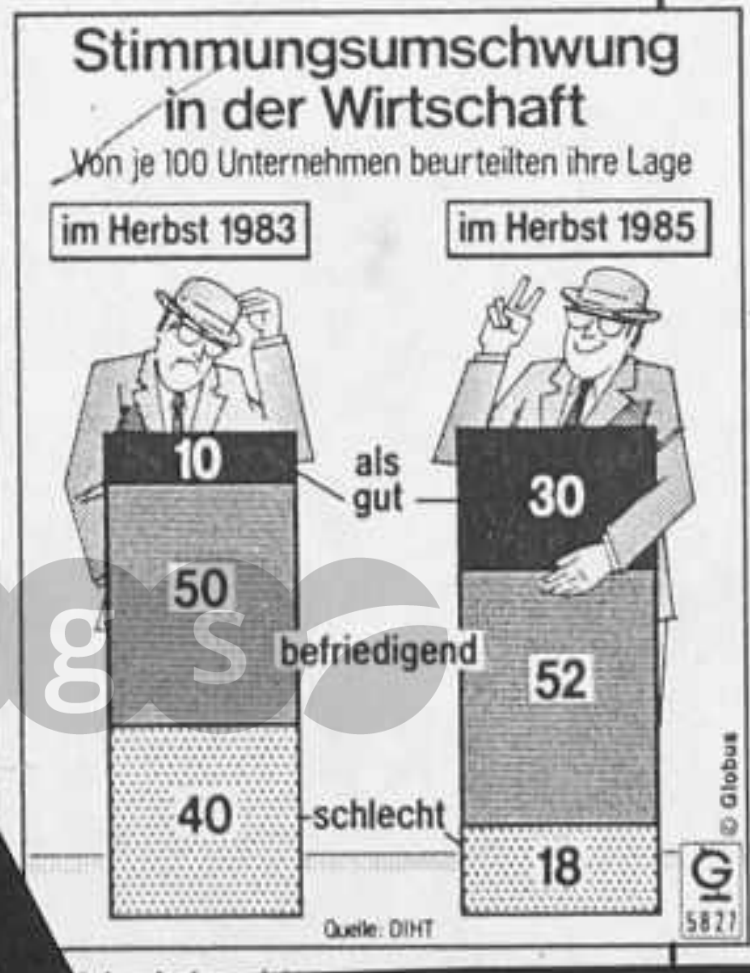
Ernst R. Hauschka (KK)

ikgs

Fakten sind Argumente

Gigant Europa

Mit heute 270 Millionen und nach der Süd-Erweiterung 320 Millionen Menschen verfügt die Europäische Gemeinschaft über einen größeren Markt als die USA oder die Sowjetunion. Die EG ist damit zum größten Handelspartner der Welt geworden, dessen Außenhandelsvolumen das der USA und der Sowjetunion zusammengenommen übertrifft.



Karl Kromphardt

Physiker und Generäle — Einst und jetzt

Nachdenkliches — vier Jahrzehnte nach Hiroshima

I.

„Das ganze Gebiet wurde von einem alles durchdringenden Lichtschein erhellt. Seine Intensität übertraf bei weitem das normale Sonnenlicht am Mittag. Dieses Licht war golden, purpurn, violett, grau und blau. Die Helligkeit erleuchtete jeden Gipfel, jede Schlucht und jeden Kamm der nächsten Bergkette mit einer Klarheit und Schönheit, die unbeschreiblich ist." So hieß es in einem offiziellen Bericht des US-amerikanischen Kriegsministeriums später über die **gelungene Versuchsexplosion der ersten Atombombe** in der Wüste von Neu Mexiko am 16. Juli 1945. Es wird berichtet, daß ein Physiker in der 16 Kilometer entfernten Beobachtungsstation seinen neben ihm stehenden Chef Robert Oppenheimer, den wissenschaftlichen Leiter des Atombombenprojektes, vor Freude über das Gelingen umarmt habe.

II.

Als sich am 6. August 1945 unter den Physikern und Ingenieuren des Projektes die Nachricht von der gelungenen **Explosion der zweiten Atombombe über der japanischen Stadt Hiroschima** mit Windeseile verbreitete, da stürmten — so wird ebenfalls berichtet — einige Leute in die Kantine, um diesen weiteren Erfolg mit knallenden Sektkorken zu feiern: Nach dem „Laborversuch" in der menschenleeren Wüste war jetzt auch das In-vivo-Experiment (d. h. „am lebendigen Leibe") geglückt! Zusammen mit der dritten Atombombenexplosion über Nagasaki führte das bekanntlich zum baldigen Ende des zweiten Weltkrieges auch in Fernost.

III.

Die weitere technische Entwicklung bis zur Möglichkeit des „Overkill", d. h. zur vielfachen Tötung aller Menschen in einem großen atomaren Krieg, ist oft genug beschrieben worden. Bekannt sind auch die Doktrinen des Gleichgewichtes der atomaren und herkömmlichen Rüstung, ebenso aber auch die der einseitigen Abrüstung des Westens zum Zwecke der Erhaltung des Friedens. Auch in dieser Zeitschrift wird regelmäßig darüber berichtet. Daher soll das Für und Wider nicht erneut aufgegriffen werden, genau so wenig wie die zahlreichen Methoden der psychologischen Kriegsführung, mit denen für den Frieden gekämpft wird.

IV.

Auch die Monatszeitschrift „Bild der Wissenschaft" steuerte im Augustheft 1985 eine Rückblende bei, und zwar aus der Feder von Armin Hermann, Professor für Geschichte der Naturwissenschaften und Technik an der Universität Stuttgart.[1] Stutzig machen muß da ein Absatz, der die Ereignisse im Anschluß an die Aufhebung der strengen Kriegsvorschriften in den USA nach der Kapitulation Japans beschreibt: „General Groves aber, der militärische Leiter des Atombombenprojektes, **den die Physiker nun, da die Loyalitätspflichten weggefallen waren, nur den ‚Idioten' nannten**, erklärte seinerseits, daß die verbleibenden 80 Millionen Amerikaner" — nämlich im Falle eines Atomkrieges mit 40 Millionen US-Toten — „immer noch gewinnen könnten."

V.

Der deutsche Leser und einstige Soldat in demselben großen Kriege denkt da natürlich sogleich an die eigenen Generäle von damals, denen man vorwarf und vorwirft, ebenfalls einem „Idioten", auch mit einer schrecklichen Doktrin, gegenüber Loyalität geübt zu haben. Dieser hatte sich damals ja erst wenige Monate vorher mittels Selbstmord von dieser Welt verabschiedet; ihm wird tatsächlich die Schuld **an 40 Millionen Toten zugerechnet und an weiterem — zigmillionenfachen Elend**, wie es die „verbleibenden 80 Millionen Amerikaner" nach dem heutigen Stand des Wissens nicht minder trostlos zu erwarten gehabt hätten. Aber an solch eine millionenfach potenzierte Effizienz eines Menschenmassenvernichtungsmittels hat selbst Hitler in seinen schlimmsten Träumen und Fantasien wohl kaum jemals zu denken gewagt — verstand er doch nichts von Physik und hatte zudem von ihr die denkbar schlechteste Meinung.



Diplom-Physiker Karl Kromphardt

Geboren am 9. November 1924 in Kiel. Besuch des Humanistischen Gymnasiums, ab 1942 Soldat, im September 1944 schwer verwundet. Beginn des Physikstudiums in Kiel 1946, Abschluß als Dipl.-Physiker. Seit 1955 Lektor im Verlag Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig. Seit 1964 in Bonn, dort freiberuflich als Lektor und Redakteur tätig. 1973 bis 1981 Schriftleiter der „Physikalischen Blätter". Während des Studiums zunächst in der evangelischen Studentengemeinde, 1949 Neustifter des Kieler Wingolfs. Gründungsmitglied der Gesellschaft für Verantwortung in der Wissenschaft (GVW), des deutschen Gegenstücks zur 1949 von amerikanischen Naturwissenschaftlern und Ingenieuren gegründeten Society for Social Responsibility in Science (SSRS), Mitglied der Deutschen und der Österreichischen Physikalischen Gesellschaften (DPG und ÖPG) sowie etlicher anderer in Natur und Kultur tätiger Vereinigungen, wie der Astronomischen Gesellschaft und der Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung.

VI.

Durch die Atombombenabwürfe auf Hiroschima und Nagasaki wurde, wie uns die Militärhistoriker darlegen, **Hunderttausenden Amerikanern und Millionen Japanern das Leben gerettet**, die bei einer weiteren Fortsetzung des Krieges mit herkömmlichen Waffen sicher auch noch hätten sterben müssen. Denn allein die drei Brandbombenangriffe auf Tokio, bei denen am 25. Februar sowie in den Nächten vom 9.—10. März und 23.—24. Mai 1945 an die 10.000 Tonnen Brandbomben aus den Geschwadern der „Fliegenden Festungen" abgeworfen wurden, kosteten 200.000 Menschen das Leben. Das ist ungefähr dieselbe Zahl wie die der Toten von Hiroschima und Nagasaki zusammengenommen. Das verwüstete Tokio bot auf weite Strecken denselben Anblick totaler Zerstörung wie das verwüstete Hiroschima.

VII.

Auch im ersten Weltkrieg wurden neue Waffen eingesetzt, neben dem motorisierten Panzerkampfwagen das Giftgas — ersterer auf englischer, letzteres auf deutscher Seite. **Fritz Haber, der dem deutschen Kaiser die Verwendung von Giftgas als Waffe vorgeschlagen hatte**, wollte ebenfalls einem menschenmordenden Geschehen, dem Stellungskrieg im Westen mit seinen Hunderttausende verschlingenden Materialschlachten, ein schnelles Ende machen. Doch seine neue Waffe besaß nicht die gegenüber den älteren millionenfach gesteigerte Macht der Zerstörung und des Todes, wie es 30 Jahre später bei der Atombombe der Fall war. So brachte sie genau so wenig wie die englische Tankwaffe eine schnelle Entscheidung und damit Beendigung des Krieges. Den Leiden der Soldaten hüben und drüben aber wurde eine weitere Qualität der Qualen hinzugefügt.

VIII.

Albert Einstein hatte bekanntlich kurz vor Kriegsbeginn den amerikanischen Präsidenten Roosevelt brieflich aufgefordert, in Amerika die Atombombe zu entwickeln, um damit möglichen gleichgerichteten Bemühungen der Achsenmächte zuvorzukommen. Wie sein damaliger Brief heute zu beurteilen ist, darüber ist viel geredet und viel geschrie-

ben worden. Meist wurde sein Verhalten gerechtfertigt, sogar von Pazifisten, obwohl er, der große Pazifist, bereits zum zweiten Male — 1933 hatte er als einsamer Rufer in der Wüste erstmals gegen Hitlerdeutschland zu den Waffen aufgerufen — bewies, daß Pazifismus zwar eine ehrenwerte Haltung einer einzelnen Person sein kann, nicht aber eine Richtschnur für verantwortungsvolle Politik, wenn es wirklich einmal ernst wird und ums Ganze geht.

IX.

Bekannt ist aber auch, daß Einstein niemals ernsthaft aufgefordert wurde, bei der Entwicklung der Atombombe selbst mitzuwirken. Er war ja nicht nur der größte Physiker seiner Zeit, sondern vielleicht auch der eigenwilligste. Daher befürchtete man wohl zu recht, daß er im Gegensatz zu den zahlreichen anderen Spitzenphysikern, die in immer größerer Zahl dienstverpflichtet wurden, **sich niemals in hinreichender Weise wurde disziplinieren lassen.** In der Tat: Auch ihm wäre wahrscheinlich bald klar geworden, daß er sich einem „Idioten" unterstellt hatte, unter dessen Oberkommando eine Vernichtungsmaschinerie entstand, die seine Andeutungen in jenem Brief vom August 1939 eher noch übertraf. Möglich, daß dieser Mann sich dann nicht mit papierenen, akademisch-vornehmen Warnungen und Beschwörungen begnügt hätte, wie es etliche seiner Kollegen nach der geglückten Versuchsexplosion mit dem sogenannten Franck-Report erstmals taten.

X

Trotz der Wirkungslosigkeit jenes ersten Protestes — die Gründe wurden schon im Abschnitt VI genannt — ist **den Physikern bis heute nichts wesentlich neues eingefallen.** Sie stehen weiterhin mit erhobenem Zeigefinger da und rufen, mit Variationen unbedeutender Art, immer noch einmal: „Wir haben dieses Teufelsspielzeug zwar erfunden, aber nun seht ihr Politiker und Generäle gefälligst zu, daß mit diesem Spielzeug nicht der totale, der weltweite Holokaust veranstaltet wird, wenn ihr damit nun wirklich spielt!" Würden dieselben Leute als Physiker in ihren Labors und an ihren Schreibtischen ähnlich phantasielos agieren und sich 40 Jahre lang nichts wesentliches neues einfallen lassen — wer würde sich heute noch für sie und ihre Physik interessieren?

XI.

Die Deutsche Physikalische Gesellschaft (DPG), deren maßgeblicher Wissenschaftshistoriker Prof. Hermann ist, ermahnt in ihrer Satzung im § 4 ihre Mitglieder, „sich dessen bewußt zu sein, daß **die in der Wissenschaft Tätigen für die Gestaltung des gesamten menschlichen Lebens in besonders hohem Maße verantwortlich** sind." Junge Mitglieder, die weder die Not und den Schrecken des Krieges aus eigener Erfahrung kennen, aber auch niemals erfahren haben, was physischer und psychischer Terror bedeuten, was ein Befehlsnotstand ist, folgern daraus im Juniheft 1985 der „Physikalischen Blätter", dem Verbandsorgan der DPG, daß „militärische Forschung" (an der ja stets auch viele Physiker beteiligt sind) „in grundlegendem Gegensatz zu den in der Satzung verankerten Ideen" stünde, also auch die nicht-nukleare Forschung und Entwicklung.[2] Sie sprachen damit aus, was heute ungezählte junge Menschen so oder ähnlich denken.

XII.

Alle diese jungen Menschen kennen bestimmt die **Geschichte der Anne Frank**, die in ihrem Tagebuch die Leiden einer jüdischen Familie in ihrem Versteck in Amsterdam während des Zweiten Weltkrieges festhielt. Hat einer von ihnen einmal darüber nachgedacht, daß es — unbeschadet aller geografischen und geopolitischen Unterschiede — kein Zufall ist, daß sich das in Amsterdam abgespielt hat und nicht etwa in der Schweiz, also vielleicht in Bern oder Zürich? In einem Land also, in dem sicherlich auch Physiker mit dazu beitrugen, daß Hitler der Preis für seinen Blitzkriegsieg zu hoch erschien und folglich auch keinem Juden ein Haar gekrümmt wurde! Widerstand gegen Unrecht und Wahnwitz, gar bis zum Martyrium, ist notwendig und ehrenvoll — eine Politik, die anderen fahrlässig, gar aus eigener Feigheit, das Martyrium auferlegt, ist höchst verwerflich.

XIII.

Als sich vor einigen Jahren einmal ein großer alter Mann der Physik, der Kieler Professor für Astrophysik Albrecht Unsöld, in den „Physikalischen Blättern" von dem Schema des gegen die Politiker und Generäle erhobenen Zeigefingers freimachte und sein Hauptaugenmerk auf die **Frage richtete, wie es denn eigentlich mit dem politischen Verstand von Spitzenphysikern aussieht,** exemplarisch an einigen deutschen politisierenden Nobelpreisträgern vorgeführt, kam er zu einem recht trivialen Ergebnis: Daß sich deren politischer Verstand keineswegs von dem des Restes der Menschheit unterscheidet. Er nannte sie zwar nicht „Idioten", doch wurde er zur Überraschung vieler trotzdem verfehmt: Da sich unter diesen Nobelpreisträgern auch Albert Einstein befand, hatte Unsöld offenbar alle jene gekränkt, die Einsteins Genialität dazu mißbrauchen, die Physiker im allgemeinen und damit vor allem sich selber zu moralischen Wesen höherer Art hochzustilisieren.[3] Das sieht vordergründig dann eben so aus, daß man einen ungeliebten General als „Idioten" abstempelt oder heute am liebsten jeden Soldaten als sturen Kommißkopf, gar als skrupellosen Killer ansieht.

XIV.

Nicht zuletzt dank des Einsatzes zahlloser amerikanischer Soldaten haben wir bei uns wieder Denk-, Rede- und Pressefreiheit. Anstatt nun ihrem hinsichtlich Ruhm und Karriere vollauf saturierten Mitglied zu danken, daß er einmal freimütig den albernen Nobelpreisträgerkult gründlich bloßlegte; statt ihn in Schutz zu nehmen (wozu sich die DPG in ihrer Satzung ebenfalls verpflichtet), als mißgünstige oder auch nur getäuschte Kollegen ihm unlautere Motive unterschoben, **wurden seine Überlegungen und die sich anbahnende Leserdiskussion in den „Physikalischen Blättern" vom damaligen DPG-Vorstand mit genau jenen Methoden unterdrückt,** deretwegen beispielsweise auch ein Einstein im Jahre 1933 Deutschland verlassen hatte: Verdächtigungen und Unterstellungen traten an die Stelle von sachlicher Kritik, wie sie sonst unter Wissenschaftlern üblich ist; die Mitglieder wurden durch ge-

„Die entfesselte Macht des Atoms hat alles außer unserer Denkweise verändert."
Albert Einstein

„Jeder Einsatz von Atomwaffen zerstört sozial mehr als er politisch verteidigen kann."
Philipp Sonntag, ‚Verhinderung atomarer Katastrophen', Osang-Verlag 1981

„Die wahre Physik ist jene, der es eines Tages gelingen wird, den Menschen in seiner Gesamtheit in ihre kohärente Darstellung der Welt zu integrieren."
Teilhard de Chardin

„Wir müssen den Menschen befreien von dem Kosmos, den die Physiker und Astronomen konstruiert haben, von einem Kosmos, in dem er seit der Renaissance eingesperrt ist."
Alexis Carrel, Chirurg und Nobelpreisträger

„Die Elektronen sind die Träger des Geistes. Und da sie einmal unserem Körper angehört haben und unser gesamtes Ich darstellen und eine gemeinsame Erinnerung an ein Stück Lebenserfahrung besitzen, hört der Gang des Geistes mit unserem biologischen Tod nicht auf."
Jean Charon, ‚Der Geist und die Materie', Szolnay-Verlag 1982

„Jedes Ereignis wird vom gesamten Universum beeinflußt, und obwohl wir diesen Einfluß nicht in Einzelheiten beschreiben können, erkennen wir doch eine Ordnung, die in statistischen Gesetzen ausgedrückt werden kann."
Fritjof Capra, Atomphysiker und Philosoph

„Heute besteht ein großes Maß an Übereinstimmung, daß der Strom unserer Erkenntnisse sich in Richtung einer nicht-mechanischen Wirklichkeit bewegt; das Universum beginnt mehr wie ein großer Gedanke denn wie eine große Maschine auszusehen."
James Jeans, engl. Physiker

zielte Halbwahrheiten, die bekanntlich gefährlicher sind als plumper Schwindel, hinters Licht geführt; geltendes Presserecht und interne Redaktionsabsprachen wurden ignoriert und der Schriftleiter, obwohl ohnehin nur noch formal verantwortlich, in die Wüste geschickt.[4] Viele Mitglieder waren empört, einige Zeitungen und Rundfunkanstalten berichteten zum größten Ärger des DPG-Vorstandes darüber. Doch nach einiger Zeit herrschte in der Deutschen Physikalischen Gesellschaft nach diesen ärgerlichen Auseinandersetzungen um die Atombombe und ihre Hexenmeister wieder Ruhe. Man konnte sich wieder ungestört der Wissenschaft zuwenden, der reinen ebenso wie der angewandten.

XV.

Es mutet aus der Rückschau sonderbar an, wie in jenen Jahren 1980 und 1981, als die Diskussionen und die Demonstrationen um die nukleare Nachrüstung der NATO ihrem Höhepunkt entgegenstrebten, als aber auch schon deutlich wurde, daß die zugehörigen Genfer Verhandlungen ausgehen würden wie das Hornberger Schießen, wie da um einer angeblichen „Majestätsbeleidigung" willen (selbst wenn es eine solche gewesen wäre, was machte das schon!) **die deutsche Physikergemeinschaft sich von ihrem Vorstand, der offensichtlich um ganz etwas anderes besorgt war als um Verantwortung, aus einer so wichtigen Diskussion herausmanövrieren ließ,** statt um einen eigenen, jetzt besonders angebrachten Beitrag bemüht zu sein. Stattdessen erschien im Februarheft 1982 der „Physikalischen Blätter" ein Aufsatz von Prof. Hermann, womit er auf Wunsch des DPG-Vorstandes die erregten Gemüter endgültig besänftigen sollte.[5]

XVI.

Die erwähnten jungen Physiker erhielten auf ihren Leserbrief, in dem die Frage nach dem Verhältnis von Wissenschaft und Rüstung, von Physikern und Generälen erneut aufgeworfen wird, ganze zwei private Zuschriften **— die Deutsche Physikalische Gesellschaft aber schweigt.** Wie sollte vor dem Hintergrund der geschilderten Ereignisse auch eine überzeugende Antwort möglich sein, zumal wenn heute eines ihrer einflußreichsten Mitglieder öffentlich und wie mit einem untergründigen Behagen von „idiotischen" amerikanischen Generälen berichtet, man gleichzeitig aber vielfältig, etwa in Gestalt der Mitglieder aus der Industrie, direkt und indirekt mit solchen „Idioten", deutschen und amerikanischen, zusammenarbeitet und dieselben dann natürlich als höchst ehrenwerte Herren schätzt und respektiert?

XVII.

Noch ehe das vierzigjährige Gedenken der ersten Atombombenabwürfe verstrichen war, sorgte die Weltraumverteidigungsinitiative SDI für neue Aufregung. Jetzt ist es der Sozioökonom Peter Atteslander von der Universität Augsburg, der in „Bild der Wissenschaft" im Zusammenhang damit von der unerträglichen Arroganz der politischen Macht schreibt, die „Nobelpreisträger als nur partiell nützliche Idioten abqualifiziert".[6] Von der nicht minder unerträglichen Arroganz mancher (partieller) Wissenschaftler hat dieser gute Mann offenbar noch nie etwas gehört oder gar selbst erfahren.
Ob es im Umgang von Wissenschaftlern, Politikern und Militärs nicht zweckdienlicher wäre, nach Unsölds Vorbild ganz auf den „Idioten" zu verzichten? Daß dies vielleicht weiterführen könnte, darauf deutet auch eine Zuschrift Prof. Victor F. Weisskopfs vom Massachusetts Institute of Technology (MIT) in Cambridge, Mass., USA, an „Bild der Wissenschaft" hin, die Prof. Hermann hinsichtlich des Generals Groves eines besseren belehrt, indem er als ein selbst Beteiligter dessen verallgemeinernde Aussage als unzulässig zurückweist.[7] Offenbar ging es dem Historiker hier gar nicht so sehr um die Mitteilung dessen, „wie es eigentlich gewesen ist" (Leopold v. Ranke); vielmehr wollte er wohl nur einer bei seinen Lesern vermuteten Grundstimmung etwas entgegenkommen.
Was hätte wohl Albert Einstein zu alledem gesagt? Vielleicht hätte es ihm derart die Sprache verschlagen, daß ihm nichts anderes übrig geblieben wäre, als herzhaft zu lachen — so dröhnend, wie bekanntlich eigentlich nur er es konnte!

Quellenhinweise

1) Armin Hermann: Der Schritt in das Atomzeitalter, Bild der Wissenschaft (BdW) 8/1985, Seite 86 ff.
2) M. Vollmer, F. Mayer, M. Meyberg: Differenzen zur Satzung der DPG, Physikalische Blätter (Phys. Bl.) 6/1985, Seite 164.
3) Albrecht Unsöld: Albert Einstein — Ein Jahr danach, Phys. Bl. 11/1980, Seite 337 ff.
4) Siehe hierzu beispielsweise: Zum Artikel von A. Unsöld, „Albert Einstein — Ein Jahr danach" (DPG-Vorstandsbeschluß), Phys. Bl. 3/1981, Seite 65; Albrecht Unsöld: Ein Jahr danach, sowie Rudolf Haag u. Harry Lehmann: Albert Einstein — Zwei Jahre danach, Phys. Bl. 7/1981, Seite 229 f.
5) Armin Hermann: Einstein und kein Ende, Phys. Bl. 2/1982, Seite 36 ff.
6) Peter Atteslander: Krieg der Sterne — gegen die Wissenschaftler? BdW 12/1985, Seite 60
7) Viktor F. Weisskopf: Zu „Der Schritt in das Atomzeitalter", Leserzuschrift, an BdW 3/86, Seite 6.

Stimmen zur Zeit, Graz, 36/4. April 1986 3

Stimmen zur Zeit

Medieninhaber und Herausgeber: Aula-Verlag Ges.m.b.H., A-8010 Graz, Merangasse 13, Telefon (0 316) 37 0 09.
Geschäftsführer: Dipl.-Vw. Herwig Nachtmann

Schriftleitung: Dr. Werner Widmann
Andreas Mölzer
Erscheinungsort Graz
Verlagpostamt 8010 Graz
Druck: druck & grafik, 8053 Graz, Laboratoriumstraße 33, Tel. (0 316) 29 23 20

Stimmen zur Zeit

Grundlegende Richtung der Freien Monatsschrift „Die AULA":
Die AULA tritt ein für:
Die deutsche Volks- und Kulturgemeinschaft sowie für die Freiheit und Unabhängigkeit der Republik Österreich.
Die Grundsätze der sozialen Marktwirtschaft auf Grundlage des Privateigentums und der Vertragsfreiheit
Das Recht auf Selbstbestimmung der Völker, das ist nach innen die funktionierende, parlamentarische Demokratie nach außen die Anerkennung des Rechtes auf eigenständige, freie Entwicklung der Völker und Volksgruppen.
Die Freiheit der Wissenschaft und für Wahrheit in Forschung und Lehre im Sinne der abendländischen Kulturtradition.

Offenlegung gem. § 25 Mediengesetz:

Eigentümer: Herausgeber und Verleger: AULA-Verlag Ges.m.b.H., verantwortlich für den Inhalt: Dr. Werner Widmann, beide 8010 Graz, Merangasse 13, Tel. 0 316/37 0 09, Erscheinungsort Graz, Verlagspostamt 8010 Graz.

Druck: „AUSTRIA" Manfred Agath GesmbH., 8010 Graz, Sackstraße 16.

Medieninhaber: Freiheitliche Akademikerverbände Steiermark (48,4 %), Wien-Niederösterreich-Burgenland (25 %), Oberösterreich (8,3 %), Salzburg (8,3 %), Tirol-Vorarlberg (5 %), Kärnten-Osttirol (5 %).

Geschäftsführer: Dipl. Volkswirt Herwig Nachtmann, Aufsichtsrat RA Dr. Ewald Büchler (Vors.), Univ.-Prof. DDr. Waldemar Jud, Dr. Alfred Jelinek, RA Dr. Ingo Theyer, Mag. Peter Zacke.

ikgs

RUMÄNIENDEUTSCHE WISSENSCHAFTLER

JOHANN HEUFFEL

Der Botaniker und Arzt **Johann Heuffel** wurde 1800 in Moder (Tschechoslowakei) geboren und starb am 12. September 1857 in Lugosch. Er studierte Medizin in Wien und Budapest und praktizierte sie dann über drei Jahrzehnte hindurch in Arad und Lugosch (1826—1857). Parallel mit der medizinischen Tätigkeit untersuchte er als Botaniker eingehend die Flora des Banats und verfaßte mehrere Monographien. Sein Hauptwerk ist die **„Enumeratio plantarum in Banatu temesiensi sponte crescentium et frequentius cultarum"** (1855). Der namhafte rumänische Biologe Traian Săvulescu, der lange Zeit hindurch Vorsitzender der Akademie war, vertrat die Ansicht, daß diese Arbeit die vollständigste Aufzählung der Banater Flora enthält. Heuffel entdeckte über 50 neue Pflanzengattungen. Viele sind nach ihm benannt : Iris lapida Heuff, Eufforbia lingulata Heuff usw. Als begeisterter, klarblickender Mensch begrüßte er die Revolution von 1848 und gehörte dem Revolutionskomitee des Kreises Karasch-Severin an. Nach der Niederschlagung der Bewegung wurde er zeitweilig seines Amtes als Kreisarzt enthoben und war allerlei Repressionen ausgesetzt.

JOHANN MARTIN HONIGBERGER

Eine äußerst interessante Persönlichkeit war **Johann Martin Honigberger**. Er wurde am 10. März 1795 in Braşov (Kronstadt) geboren und starb hier am 18. Dezember 1869. Obwohl er über keine materiellen Mittel verfügte, um Hochschulkurse zu besuchen, widmete er sich verschiedensten, wissenschaftlichen Beschäftigungen. Dafür begegneten ihm nicht wenige Mitbürger mit Neid oder Mißachtung. Genährt wurden diese Einstellungen insbesondere nach dem europäischen Widerhall seines Lebens- und Reisebuchs **„Früchte aus dem Morgenland"** (I. Ausgabe 1851).

Honigberger war Naturwissenschaftler, Forschungsreisender, Apotheker, er galt als Praktikant der Medizin, betätigte sich als Orientalist, Ethnograph, Archäologe und Philologe. Als Autodidakt eignete er sich umfassende Kenntnisse an. Er unternahm fünf Expeditionen nach dem Orient (Türkei, Syrien, Indien, Afghanistan Ägyten usw.), nahm dabei vielseitige Studien vor, brachte reiche ethnographische und numismatische Sammlungen heim, bekämpfte mit anerkanntem Erfolg eine Reihe von Epidemien und praktizierte erfolgreich die homöopathische Medizin (als wahrer Wegbereiter auf diesem Gebiet). Honigberger stellte ein wertvolles Glossar der medizinischen Botanik in zwei Sprachen zusammen, beschrieb und sammelte seltene Pflanzen und Minerale. Er entwickelte die Herstellung von Sprengstoffen, die die Inder im Kampf gegen die britischen Truppen verwendeten. Gewisse Beobachtungen im Bereich der ansteckenden Krankheiten berechtigen zur Behauptung, daß er ein Vorläufer der Bakteriologie wa.

JOHANN CHRISTIAN GOTTLOB BAUMGARTEN

Johann Christian Gottlob Baumgarten wurde am 7. April 1765 in Luck (Deutschland) geboren und starb am 29. Dezember 1843 in Sighişoara (Schäßburg). Er studierte Medizin, Naturkunde und Philosophie in Leipzig, wo er 1791 den Titel eines Doktors der Medizin erlangte ; seine Arbeit behandelte die botanischen, chemischen und medizinischen Eigenschaften der Ulmenrinde. Später bestand er auch das Doktorat im Bereich der Philosophie. In Deutschland veröffentlichte er eine ausgesprochene Pionierarrbeit auf dem Gebiet der plastischen Chirurgie. 1793 siedelte er nach Sieberbürgen über, angezogen von der interessanten Pflanzenwelt dieser Gebiete, die er in einer Wiener Sammlung studiert hatte. Er war Mitglied der weltweit bekannten Linné-Gesellschaft aus Leipzig. Als Arzt in mehreren Städten Siebenbürgens, insbesondere in Sighişoara (Schäßburg), erlangte er ein besonderes Ansehen. Besonders bekannt wurde er in lokalen und europäischen wissenschaftlichen Kreisen durch die Veröffintlichung der ersten gedruckten Synthese der Flora Siebengürgens (nach der von Iosif Benkö, die verlorengegangen ist) : **„Enumeratio stirpium Magno Transilvaniae Principatui praeprimis indigenatum in usum nostratum botanophilorum conscripta"** (3 Bände, 1816), die auch zahlreiche von ihm identifizierte Gattungen anführt (Cerastium fontanum Baumg, Heracleum panatum Baumg usw).

I. M. Ştefan

RUMÄNIENDEUTSCHE WISSENSCHAFTLER

Einer der ersten Ärzte Siebenbürgens war **Paulus Kyr (1505—1588)**, ein guter Freund von Johannes Honterus, den er in einem Brief „compater meus carissimus“ (mein sehr geliebter Gevatter) nannte. Er wurde in Braşov (Kronstadt) geboren, studierte Medizin in Wien, Padua und Ferrara und wurde am 14. April 1534 Doktor der Medizin. Nach der Heimkehr wurde er zum Arzt seiner Stadt ernannt und in den Stadtrat gewählt. Seine Fachkenntnisse erfreuten sich eines besonderen Ansehens sowohl in Siebenbürgen als auch in der Moldau und in der Walachei. Zu seinen Patienten gehörten Petru Rareş, Alexandru Lăpuşneanu, Petru Cercel, Mihnea Turcitul, Johann Zápolya, Sigismund Báthori und andere namhafte Persönlichkeiten. Verdienstvolles leistete er auch bei der Bekämpfung verheerender Epidemien.

Dr. Paulus Kyr war nicht nur ein namhafter Arzt sondern auch Professor an dem von Johannes Honterus gegründeten Gymnasium. Er ist der Verfasser des Buches **„Sanitatis Studium“** (1551), des ersten medizinischen Werkes, das in Rumänien veröffentlicht wurde. In diesem Band werden die Symptome gewisser Krankheiten, ihre Bekämpfung und Verhütung, die Rolle der Ernährung, der Leibesübung und der seelischen Zustände beschrieben. Aufschlußreich betont er im Vorwort: „Was nützt es dem Menschen, wenn er reich, berühmt, edel beredsam und schön ist und doch seine Gesundheit verliert? Wird er dadurch nicht arm und unglücklich?“.

Arzt und auch Fachmann auf dem Gebiet der Naturkunde war **Johann Hedwig (1730—1799)**. Er wurde in Braşov (Kronstadt) geboren und beendete hier seine Grund- und Mittelschulstudien. Medizin studierte er in Leipzig und bestand hier 1759 seine Doktorprüfung. Sein Hauptinteresse galt aber der Naturkunde. Er ist der Autor wichtiger Entdeckungen und Arbeiten im Bereich der Botanik und galt zu seiner Zeit als bester Kenner der Moose. Er entdeckte die Geschlechtsorgane der Kryptogamen, beschrieb die Phasen ihrer Entwicklung und arbeitete ihre Klassifizierung aus, die auch heute noch gültig ist. Er wurde, wie der Historiograph Hans Barth schrieb, ein „Linné der Moose“ genannt. Mehrere Pflanzengattungen sind nach ihm benannt **(Hedwigia balsanifera** usw.). In ganz Europa als namhafter Wissenschaftler bekannt, wurde er zum Mitglied berühmter Akademien und Gesellschaften aus Deutschland, England, Schweden, der Schweiz und aus anderen Ländern gewählt.

Julius Römer (1848—1926) wurde ebenfalls in der Stadt unter der Zinne geboren. Er studierte Naturkunde in Wien, Jena (mit E. Haeckel) und Heidelberg. Er war Professor am Honterus-Gymnasium und anschließend an einer Mädchenschule. Römer war Begründer der „Gesellschaft der Kronstädter Naturfreunde“, Doktor honoris causa der Universität aus Breslau und Ehrenmitglied mehrerer wissenschaftlicher Gesellschaften des Auslands. Er beschäftigte sich in seinen Werken mit dem Studium der Siebenbürger Flora (vor allem um Kronstadt) erforschte die geologische Struktur des Burzenlandes und die Kohlevorkommen in Siebenbürgen. Julius Römer gilt als Pionier des Naturschutzes in unserem Land und förderte zielstrebig Darwins evolutionistische Theorie (was ihm seitens sächsischer Konfessionskreise Unannehmlichkeiten einbrachte). Er war ein Förderer des Tourismus in Siebenbürgen und regte den Bau von Schutzhütten auf dem Königsstein, dem Butschegi-Gebirge usw. sowie die ersten Trassenmarkierungen an.

I. M. Ştefan

Tribuna România, Bukarest
15. 11. 1982
Seite 12

Unmenschliche Rechnung des Bukarester Sklavenhalters Ceauşescu

Oder: Wie oltenische Schlitzohrigkeit jeder Vernunft spottet

Nun ist es also soweit! All das langjährige biedermännische Freundlichsein gegenüber dem Bukarester Regime und seinen Vertretern in der Bundesrepublik erhielt jetzt in einem von Ceauşescu unterzeichneten Dekret eine **eindeutige Quittung.** Freundschafts- und Verständigungsbezeugungen waren dem Bukarester kommunistisch-nationalistischen Ideologieapostel als Aufwertung seines Images vor der westlichen Öffentlichkeit jederzeit hochwillkommen, auf seine beispiellos zynische Verhaltensweise gegenüber unseren noch unter seinem Willkürzepter verbliebenen Landsleuten und deren Schicksal **hatten sie keinerlei positive Wirkung. Im Gegenteil!**

Ein Machwerk von weltweitem Einmaligkeitswert

Ceauşescus neuestes Machwerk, sein **„Dekret über die Pflichten jener Personen, die beantragen, sich endgültig im Ausland niederzulassen . . .“**, besagt in insgesamt 8 Artikeln nicht mehr und nicht weniger, als daß Personen, denen die endgültige Ausreise **gestattet** wird, die Ausgaben für **„. . . ihre Schulung, Ausbildung und Weiterbildung, einschließlich der Stipendien des Lyzeal-, Hochschul-, postlyzealen Unterrichts, in Devisen** (Artikel 2) rückzuentrichten haben. Die entsprechenden Summen werden von Ceauşescus Staat festgelegt. Ausgenommen von dieser in Artikel 2 festgeschriebenen Nachzahlungsverpflichtung sind jene Personen, die **„zum Zeitpunkt der Billigung ihres Gesuchs für endgültige Ausreise das gesetzlich festgelegte Alter für die Arbeits- und Altersrente erreicht haben. Die Rückzahlung hat vor der Ausfolgung des Ausreisepasses zu geschehen“.** (Artikel 3). Dabei gehen **„Bauten und Bodenflächen“** dieser Personen (also ihr bislang nicht enteigneter oder seit Kriegsende und der damaligen Enteignung wieder erworbener Besitz, wie Wohnhäuser, dazugehörende Hof- und Gartenflächen usf.), **„in den Besitz des staates über“.** (Artikel 5). Natürlich ohne Entschädigung; nicht einmal eine **formale** Entschädigung erfolgt mehr, wie das bisher der Fall war.

„Nationales Kulturgut ist desgleichen dem Staat zu übergeben, zu einem Preis“, den wiederum **der Staat festlegt.** (Artikel 6). (Der Staat bestimmt auch, was alles als „nationales Kulturgut“ zu betrachten ist.)

Artikel 7 sorgt dafür, daß jene nicht ungeschoren davonkommen, **„die das Land illegal verlassen“,** oder von einem **„genehmigten Auslandsbesuch nicht fristgerecht** (oder überhaupt nicht mehr) **zurückkehren“.** Ihr zurückgelassener Besitz wird gepfändet, bis zur Begleichung aller o. g. Forderungen. (Hierfür reicht nicht einmal im Traum ein eventuell zurückgelassener Besitz.) Was im Dekret nicht gesagt wird, jedoch sicher so gehandhabt werden soll – die Durchführungsbestimmungen zum Dekret werden ein Kapitel für sich sein – ist die Tatsache, daß Personen unter Artikel 7 ihre in Rumänien zurückgelassenen nächsten Angehörigen nicht freibekommen, bevor sie nicht für sich und für diese Angehörigen die entsprechenden Zahlungen abgeleistet haben.

Doch damit nicht genug! Zwar nicht eigens in einem Artikel festgehalten, doch im Vorspann des Dekrets in die zu leistende Vergütung einbezogen sind die **„. . . unentgeltliche** (medizinische) **Betreuung und ein breites System der Sozialversicherung und -fürsorge . . . sowie die übrigen Dienstleistungen“.** Was man hier alles unterbringen und aufrechnen kann, ist ganz unvorstellbar. (Beispielsweise ließen sich die horrenden Summen aufrechnen, die für den jährlichen Landeswettbewerb „Cîntarea Patriei“ hinausgeworfen werden.) Und für die Begleichung der im Vorspann des Dekrets angeführten Ausgaben ist **keine Ausnahme** vorgesehen, beispielsweise etwa für Rentner.

Um den Hohn vollkommen zu machen, sieht Artikel 4 des Dekrets vor, daß **„. . . vom Zeitpunkt der Genehmigung der endgültigen Ausreise bis zum effektiven Verlassen des Landes alle Ausgaben für ärztliche Betreuung, Taxen und Gebühren für touristische Dienstleistungen sowie jedwede andere Taxe und Gebühr, in Devisen zu entrichten sind, so wie dies von Ausländern ohne Wohnort in der Sozialistischen Republik Rumänien“** zu erfolgen hat.

Wer soll das bezahlen?

Wenn man berücksichtigt, daß erst **nach der Genehmigung der endgültigen Ausreise** eine für den Bundesbürger unvorstellbare bürokratische, langatmige, Wochen, ja Monate dauernde Prozedur **anlaufen muß** (Auflösung des Arbeitsverhältnisses, Beschaffung bestimmter, multipler Akten, Räumung, Instandsetzung und Übergabe des Hauses bzw. der Wohnung, Erlangung von Durchreisevisa durch andere Länder, der Einreisevisa in die Bundesrepublik oder ein anderes Land, Kauf der Reisepapiere bzw. Fahrkarten oder Flugticketts, Programmierung beim Zollamt und dann effektive Verzollung des zur Mitnahme gestatteten Gepäcks – maximal 70 kg je Person – usw., usf.) – das alles kann von den jeweils zuständigen Stellen und Behörden beliebig verzögert, d. h. verlängert werden – wenn man also einerseits die sehr lange Zeitspanne bedenkt, die hier in Artikel 4 des Dekrets angesprochen ist, andererseits weiß, daß ausländische Touristen in Rumänien pro Tag und Person 10 US-Dollar (oder **die entsprechende Summe in anderen Devisen umwechseln müssen,** daß sie aber mit dem dafür erhaltenen rumänischen Geld nicht einmal die Hotel- und Verköstigungskosten in den sogenanntne **Ausländerhotels** (in die sie ja müssen) begleichen können (die Differenz ist wiederum in Devisen aufzubringen, von den anderen im Dekret angeführten Kosten ganz zu schweigen), dann wird klar, daß allein in Artikel 4 des Dekrets – also für den **Zeitraum von der Genehmigung und bis zur effektiven Ausreise** – so große Ablösesummen festgelegt wurden, daß diese in der Regel für die **im westlichen Ausland lebenden Verwandten des Ausreisewilligen eindeutig unerschwinglich sind.** Die betroffenen Umsiedlungswilligen selbst kommen für diese Zahlungen schon deshalb von vornherein nicht in Betracht, wiel sie überhaupt keine Devisen besitzen, ihnen ja auch seit Kriegsende und bis zur Stunde der Besitz von ausländischen Devisen bei hoher Strafandrohung untersagt ist, und – wie vom Dekret bestimmt – ja letzter Besitz auch enteignet, aber auf keinen Fall als Devisen anerkannt wird.

„Schuld“-Unterlagen

Zu allem Überdruß ist die vorgesehene Devisen-Ablösesumme keine Pro-Kopf-Pauschale, sondern es sind – wie dies das Dekret formuliert – **„die Schulden“** der Ausreisewilligen **„gegenüber dem Staat, den sozialistischen Einheiten und anderen Organisationen“.** Mit anderen Worten, man kann die Höhe des Betrags für jeden einzelnen eigens und willkürlich festsetzen, man kann nichts nachkontrollieren, reklamieren oder gar als unrichtig einklagen, denn der Willkürstaat, seine Behörden, Instanzen, Institute, Institutionen, Organisationen und nicht zuletzt die Ceauşescu-Hörigen – ob freiwillig oder gezwungen, spielt keine Rolle – einzelnen Beamten, Angestellten und Funktionäre setzen nicht nur die jeweiligen Preise fest, sie allein besitzen oder **fabrizieren** die Schuld-Unterlagen. (Allein die hier verborgenen Ansätze zum heimlichen und privaten Kassieren von Schmiergeldern überschreiten alle finanziellen Möglichkeiten der Betroffenen.)

Und man beachte! Es handelt sich keineswegs – wie das bei oberflächlichem Lesen scheinen könnte – um einen eventuell kleinen, besser geschulten Personenkreis, wie etwa Akademiker. In Rumänien ist der Zehnklassenunterricht schon länger für jedermann **verpflichtend!** Er gilt als Lyzealunterricht (und wird eingefordert), bietet allerdings keine Grundlage für den Lebensunterhalt. Ihm schließt sich der postlyzeale Unterricht an, z. B. in technischen und Fachlyzeen, die die sogenannten „hochqualifizierten **Arbeiter**“ ausbilden. In Artikel 2 sind eigentlich auch Meisterschulen u. ä. erfaßt; eben alles, was unter den Begriffen **Ausbildung** und **Weiterbildung** verstanden werden kann. Auch fordert man nicht einfach Stipendien ein; Artikel 2 sagt ausdrücklich **„. . . die Ausgaben für ihre Schulung, Ausbildung und Weiterbildung . . . einschließlich der Stipendien . . .“** Es geht also offensichtlich um den Bau, die Ausstattung, den Unterhalt der Bildungsstätten, um den finanziellen Aufwand für das wissenschaftliche, das Lehr- und administrative Personal usf.

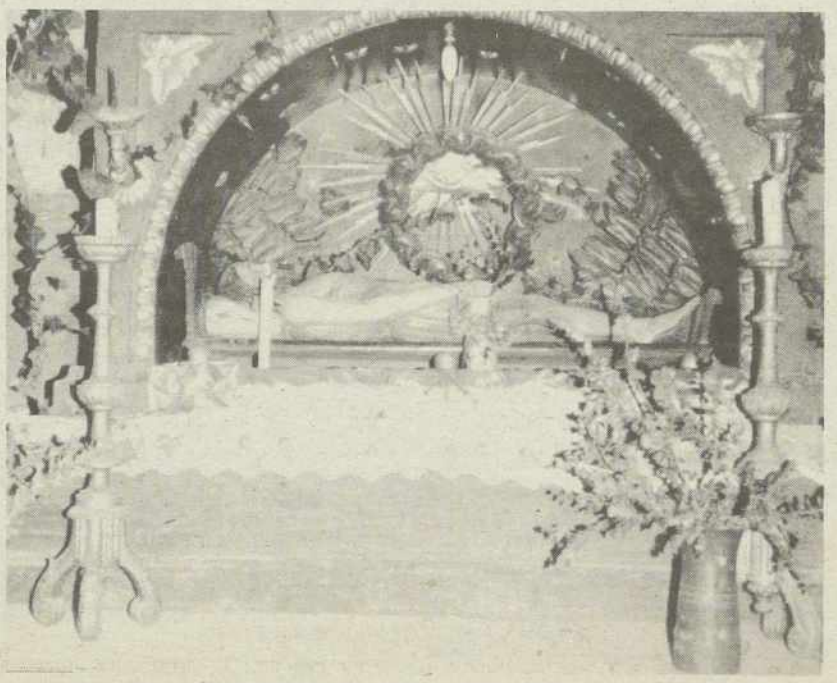
Im Falle der Kosten für medizinische Betreuung, Sozialversicherung u. a. sind vornehmlich alte Leute und Rentner angesprochen und, wie bereits unterstrichen, dafür sieht das Dekret keinerlei Ausnahmen vor!

Hier wurden nur die bedeutendsten Devisen-„Ansprüche“ Ceauşescus erläutert. Aus dem Dekret lassen sich noch eine ganze Reihe anderer möglicher Zahlungsforderungen herausdeuten. Wird dieses Dekret tatsächlich angewandt, dann hatten alles in allem noch niemals in der Menschheitsgeschichte und noch nirgendwo auf dem Erdball Sklaven weniger Chancen, sich jemals von ihrem Sklavendasein freizukaufen, als derzeit die ausreisewilligen Rumäniendeutschen.

Diesmal ist nicht allein die Bundesregierung gefordert, **diesmal handelt es sich um ein geradezu unglaubliches Zähneblecken, um den öffentlichen Affront gegen das Weltgewissen schlechthin!** J. Hammer



Sieben Miletitscher am Taufstein in ihrer Heimatkirche. (Siehe auch den Bericht „Zwei Tage voller Erinnerungen“.)



Das „Heilige Grab“ in der Heimatkirche Miletitsch. (Siehe auch den Bericht „Zwei Tage voller Erinnerungen“,)

Zwei Tage voller Erinnerungen

Besuch der alten Heimatgemeinde Miletitsch

Die Idee war gut und kam vom Schuster Mathias aus Oldenburg. Sofort waren neun Personen Feuer und Flamme. Am 10. September 1982 gings dann mit zwei Pkw los. An „Bord“ waren Mathias Schuster mit Gattin, seine Schwester Res mit Gatten, Georg Messner mit Gattin, Leni Ganzmann und Theresia Hess geb. Pohl mit Gatten.

Nach drei Tagen „Wiener Romanze“ fuhren wir am 13. September in Spielfelden über die Grenze nach Jugoslawien und dann über Waraschdin, Marburg nach Essegg, wo wir übernachteten. Am nächsten Morgen gings weiter Richtung Miletitsch.

Gegen Mittag des 14. September fuhren wir über die Mostongbrücke in unser Dorf, das wir vor 38 Jahren verlassen mußten. Hier hielten wir an und wischten uns die Tränen der Erschütterung aus den Augen. – Nach einem guten Mittagessen bei Miko, unternahmen wir einen ersten Streifzug durch das Dorf. Argwöhnische Blicke begleiteten uns vom ersten Moment an. Wir ließen uns nicht erschrecken, als wir schon in der ersten Stunde von der Miliz angehalten wurden. Hier erwies sich die serbische Sprache vom Messner Georg und seiner Frau als sehr nützlich. – Dann zogen wir weiter zu unseren Geburtsstätten. Nach einer höflichen Anfrage fanden wir überall Einlaß. Wir wurden mit Schnaps, Kaffee und Wein von den jetzigen Bewohnern gut bewirtet. Auch machten wir eifrig vom Foto-Apparat Gebrauch. Viele herrliche Bilder nahmen wir aus der alten in die neue Heimat mit.

So zogen wir zwei Tage durch Miletitsch. Unserer alten Kirche statteten wir einen längeren Besuch ab. Eine ältere Frau zeigte uns alles, vom Meßgewand bis zum Kelch.

Nach diesen Tagen voller Erinnerungen fuhren wir am 16. September gegen 9 Uhr mit einem letzten Blick auf die alte Heimatgemeinde wieder Richtung Deutschland. – Zum Schluß meiner kleinen Schilderung möchte ich allen Teilnehmern dieser Fahrt voller Erlebnisse für die gute Kameradschaft danken. Ich hoffe, daß wir uns irgendwann wieder einmal zu einer Fahrt wiederfinden. Gruß

Euer Walter

Lest und verbreitet den volksbewußten „Donauschwaben“

Versorgungsnot in Rumänien – Hilfe für Banater Schwaben

Nach übereinstimmender Meinung der Caritas-Zentrale in Freiburg und dem Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz in Bonn sowie verschiedener Presseberichte ist die Versorgungslage in Rumänien sogar noch schlechter als die in Polen. Die neuesten Ausreiseerschwernisse potenzieren die Not zur Verzweiflung. Hilfe ist dringend geboten. Da aber im Falle Rumänien nur Hilfe von Person zu Person möglich ist, empfiehlt die Landsmannschaft der Banater Schwaben folgenden Weg über die Caritas: Für ein Paket von 9 Kilo hiesiger hochwertiger Ware zahlt man auf das Konto des Deutschen Caritasverbandes Freiburg, Karlstraße 40, Postscheck Karlsruhe 7 97 55 (BLZ 660 100 75) einen Betrag von 117,50 DM ein. Der Empfänger hat für ein solches vorverzolltes Paket auch keine Postgebühren zu bezahlen, er erhält es frei Haus mit folgendem Inhalt: 1 Liter Speiseöl, 1 Kilo Michpulver, 1 Kilo Margarine im Becher, 1 Kilo Zucker, 340 Gramm Frühstücksfleisch, 500 Gramm Frankfurter Würstchen, 500 Gramm verschiedene Wurstkonserven, 400 Gramm löslichen Kakao, 500 Gramm Kaffee, 1 Kilo Reis, 500 Gramm Grieß, 450 Gramm Schinken in Dosen, 400 Gramm Corned Beef. Bei Einzahlungen für Pakete nach Rumänien müssen erstens der Verwendungszweck „Betrifft: Lebensmittelpaket für Rumänien“ und zweitens die genaue Adresse des Empfängers angegeben sein – beide deutlich lesbar (Druckschrift oder Schreibmaschine). Wer keine Empfängeradresse anzugeben in der Lage ist, sollte statt dieser einen allgemeinen Wunsch vermerken: Kriegshinterbliebene, Kriegsversehrte, Kranke, Alleinstehende, Waisen usw. Für jede Einzahlung erhält man eine entsprechende Spendenquittung von der Caritas zwecks steuerbegünstigter Vorlage beim Finanzamt.

Bundespost: Alle Pakete nach Rumänien kommen dort an

Wiederholte Meldungen, wonach Geschenkpakete für Rumänien ihre Empfänger nicht erreicht haben, sondern wieder in die Bundesrepublik zurückgekehrt seien (siehe DS vom 12. Dezember), haben jetzt die Oberpostdirektion Freiburg zu einer Stellungnahme veranlaßt. Bei den zurückgeschickten Paketen handle es sich ausnahmslos um Bahn-Expreß-Sendungen, teilte gestern die Pressestelle der OPD mit. Der Bundespost hingegen sei kein einziger Fall eines nicht ordnungsgemäß angekommenen Geschenkpaketes bekannt. (sz)

Denkt an die da drüben

Dregger prüft Neuauflage der Vertreibungsdokumentation

Der Vorsitzende der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, Dr. Alfred Dregger, will prüfen, ob die Dokumentation über die Vertreibungsverbrechen neu aufgelegt werden kann. In einer Dr. Dregger zugeleiteten Entschließung der Bundesdelegiertenversammlung der Landsmannschaft Schlesien war unter anderem die Erwartung ausgesprochen worden, daß die Bundesregierung die Dokumentation der Vertreibungsverbrechen endlich der Öffentlichkeit zugänglich machen wird. In seiner Antwort erklärte Dregger, daß die frühere amtliche Dokumentation fast völlig vergriffen sei. Er werde prüfen lassen, wie es „um eine zusammenfassende Darstellung und Auswertung des vergriffenen oder derzeit nicht allgemein zugänglichen Materials“ stehe. oprS

Hier: die überzeugende Leistungsbilanz der jetzigen Bundesregierung! Es fehlt nur der Hinweis auf den erlaubten Mord am keimenden Leben, auf den Terrorismus und die Zerrüttung unseres Schulwesens - alles bewirkt durch von Ideologien verseuchtes blödes, geduldetes Reformertum ohne Wurt und Volksliebe!



Kurt Ziesel vertritt die Deutschland-Stiftung e. V. als Herausgeber des DEUTSCHLAND-MAGAZIN

Das Ende des »Machers«

Die Wirklichkeit hat eine Legende zerstört: die Legende vom Alleskönner und großen „Macher" Helmut Schmidt. Ausgerechnet er, der in Feldwebel-Manier alle Welt kritisiert und sich für den größten Wirtschaftsexperten hält, hat im Laufe der 13jährigen Herrschaft der SPD/FDP-Koalition als Finanz- und Wirtschaftsminister wie auch als Kanzler einen wirtschaftlichen Niedergang angerichtet, der ihn zum Kaputt-Macher in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland qualifiziert. Wenn ihm dies heute die Opposition vorwirft, pflegt er mit selbstgerechter Arroganz darauf hinzuweisen, daß wir immer noch besser dran seien als andere Länder. Offenbar betrachtet er dies als sein Verdienst. In Wirklichkeit aber konnte dank der Politik Adenauers und Erhards eine Aufbauleistung vollbracht werden, die unser Land gegenüber Wirtschaftskrisen widerstandsfähiger als andere westliche Demokratien gemacht hat. Dies schlägt immer noch zu Buche. Helmut Schmidt ruht sich auf den Lorbeeren Adenauers und Erhards aus. Doch der Lorbeer welkt – dank Schmidt.

Blicken wir zurück: Sozialisten und Liberale übernahmen 1969 die Macht in einem Staat, der in voller wirtschaftlicher Blüte stand, der praktisch keine Schulden, keine Arbeitslosigkeit, keine Inflation hatte. Die 25 Millionen Arbeitnehmer erhielten ein Einkommen, das nicht von direkten und indirekten Steuern dezimiert wurde. Die Außenpolitik ruhte auf der ungetrübten Sicherheit des Bündnisses der westlichen Demokratien. Dann aber wurde uns von den neuen Menschheitsbeglückern verheißen: mehr Lebensqualität, mehr Demokratie, mehr Freiheit, mehr soziale Gerechtigkeit und dazu die Entspannung mit dem Ostblock.

Die „Entspannung" wurde zur Kapitulation vor kommunistischen Gewaltregimen. Sie bedeutete Hinnahme von Landraub und Verletzung der Menschenrechte, bedeutete Vertiefung der deutschen Spaltung. Die „Entspannung" wurde zum Vehikel für Moskaus gigantische Aufrüstung. Und was das „Mehr" an Demokratie betrifft: Die Bürokratie hat unerträgliche Ausmaße erreicht. Anderthalb Millionen zusätzliche Beamte und Angestellte im Öffentlichen Dienst verwalten heute den Bürger. Eine wahre Sintflut von Gesetzen und Verordnungen erstickt unsere Freiheit des Handelns. Und die soziale Gerechtigkeit der angeblichen Arbeitnehmer-Partei SPD, die uns der Macher versprach? Sozialismus und Ausbeutung des arbeitenden Menschen sind gewissermaßen identische Begriffe geworden.

In einer Rede vor der SPD-Bundestagsfraktion legte der Kanzler kürzlich geradezu einen Offenbarungseid seiner Regierungspolitik ab. Er gestand: Seit der Machtübernahme der SPD/FDP-Koalition sei die Belastung der Arbeitnehmer mit Lohnsteuern und Sozialabgaben von 22,7 auf 31,7 Prozent gestiegen. Für jede Mark Lohnerhöhung zahle der Bürger heute bereits mehr als 50 Pfennig Abgaben. 1970 seien es 34 Pfennig gewesen.

Selbst diese Zahlen sind geschönt. Denn die indirekten Steuern auf fast alle Konsumgüter reduzieren das Einkommen nochmals um mindestens 15 Prozent. 4 Mark kostet die Schachtel Zigaretten. 3 Mark davon kassiert der Staat. 1,40 Mark kostet der Liter Benzin. 80 Pfennig davon sind Steuern. Darüber hinaus blutet jeder Bürger mit 13 oder 6,5 Prozent Mehrwertsteuer bei jedem Einkauf, den er tätigt. Der „Macher", der dies zu verantworten hat, beklagt heute scheinheilig, man habe nunmehr die Grenze der Belastbarkeit des Bürgers erreicht. Im gleichen Atemzug erhöht er den Arbeitslosenversicherungs-Beitrag auf 4,5 Prozent.

Das große Finanz- und Wirtschaftsgenie Helmut Schmidt hat die Schulden des Bundes von praktisch null auf fast 300 Milliarden Mark anschwellen lassen. Mit denen der Länder und Gemeinden – nicht zuletzt verursacht durch eine geldverschlingende Gesetzesflut des Bundes – ist die Gesamtschuld der Bundesrepublik Deutschland heute auf 700 Milliarden Mark DM angewachsen. Der Staatsbankrott ist bereits programmiert. Jedem Erwerbstätigen, einschließlich der kommenden Generationen, hat der „Macher" inzwischen 28000 Mark Staatsschulden aufgebürdet. Und was hat die Schuldenmacherei gebracht? Die Arbeitslosenzahl ist von fast null im Jahre 1969 auf zwei Millionen angewachsen. Die Zahl der Arbeitsplätze ist um 1,3 Millionen gesunken, aber auf Wahlkampf-Plakaten 1972 versprach die SPD: „Sorgen Sie dafür, das Sozialdemokraten weiter regieren, dann bleiben die Arbeitsplätze sicher . . ."

Die Rentner wurden am laufenden Band geschröpft und betrogen. Die von den Unionsregierungen verankerte Brutto-Anpassung der Renten wurde vom Tisch gewischt. Das bedeutet 15 Prozent Verlust für die Rentner allein in den letzten Jahren. Nun sollen sie weitere 4 Prozent durch Bezahlung der Krankenversicherung einbüßen. Und der „Macher" redet bereits von Besteuerung der Renten und endgültiger Abschaffung der Brutto-Anpassung.

Der „Macher" hat längst vor der eigenen Partei und vor seiner Pflicht, die Richtlinien der Politik zu bestimmen, kapituliert. Er regiert nicht mehr, denn er ist handlungsunfähig. Seinen Mangel an politischer Moral dokumentierte er mit einem Geburtstags-Telegramm an den Mauermörder Honecker. „Lieber Herr Honecker", redet er ihn an und gratuliert ihm „herzlich, mit der Hoffnung", ihm „mögen noch viele Jahre in Gesundheit und Schaffenskraft vergönnt sein". Und schließlich biedert er sich an als „Ihr sehr ergebener Helmut Schmidt". Ein deutscher Kanzler? Muß das nicht jedem freiheitsliebenden Deutschen die Schamröte ins Gesicht treiben? Was denken wohl die Eingekerkerten des „lieben Herrn Honecker" und die Mauer-Opfer über diesen Kanzler?

Der „sehr ergebene Helmut Schmidt" hat total abgewirtschaftet und unser Land ruiniert. Des „Machers" Ende ist zwar abzusehen, doch jede Verzögerung bedeutet schweren Schaden für Deutschland, den abzuwenden er geschworen hat. Wie lange wird er diesen Eid noch brechen?

Ihr Kurt Ziesel

Aus: Deutschland-Magazin, Prien, 1. September 1982

Die Aula, Graz, 7/8/1982

Aktuell



Schon als ich noch ein Volksschüler war, brachten uns tiefgläubige Bibelforscher ihren „Wachtturm" ins Haus und eine bunte Illustration darin ist mir heute sehr in Erinnerung: Es war ein Feld mit vielen Blumen, darauf weideten Schafe und fröhlich hüpften jungen Geißlein um eine Löwenfamile herum, die dort Siesta hielt. Anscheinend sind die Löwen einer Ideologie zuliebe Vegetarier geworden und die anderen Tiere wußten das. Wahrscheinlich aus der Friedensliteratur.
Ich weiß nicht, mir kam es aber schon damals nicht ganz geheuer vor, daß gerade Löwen auf Rohkost umgeschult werden könnten. Man stelle sich die Schwierigkeiten vor, mit einem Löwengebiß Gras fressen zu müssen und man stelle sich auch gleich den ganz anderen Verdauungsrhythmus bei „Löwens" mit vor, der sich zwangsläufig einstellen müßte!
Es ist eben nicht leicht, ja, es ist schlicht unmöglich, der Schöpfung auf die Dauer ins Handwerk zu pfuschen, auch wenn Ideologien mit der dahinterstehenden politischen Macht es versuchen. Es bleibt bei dem Versuch.
Ob wir es nun wollen oder nicht, wir werden uns wohl nach dem richten müssen, was unserer Natur gemäß – oder noch gemäß – ist. Die Natur gestattet keine Emanzipation. Unser naturwissenschaftlicher Beitrag heißt diesmal „Politik – Fortsetzung der Biologie mit anderen Mitteln", und schon aus dem Titel geht eine Universalerkenntnis der uns zuteil gewordenen Wirklichkeit hervor: Der Zwang zur Selbsterhaltung als Individuum, Gruppe, Stamm, Volk und wie es halt ist, auch Rasse.
Da fand ich unlängst eine Stelle im 2. Buche Samuel, 12, Vers 29 ff.:

29. Also nahm David alles Volk zuhauf und zog hin und stritt wider Rabba und gewann es
30. Und nahm die Krone ihres Königs von seinem Haupt, die am Gewicht einen Zentner Gold hatte und Edelgesteine, und sie ward David auf sein Haupt gesetzt; und er führte aus der Stadt sehr viel Beute.
31. Aber das Volk drinnen führte er heraus und legte sie unter eiserne Sägen und Zacken und eiserne Keile und verbrannte sie in Ziegelöfen. So tat er allen Städten der Kinder Ammon. Da kehrte David und alles Volk wieder gen Jerusalem.

aus der authentisch hervorgeht, wie die Juden mit den Ammonitern Schlitten gefahren sind. Aber dazu fühlten sie sich durchaus berechtigt, denn die Ammoniter – so die damalige Propaganda – waren Mischlinge zwischen Menschen und Teufeln. Damit war die Vertilgung legalisiert. Von „Vertilgung" sprach auch Scharon in einem Interview, gemeint waren diesmal aber die Palästinenser. Wie heißt doch gleich unser naturwissenschaftlicher Beitrag? Politik – Fortsetzung der Biologie mit anderen Mitteln? Also ist Krieg, als Fortsetzung der Politik, auch die Fortsetzung der Biologie mit anderen Mitteln. Das Fressen und Gefressenwerden ist in der Natur, deren Teil wir nun einmal sind, immer wahrscheinlicher als die Umschulung von Löwen auf Pflanzennahrung.
An der Sache wurmt mich nur eines: Daß man es dem einen übelnimmt, wenn er sich verteidigt, dem andern aber bestenfalls pro forma grollt. Meine Leser wissen, was ich meine. Wenn schon nach Heraklith der Krieg der Vater aller Dinge ist – er scheint ja recht zu haben! – so meint er wohl damit das ganze dynamische Naturgeschehen, seit es auf diesem Planeten Leben gibt. Nicht nur, aber doch auch den Krieg, der derzeit geführt wird um das Recht Israels gegen das Recht der Palästinenser und der geführt wird um das Recht der Palästinenser gegen das Recht der Israelis. Auf dem Buckel der Libanesen hauptsächlich. Aber das gehört so dazu.

Ihr
Dr Werner Gitzmann

MONTANA® HAUSTROPFEN
ein seit 50 Jahren bewährtes Hausmittel
für Magen, Darm und Galle

buchdruck–offset
endlosformulare
grazer druckerei e ploetz gesmbh
8020 graz bienengasse 29 + hartiggasse 4
telefon 91 46 23 + 91 46 25 · telex 03/1573

LESERBRIEF Neue Sächsische 15.4.82

Volkspolizist Zwerenz-Biograf Tucholsky's

Es gab und gibt viele Arten von Grafen so z. B. Reichsgrafen, Pfalzgrafen, einfache Grafen, dann Telegrafen und Biografen. Zu einem solchen „Grafen" hat sich der ehemalige Polizist Zwerenz gemausert.

Zwerenz nennt sich auch einen Schriftsteller (Goethe sagte einmal über Kotzebue: er schmierte wie man Stiefel schmiert) und wagte es jetzt in einer Fernsehsendung des ZDF für Kurt Tucholsky die Errichtung einer Gedenkstätte zu fordern.

Wer war eigentlich Tucholsky?

Tucholsky hatte als erster die Idee, Menschen zu vergasen und zwar deutsche Menschen. Dafür soll ihm in unserem Land eine Gedenkstätte errichtet werden? Er entwickelte schon im Jahre 1927 in der „Weltbühne" Jahrgang XXII Nr. 30 vom 26. 7. 1927 Seite 152 diesen Gedankengang und betitelte ihn mit: Freundliche Wünsche für die Deutschen.

„Es geschieht so wenig gegen den nächsten Krieg, bei dem Euch die Gedärme auch in den Städten über die Stuhllehne hängen werden.

Möge das Gas in die Spielstuben eurer Kinder schleichen!

Mögen sie langsam umsinken, die Püppchen.

Ich würde der Frau des Kirchenrates und des Chefredakteurs und der Mutter des Bildhauers und der Schwester des Bankiers wünschen, daß sie einen bitteren, qualvollen Tod finden, alle zusammen. Wer aber sein Vaterland im Stiche läßt in dieser Stunde, der sei gesegnet."

Tucholsky unterscheidet sich nicht im Geringsten von den Mordaufrufen eines Ilja Ehrenburg oder der Anna Seeghers – durch Jochen Fuchs kräftiger Hilfe – jetzt Ehrenbürgerin von Mainz.

In Abänderung des bekannten Schlagers muß man dem Genossen Vopo zurufen: ach wärest du doch in Zwickau geblieben.

Diese antideutsche Fernsehsendung wurde am Donnerstag, dem 18. 3. 1982 – wie schon erwähnt – vom ZDF ausgestrahlt. Es wäre höchste Zeit, daß das ZDF den Namen in ADF d. h. Antideutsches Fernsehen ändert.

Hans Heinz Ortner